Geschichte

der

deutschen Literatur

von der ältesten bis auf die neuere Zeit

mit Beispielen

aus den besten Werken der Poesie und Prosa.

Zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht

von

Klotilde von der Horst.

Zweiter Theil.

Detmold.

Verlag von Clemens Helwing.

(Meyer'sche Hofbuchhandlung.)

1870.

Uebersicht des Inhalts.

Vierte Periode.

Von Anfang des 17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts. (Von 1625–1720.)

Erste Hälfte der vierten Periode.

Seite

Einleitung 1

Allgemeine Charakteristik der Poesie dieses Zeitraums. Ueber die poetischen Gesellschaften. Ueber die prosaischen Erzeugnisse dieser Zeit. 1

Erste Gruppe. Erste schlesische Schule.

Martin Opitz 6
Gedichte: An die Deutschen 7
Lebenslust 8
Nachtklage. 8
Wer Gott das Herze giebet 9
Die Epistel am Sonntag Quinquagesima 9
Aus dem zweiten Buch des Trostgedichts in Widerwärtigkeiten des Krieges 10
Paul Flemming 11
Gedichte: Nach des sechsten Psalmes Weise 12
Tugendleben. 13
Das getreue Herze 14
Liebesklage 14
Wie er wolle geküßt sein. 14
Auf Herrn Thimothei Poli neugebornen Töchterlein Christinen Absterben 15
Sonette: An Sich. 16
Er beklagt die Aenderung und Furchtsamkeit jetziger Deutschen 16
Andreas Gryphius 17
Gedichte: Vanitas, Vanitatum, Vanitas 19
Auf seine Vermählung 20
Sonette: Mitternacht. 20
Dominus de me cogitat 21
Johannes Heermann 21
Lied: Ein täglich Gebet 22
Martin Rinkart 22
Lied: Tischgebet. 23
Julius Wilhelm Zinkgref 23
Lied: Mein feines Lieb 24
Aus Zinkgrefs Apophtegmata 25
Kaiser Friedrich I., genannt Rothbart 25

Seite
Kaiser Otto I., genannt der Große 25
Kaiser Sigismund 26
Ernst Christoph Homburg 26
Lied: Der verlorne Cupido 26
Zacharias Lundt 27
Lied: Wie Liebe bindet 27
Andreas Tscherning 27
Lied: Denk' an Gott 28
Georg Neumark 29
Trostlied 29
Friedrich von Logau 30
Epigramme: Lebensregel 30
Die Sünden 31
Freundschaft mit Gott 31
Der Tod 31
Kirche und Gewissen 31
Der Sonne und der Menschen Untergang 31
Die Welt oder Gott 31
Die gute Sache 31
Neues Jahr 31
Das Beste der Welt 31
Freundschaft 31
Weisheit 31
Strafe 32
Schmeichler 32
Lüge 32
Selbsterkenntniß 32
Thorheit 32
Unbedachtsamkeit 32
Nicht zu viel 32
Begräbnißkosten 32
Kleider machen Leute 32
Wissenschaft 32
Die deutsche Sprache 32
Geld 32
Französische Kleidung 33
Frankreich 33
Ein Hofmann 33
Hofkünste 33
Hofwerkzeug 33
Kampfbereit 33
Geduld 33
Von meinem Buch 33
Von meinen Reimen 33
Johann Grob 33
Epigramme: Verblendete Gerechtigkeit 34
Halber Adel 34
Gesundheiten 35
Schneider 35
Ueber eines Bäckers neues Haus 35
Auf den Dietrich 35
Verschwiegenheit 35
Jung gewohnt, alt gethan 35
An den Leser 35
Joachim Rachel 35
Aus der Satyre: Der Poet 36
Johann Michael Moscherosch 37
Aus Moscherosch's sechstem Gesicht: Die Höllenkinder 38
Sprüche und Gedichte aus Philanders von Sittewald Gesichten 42

Seite

Zweite Gruppe. Königsberger Schule.

Einleitung 43
Robert Roberthin 44
Lieder: Früher Tod 44
Mailied 45
Heinrich Albert 46
Lieder: Morgenlied 46
Frömmigkeit, der Jungfrau schönstes Kleid 47
Lied 47
Simon Dach 47
Lieder: Aennchen von Tharau 48
Lob der Freundschaft 49
Ich liebe Kunst und freien Muth 50
Lohn der Frommen 50
Johann Peter Titz 51
Lied: Christliche stille Musik 52

Dritte Gruppe. Nürnberger Schule.

Einleitung 52
Georg Philipp Harsdörffer 53
Lied: Gleichnisse 54
Prosa aus Nathan und Jotham: Die Veränderung 54
Johann Klaj 55
Lied: Bitte der Künste um Frieden 55
Siegmund von Birken 56
Lied: Entschluß zu lieben 57
Prosa: Aus dem Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich 57
Kaiser Maximilian auf der Martinswand 57
Michael Kongehl 59
Lied: Die erwünschte Heimath 59
Johann Rist 59
Lied: Selbstbeherrschung 60

Vierte Gruppe. Deutschgesinnte Genossenschaft.

Einleitung 61
Philipp von Zesen 61
Lieder: Tanzlied, einem edlen Pferde gesungen 62
Abdankung der Liebe 63
Verachtung der Weltfreuden und Verlangen nach dem ewigen seligen Leben . . . 64
Jakob Schwieger 64
Lieder: Von seiner Muse 65
Nachruhm 66
Georg Greflinger 66
Lieder: An Floren 66
Auf die Rückreise 67
David Schirmer 67
Winterlied 68
Regina von Greiffenberg 69
Sonette: Gottlobende Frühlingslust 69
Das vermehrte Verlangen 69

Fünfte Gruppe. Dichter und Prosaiker dieser Zeit, die zu keiner der genannten Gruppen gehören.

Georg Rudolf Weckherlin 70
Epigramme: Ueber einen Spiegel 71
Der Hofmann 71
Grabschrift einer Zänkischen 71
Sonett: Die Liebe ist Leben und Tod 71
Lieder: Kennzeichen eines glückseligen Lebens 72
Ode an die Soldaten 72
Friedrich von Spee 73
Lieder: Lob Gottes 73

Seite
Sehnſucht nach oben 74
Hans Wilhelm Lauremberg 74
Aus dem vierten Scherzgedicht 76
Von allemodiſcher Poeſie und Reimen 76
Jakob Balde 76
Gedichte: Die Göttin des Frühlings 77
Lebensregeln an einen Jüngling 78
Dietrich von dem Werder 79
Paul Gerhardt 79
Lieder: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen 80
Ich erhebe Herr zu dir 81
Frauenlob 82
Johann Frank 83
Lied: Auf das Feſt Maria Reinigung 83
Sibylla Schwarz 84
Sonett: Das Herz der Geliebten 85
Johannes Scheffler 85
Lieder: Ergebung an die ewige Liebe 86
Wo Chriſtus zu finden ſei 86
Sprüche: Der nächſte Weg zu Gott 87
Den Himmel kann man ſtehlen 87
Der Reiche iſt wahrhaftig arm 87
Das Gewiſſen iſt ein Wegweiſer 87
Neue und alte Liebe 87
Die Sünde allein iſt ein Uebel 87
Der Spiegel 87
Die Sünden 87
Die Einſamkeit 87
Ohne Warum 88
Das Höchſte iſt ſtille ſein 88
Die Liebe ſucht nicht Lohn 88
In dir muß Gott geboren werden 88
Die Demuth 88
Das Edelſte, das Gemeinſte 88
Das Werk bewährt den Meiſter 88
Anmaßung iſt der Fall 88
Der Weiſe fehlt nie das Ziel 88
Johann Balthaſar Schupp 88
Aus dem Freund in der Noth 90
Lied: Morgenlied 100

Zweite Hälfte der vierten Periode.

Einleitung 101
Erklärung der Gründe, warum die erſte ſchleſiſche Schule zahlreichen Widerſtand fand; die hauptſächlichſten Gruppen ihrer Gegner und deren poetiſche Grundſätze 101

Erſte Gruppe. Zweite ſchleſiſche Schule.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau 105
Gedicht: Die Welt 106
Daniel, Kaspar von Lohenſtein 106
Sonett: Umſchrift eines Sarges 107
Hans Aßmann, Freiherr von Abſchatz 107
Lieder: Bekenntniß 108
An die Deutſchen 108
Oſtergedanken 109
Epigramme von Abſchatz 109
Sparſamkeit 109
Eile mit Weile 109
Freundlichkeit 109
Hoffarth 109
Des Weiſen Spiegel 109

Seite
Faulheit 109
Gute Dinge 109
Drei böſe Dinge 110

Zweite Gruppe. Erſte Gegner der Schleſier.

Chriſtian Weiſe 110
Lied: Er beſchuldigt Dorinde der Zauberei 111
Proſa von Weiſe 112
Aus dem Roman: Die drei ärgſten Erznarren, 26. Capitel 112

Dritte Gruppe. Zweite Gegner der Schleſier.

Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von Canitz 114
Aus Canitzens dritter Satyre: Von der Poeſie 115
Johann von Beſſer 116
Gedicht: Die durch Melindens Thränen ſiegende Traurigkeit 116
Benjamin Neukirch 117
Aus Neukirchs ſechſter Satyre: Wider unwiſſende Richter 117

Vierte Gruppe. Niederſachſen.

Chriſtian Wernicke 118
Epigramme: Auf die Mäßigkeit 119
Die Tugend und der Lorbeerbaum 119
Almoſen 119
Verfloſſene und gegenwärtige Zeit 120
Ihr wiſſet nicht, was ihr bittet 120
Blumenreiche Gedichte 120
Ueber gewiſſe Gedichte 120
Auf Aſtolph, den hochtrabenden Poeten 120
Auf ein gewiſſes Sonett 120
Beſchaffenheit der Ueberſchriften 120
Barthold Heinrich Brockes 120
Gedichte aus dem irdiſchen Vergnügen in Gott 121
Große Buchſtaben 121
Die Ameiſe 122
Karl Friedrich Drollinger 122
Geiſtliche Ode: „Ueber die Unſterblichkeit der Seele“ 123

Fünfte Gruppe. Dichter und Proſaiker dieſer Zeit, die zu keiner der genannten Gruppen gehören.

Johann Chriſtian Günther 125
Gedichte: An Leonoren 126
Roſenlied 127
Als er ſich ſeiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnert 127
Die ſeufzende Geduld 128
Chriſtian Knorr von Roſenroth 129
Morgenlied 129
Quirin Kuhlmann 130
Der 13. Kühlpſalm 131
Gerhardt Terſteegen 131
Lied: Kommt Chriſten 132
Joachim Neander 133
Lied: Vertrauen auf Gottes Vorſehung 133
Benjamin Schmolk 134
Lieder: Das vergnügte Herz bei der ſparſamen Ernte 135
Sterbelied 135
Hans Jakob Chriſtoph von Grimmelshauſen 136
Aus Grimmelshauſens Simplicius 138
Das achte Capitel des erſten Buches 138
Das zwölfte Capitel des erſten Buches 140
Chriſtian Scriver 142
Aus Gotthold’s zufälligen Andachten 144
Das ſpielende Kind 144

Seite
Der fruchtbare Baum 144
Samuel von Butschky 145
Aus dessen Schriften 145
Die besten Freunde 145
Abraham a Santa Clara 146
Aus dessen Judas, der Erzschelm 148
1. Theil, 16 Capitel: Undankbarkeit 148
1. Theil, 9. Capitel: Die Jungfrau 150
Adam Olearius 150
Aus dessen Moscowitischer und Persianischer Reisebeschreibung: 5. Buch, 14. Capitel, Von der Kleidung der Perser 151

Fünfte Periode.

Von 1720—1770 oder von Haller bis Klopstock.

Einleitung 152
Vergleich der Poesie der vorigen Perioden mit derjenigen des vorliegenden Zeitraums 152

Erste Gruppe. Vorbereitende Dichter dieser Zeit.

Albrecht von Haller 155
Gedichte: Die Tugend 157
Ode über seine geliebte Marianne 159
Aus dem Gedicht: Die Alpen, Anfang 159
Aus dem Gedicht: Ueber den Ursprung des Uebels, zweites Buch 162
Aus dem vierten Buch des Romans Usong 165
Friedrich von Hagedorn 168
Gedichte: Das Hühnchen und der Diamant 170
Der Guckguck und die Lerche 170
Der Hase und viele Freunde 170
Johann, der Seifensieder 171
Der Falke 172
Die verliebte Verzweifelung 178
An den verlornen Schlaf 179

Zweite Gruppe. Gottsched und seine Anhänger, sowie dessen Gegner Bodmer und Breitinger und deren Anhänger.

Einleitung 180
Ueber den Kampf der Leipziger mit den Schweizern, Ursachen dieses Kampfes und Angabe der Mitglieder beider Parteien 180

a) Gottsched und seine Anhänger.

Johann Christoph Gottsched 183
Aus Gottscheds Versuch einer kritischen Dichtkunst: Von verblümten Redensarten . 186
Luise Adelgunde Victoria Gottsched 188
Aus den Briefen der Frau Gottsched 189
Neununddreißigster Brief 189

b) Gottscheds Gegner.

Johann Jakob Bodmer 191
Aus Bodmers kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter, 7. Abschnitt 193
Johann Jakob Breitinger 196
Aus Breitingers kritischer Dichtkunst, 3. Abschnitt 196
Christian Ludwig Liscov 199
Aus Liscovs Satyre: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen 201
Johann Georg Sulzer 208
Aus Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste: Harlekin 209

Seite

Dritte Gruppe. Sächſiſche Schule.

Einleitung . . . 210
Carl Chriſtian Gärtner . . . 211
Konrad Arnold Schmid . . . 212
Gottlieb Fuchs . . . 212
Chriſtlob Mylius . . . 212
Johann Chriſtian Krüger . . . 213
Friedrich Karl Kaſimir, Freiherr von Creuz . . . 213
Chriſtian Fürchtegott Gellert . . . 213
Aus Gellerts Fabeln . . . 216
Der Maler . . . 216
Der Wucherer . . . 216
Der Tanzbär . . . 216
Das Heupferd oder der Grashüpfer . . . 217
Geiſtliche Lieder: Bitte . . . 217
Der thätige Glaube . . . 218
Anfang der 20. moraliſchen Vorleſung . . . 218
Von der Demuth . . . 218
Gottlieb Wilhelm Rabener . . . 220
Aus Rabeners Verſuch eines deutſchen Wörterbuches . . . 221
Compliment . . . 222
Ewig . . . 223
Aus Rabeners freundſchaftlichen Briefen . . . 224
Rabener an den Cabinetsſecretair Ferber . . . 224
Johann Elias Schlegel . . . 228
Aus Schlegels lyriſchen Gedichten . . . 229
Die mühſame Weisheit . . . 229
Gleichniſſe auf die Liebe . . . 229
Lied auf eine ſchöne Melodie . . . 230
Johann Adolph Schlegel . . . 230
Lied: Vertrauen auf Gott . . . 231
Abraham Gotthelf Käſtner . . . 231
Aus Käſtners Epigrammen . . . 232
Auf jagende Studenten . . . 232
Auf einen Trauerſpieldichter . . . 232
Leibnitz . . . 232
Die Vortheile der Weisheit . . . 232
An einen Virtuoſen . . . 232
Die poetiſche Krönung . . . 233
Dichterhöhe . . . 233
Als ein Buchhändler eines Materialiſten Tochter heirathete . . . 233
Der Autor der Pucelle . . . 233
Der Maler . . . 233
Als eines Dichters Manuſcripte von Mäuſen gefreſſen wurden . . . 233
Auf eine Degenklinge . . . 233
Eine Geſundheit auf Rabener . . . 233
Freiheitserklärung . . . 233
Grabſchrift auf ſich ſelbſt . . . 234
Johann Andreas Cramer . . . 234
Johann Arnold Ebert . . . 235
Aus Eberts Liedern: Weinlied . . . 236
Aus den Ueberſetzungen griechiſcher Skolien . . . 236
Nikolas Dietrich Giſecke . . . 237
Erſte Ode aus deſſen Geſchenk für meine Daphne . . . 237
Aus den geiſtlichen Liedern . . . 238
In einer langwierigen Krankheit . . . 238
Friedrich Wilhelm Zachariä . . . 238
Der Phaeton . . . 239
Johann Friedrich Freiherr von Cronegk . . . 253
Lieder: Troſt . . . 254
Abendandacht . . . 255
Die verkleidete Liebe . . . 255

Seite

Vierte Gruppe. Preußische Dichterschule.

Einleitung . . . 255
Samuel Gotthold Lange . . . 257
Jakob Immanuel Pyra . . . 258
Alexander Gottlieb Baumgarten . . . 258
Georg Friedrich Meyer . . . 258
Johann Joachim Ewald . . . 258
Johann Friedrich Löwen . . . 258
Klamer Eberhard Karl Schmidt . . . 258
Johanne Charlotte Unzer . . . 258
Wilhelm Ludwig Gleim . . . 259
Aus den Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers . . . 261
Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs 1757 . . . 261
Aus den anakreontischen Liedern . . . 261
Entschluß . . . 261
An einen Wassertrinker . . . 261
Vorsatz . . . 261
Der Mensch ist eine Blume . . . 262
An Solly . . . 262
Aus den Fabeln und Erzählungen . . . 262
Die Gärtnerin und die Biene . . . 262
Das Pferd und der Esel . . . 262
Die Elster und der Uhu . . . 263
Die Grille und die Ameise . . . 263
Die Milchfrau . . . 263
Der arme Mann und sein Kind . . . 264
Aus den goldenen Sprüchen des Pythagoras . . . 264
Johann Nikolas Götz . . . 265
Aus Götzens Liedern . . . 266
Thamire an die Rosen . . . 266
Von der Freude . . . 266
Abschied von Frankreich . . . 266
Das Vergnügen . . . 266
Der Bund des Thyrsis und der Daphne . . . 267
Johann Peter Uz . . . 267
Aus Uzens scherzhaften Liedern . . . 268
Der Sommer und der Wein . . . 268
Die Wünsche . . . 269
Oden und Lieder ernsten Inhalts . . . 269
Die wahre Größe. (An Herrn Gleim.) . . . 269
Die Wissenschaft zu leben . . . 270
Vertrauen auf Gott . . . 271
Aus den poetischen Briefen . . . 272
Sechster Brief an Herrn Canonicus Gleim . . . 272
Ewald Christian von Kleist . . . 276
Aus Kleist's lyrischen Dichtungen . . . 278
Liebeslied an die Weinflasche . . . 278
Lob der Gottheit. (Hymne.) . . . 279
Aus Kleist's epischen Dichtungen . . . 281
Irin. (Idylle.) . . . 281
Aus dem Frühling . . . 282
Inhalt desselben . . . 282
Der Garten . . . 282
Karl Wilhelm Ramler . . . 283
Sehnsucht nach dem Winter . . . 285
An den Frieden . . . 285
Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzug 1763 . . . 286
Der Tod Jesu. (Eine geistliche Cantate.) . . . 287
Anna Luise Karsch . . . 292
Lieder: An ihren verstorbenen Oheim . . . 293
Dorimön und Amarinthe in ihrer neuen Wohnung . . . 294

Seite
Johann Georg Jakobi 295
Lieder: Zweifel 296
Lied 296
Der Sommertag 297
An die Nachtigall 297
Unſchuld 297
Die Mutter 297
An meinen Vater 298
Die Heimath 299
An meine Wanduhr 299
Die Linde auf dem Kirchhof 300
Auf das Feſt Aller Seelen 301
Am Aſchermittwoch 302
Das Freiburger Wochenblatt an ſeine Leſer 302
Liebe 303
Johann Benjamin Michaelis 304
Fabeln: Die Biene und die Taube 305
Das Turteltäubchen und der Stößer 305
Die Hunde und die Katze 306
Epigramme: An einen Freund 306
Auf ein todtes Bienchen, das Gleim in einer Wieſenblume fand 306
An die Parzen 306
Lied: Minnehold an Teuthard 306

Fünfte Gruppe. Unabhängige Schriftſteller dieſer Zeit.

Einleitung 306
Karl Heinrich von Bogatzky 307
Johann Ludwig Konrad Allendorf 307
Philipp Friedrich Hiller 307
Sibylla Rieger 308
Chriſtoph Karl Ludwig von Pfeil 308
Johann Gottlob Krüger 308
Johann Samuel Dietrich 308
Johann Bernhard Baſedow 308
Joachim Heinrich Campe 309
Chriſtian Gotthilf Salzmann 309
Johann Heinrich Peſtalozzi 309
Aus Peſtalozzi's Fabeln 310
Schwamm und Gras 310
Der Wind und der Schiffer 310
Johann Jakob Duſch 311
Gottlieb Woltersdorf 311
Johann Philipp Lorenz Withof 311
Friedrich Freiherr von Gemmingen 312
Johann Samuel Patzke 312
Iſak Iſelin 312
Joſeph Sonnenfels 312
Mathias Schröckh 312
Cornelius Hermann von Ayrenhoff 313
Balthaſar Münter 313
Gottlieb Wilhelm Burmann 313
Johann Timotheus Hermes 313
Chriſtoph Chriſtian Sturm 314
Johann Joachim Winkelmann 314
Aus Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums, 4. Buch, 1. Capitel . . 317
Magnus Gottfried Lichtwer 324
Eingang zum erſten Buch der Fabeln 325
Die Katzen und der Hausherr 326
Der Hänfling 326
Das ſchlechte Tuch 326
Der Vater und die drei Söhne 327
Der kleine Töffel 327

	Seite
Die ſeltſamen Menſchen	328
Johann Gottlieb Willamov	329
Die Gans und der Fuchs	330
Die Eule und der Rabe	331
Zwei Affen	331
Der Eſel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus, die Sonne	331
Der Menſch, das Vergnügen, der Schmerz	331
Gottlieb Konrad Pfeffel	332
Der junge Haſe	333
Das Einhorn	333
Der Tod und ſeine Candidaten	334
Die Kirchenvereinigung	334
Ibrahim	335
Das Gebet	336
Die Tabakspfeiſe	337
Johann Joachim Eſchenburg	339

Vierte Periode.

Von Anfang des 17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts (von 1625—1720).

Erste Hälfte.

Einleitung.

Werfen wir einen Blick zurück auf die besprochenen drei Perioden der Literaturgeschichte, so sehen wir, daß in der ersten die Poesie, sowie die gesammte Bildung in den Händen der Geistlichkeit war; in der zweiten beides ausschließliches Eigenthum des Adels und der Ritterschaft wurde; und in der dritten Periode dieselben auf den Bürger und Handwerkerstand übergingen. Bei der vierten Periode, an der wir jetzt angekommen sind, waren es die Gelehrten, die sich der Literatur bemächtigten, und ihr den Stempel der Gelehrsamkeit aufprägten, den sie durch die ganze Periode hindurch bewahrte. Anfänglich war das Einmischen der Gelehrten der Poesie nicht nachtheilig, da diese, sowohl durch die Bekanntschaft mit der Literatur der alten Völker, wie der Griechen und Römer, als auch der neuern, wie der Italiener und Franzosen neue Stoffe und Formen in die Poesie brachten, wodurch sie an Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit gewann. Doch bald artete dieses Anlehnen an das Fremde in Nachahmerei aus; man warf die alten Formen und die kräftigen nationalen Stoffe gänzlich weg, und suchte für beides in der Fremde Ersatz. Hätte man diesen Ersatz nun bei den großen Mustern der Griechen und Römer, statt bei den Franzosen und Niederländern gesucht, die schon schlechte Nachahmer der Alten waren, so würde wenigstens die allgemeine Zerrüttung der Poesie, wie sie gegen die Mitte des vorliegenden Zeitraums eintrat, vermieden worden sein. Doch waren die meisten Gelehrten der damaligen Zeit selbst zu pedantisch, um das erkennen zu können. Und diese Pedanterie spiegelt sich auch mit wenig Ausnahmen in den Erzeugnissen der Poesie sowohl wie der Prosa ab. Es ist die Poesie des Verstandes, die uns hier entgegentritt; eine Poesie, die nützen und belehren sollte, statt, wie es ihre eigentliche Aufgabe ist, zu erfreuen und zu erheben. Und um sie nicht zu trocken und langweilig zu machen, suchte man sie durch Aeußerlichkeiten, wie verschönernde Beiworte, hochtrabende und gesuchte Bilder, Anspielungen auf die römische Mythologie und dergleichen, zu beleben. —

Daß durch die Herrschaft des Fremden in der Poesie das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes noch mehr unterdrückt ward, als es schon durch die traurige Zerrüttung Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges geschehen, ist natürlich. Am meisten machte sich dieser Mangel in

der epischen Poesie bemerkbar, die nicht bestehen kann, wo das nationale Bewußtsein und die Thatkraft eines Volkes gänzlich fehlen, wie damals bei den Deutschen. Es wurde daher die epische Poesie beinah gar nicht bearbeitet; sogar die Fabel und der Schwank, die zu Ende der vorigen Periode so sehr beliebt waren, geriethen in Vergessenheit.

Auch die didaktische Poesie war wenig vertreten, außer der Satyre und dem Epigramm wurde dieselbe sehr wenig bearbeitet, was darin seine Erklärung findet, daß, da die gesammte Poesie auf Belehrung gerichtet war, man nicht darauf verfiel, Gedichte mit ausschließlich belehrendem Inhalt abzufassen.

Die lyrische Poesie fand am meisten Bearbeitung und stand, verhältnißmäßig, trotz der vielen Verirrungen, auch noch am höchsten. Besonders auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenliedes wurde viel Anerkennenswerthes geleistet. Der Charakter des Kirchenliedes hatte sich insofern geändert, daß die meisten Kirchenliederdichter des vorliegenden Zeitraums mehr wie diejenigen der vorigen Periode die individuellen Gefühle und Herzensergüsse des Einzelnen ausdrückten. Zu Ende des Zeitraums artete diese, mehr Gefühlspoesie in Sentimentalität aus, und verlor sich dadurch in weinerliche Breite und Weitschweifigkeit; einige Kirchenliederdichter, die dieser Verirrung entgegenarbeiten wollten, geriethen nun ihrerseits zu sehr in die Verstandespoesie, wodurch deren Lieder zu gereimten Darstellungen der Glaubenslehre herabsanken. Die andern Erzeugnisse der lyrischen Dichtung stehen weit hinter dem Kirchenliede zurück; und auch die besten Dichter der Zeit hielten sich nicht ganz frei von den Mängeln derselben. Besonders schädlich war es, daß alle Dichter der Sitte huldigten, auf jede nur denkbare Veranlassung Gelegenheitsgedichte abzufassen. Man kann, ohne zu übertreiben, behaupten, daß die größere Hälfte der Gedichte des 17. Jahrhunderts Gelegenheitsgedichte sind; und nur einzelne der besten Dichter, wie Flemming und Günther, verstanden es, das bestimmte äußere Verhältniß durch die Behandlung zur poetischen Allgemeinheit zu erheben, wie Göthe von einem guten Gedichte verlangt, während die meisten Dichter der Zeit so sehr an die Gelegenheitsdichterei gewöhnt waren, daß sie sich zur Darstellung ihrer Gedanken und Empfindungen an äußere Verhältnisse anlehnen mußten. Volkslieder, sowie volksthümliche Schriften überhaupt hat man aus dem vorliegenden Zeitraum beinah gar keine. Nur das Kriegs- und Soldatenlied konnte sich bei der kriegerischen Zeit entfalten. Viele derselben sind später verloren gegangen, weil sie nicht aufgezeichnet waren; viele der uns erhaltenen sind, wie es wohl bei dem damaligen Verfall alles feinen Gefühls nicht anders möglich war, wild und roh. Unter die bessern gehört das aus der Zeit der Türkenkriege stammende bekannte Lied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter.“

Noch mehr wie bei den andern Dichtarten machte sich bei der dramatischen Poesie der Einfluß des Fremden bemerkbar. Man baute nicht auf dem in der vorigen Periode bis zu einem gewissen Grad ausgebildeten deutschen Drama fort, sondern begründete gleichsam ein neues Drama, welches aus-

schließlich auf Nachahmung beruhte. Zunächst wies Martin Opitz, der überhaupt der Begründer der ganzen damaligen Poesie war, auf die Alten. Er selbst verfaßte zwar keine eignen Dramen; doch gab er den Anlaß zur Nachahmung der antiken Tragödie durch seine Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles und der „Trojanerinnen" des Seneca. Daß er hier wenigstens auf die Griechen und Römer zurückging, bewahrte das deutsche Drama vor gänzlichem Verfall; wenn es auch immerhin zu beklagen ist, daß dadurch das deutsche Element auch in der dramatischen Poesie zu sehr unterdrückt wurde. Man hat aus dieser Zeit Tragödien, Komödien und Schauspiele. Besonders aber wurden zu Ende der Periode die Oper, das Singspiel und die sogenannten Schäferspiele vielfach bearbeitet. Die ursprünglich deutschen Dramen, wie das Fastnachtsspiel, aus dem sich später die reine Hanswurstkomödie entwickelte, sowie die im Sinne der englischen Komödien geschriebenen Dramen: die sogenannten Haupt- und Staats-Actionen, blieben ohne weitern Einfluß auf die Ausbildung des Dramas und verschwanden nach und nach gänzlich von den Bühnen. Nur noch in Marionetten- und Puppentheatern wurden sie dargestellt.

Die einzelnen Dichtergruppen oder Schulen dieser Periode können am besten nach Ländern unterschieden werden, da sich in einigen Gegenden Dichterschulen bildeten, deren Mitglieder meistens, wenn auch nicht alle aus demselben Lande stammten.

Was die Sprache betrifft, so begann dieselbe, die auf einer so hohen Stufe der Ausbildung stand, durch den Einfluß der fremden, vorzüglich der französischen Literatur, von ihrer Höhe herabzusinken. Zunächst machte sich dieser Einfluß bei den höheren Ständen geltend; an den Höfen fing man an, sich ausschließlich der französischen Sprache zu bedienen, und wie früher schon die Gelehrten die Muttersprache zu verachten. Die Gelehrten verunstalteten dieselbe durch Einmischung lateinischer Worte; die Vornehmen durch den Gebrauch französischer Redensarten. Man suchte zwar auf mancherlei Weise diesem Uebel zu steuern, besonders durch Stiftung von Sprachgesellschaften. Der erste Verein, welcher mit der Absicht gegründet wurde, dem Verderben der Sprache entgegenzuarbeiten, war die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, der nicht nur das Vorbild aller spätern Vereine der Art wurde, sondern unter allen auch die größte Wichtigkeit erlangte. Derselbe wurde im Jahr 1617 in Weimar bei einer Versammlung mehrerer Fürsten auf Anregung des Weimarischen Geheimraths und Hofmarschalls Kaspar von Teutleben gestiftet, und bestand hauptsächlich aus Fürsten und Adeligen. Bis ungefähr um die Mitte des 17. Jahrhunderts dauerte die Wirksamkeit dieser Gesellschaft, dann löste sie sich nach und nach auf. Die erste Nachahmung des Palmenordens war: die aufrichtige Tannengesellschaft, die 1633 in Straßburg von Jesaias Rümpler von Löwenhalt und Matthias Schneuber gegründet ward. Da sie keinen äußern Halt an vornehmen und einflußreichen Mitgliedern hatte, wie der Palmenorden und ihre Leistungen auch sehr gering waren, dauerte sie nur wenige Jahre. Größeres Aufsehen machte die deutsch-

gesinnte Genossenschaft, die sich 1643 in Hamburg bildete und bis zum Jahr 1705 erhielt. Ihr Stifter war der, auch als Dichter bekannte, Philipp von Zesen. Ein anderer Verein war der gekrönte Hirten- und Blumenorden, oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz, im Jahr 1644 zu Nürnberg von Philipp Harsdörfer und Johann Klaj gestiftet; beide gleichfalls als Dichter bekannt. Obgleich die Wirksamkeit des Blumenordens nicht über das 17. oder den Anfang des 18. Jahrhunderts hinausging, so erhielt sich derselbe doch bis auf den heutigen Tag, freilich in bescheidener Stille als ein gemüthlicher Verein gebildeter Männer. Eine der untergeordnetsten dieser Gesellschaften ist der Elbschwanenorden, den Johann Rist zu Pinneberg in Holstein 1656 in's Leben rief, der aber sogleich nach dem Tod seines Stifters 1676 wieder einging.

So erfolglos die Bemühungen der Sprachgesellschaften im Allgemeinen auch waren, und so wenig sie die immer mehr um sich greifende Einmischung fremder Bestandtheile in die deutsche Sprache besiegen konnten, so hatten sie doch die glückliche Wirkung, daß sich wenigstens die Sprache der Poesie von dem Verderben ziemlich frei erhielt. Opitz, der die neuhochdeutsche Sprache, die im vorigen Zeitraum für die Poesie noch nicht entschieden durchgedrungen war, eigentlich erst zur Sprache der Poesie erhoben hatte, und der die Vortheile, welche daraus erwuchsen, zu sehr einsah, war mit seinen Anhängern besonders bemüht, dem Eindringen des Fremden in dieselbe zu widerstehen. Doch war die Sprache der Prosa allmählich so gesunken, daß man sie beinah für vernichtet ansehen konnte. Wer gelesen sein wollte, wie die Zeitungsschreiber und die Verfasser von Unterhaltungsbüchern, als Romane, Novellen und dergleichen, mußte die Unsitte der Mischsprache nachahmen, was immer mehr zur Verschlechterung des Deutschen beitrug, und dadurch die Gelehrten wieder veranlaßte, sich zu ihren wissenschaftlichen Werken, wie früher des Lateinischen zu bedienen. Erst zu Ende der Periode machten sich einzelne ausgezeichnete Männer wie Leibnitz, Thomasius, Wolf und noch mehrere, um die Sprache außerordentlich verdient, nicht allein dadurch, daß sie dieselbe für ihre philosophischen und andern Schriften selbst gebrauchten, sondern auch bemüht waren, ihr durch Verbesserungen aller Art wieder Eingang und Achtung bei den Gelehrten und Vornehmen zu verschaffen.

Bei dem Verfall der Sprache war es natürlich, daß auch nur wenige prosaische Schriften erschienen. Besonders in der Geschichtsschreibung ist der Rückschritt bemerkbar. Während in der vorigen Periode die Geschichtsforschung eine außerordentliche Ausdehnung angenommen, und die geschichtlichen Werke meist der Form und Darstellung nach sogar poetischen Werth hatten, sind sie in dieser Zeit bei weitem seltener, und, mit wenig Ausnahmen, in derselben Mischsprache und in trockener geistloser Weise abgefaßt.

Unterhaltungsbücher erschienen dagegen viele, doch waren die meisten gleichfalls von sehr geringem poetischen Werthe, und der Stoff beinah ausschließlich aus der Fremde entnommen. Besonders war es ein französischer Roman: „Der Amadis aus Gallien", welcher vielfach gelesen und nachgeahmt

ward. Neben den Liebes- und Heldengeschichten, die durch dieses Buch in Deutschland eingeführt waren, wurden auch die sogenannten Schäfereien, zu denen die Spanier und Italiener als Vorbilder dienten, mit großer Vorliebe bearbeitet. Diesen Schäfer-, Helden- und Liebesromanen folgten zu Ende des 17. Jahrhunderts die Ritterromane, und diese wurden zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgelöst durch die Robinsonaden: Geschichten abenteurender Meerfahrer, welche in unbekannte Länder und auf einsame Inseln gerathen, und hier das Leben gleichsam von neuem beginnen. Hervorgerufen wurden dieselben durch den „Robinson Crusoe" des Engländers Defoe, der im Jahr 1714 das auf wahren Begebenheiten beruhende Buch herausgab, welches schon 1720 in einer deutschen Uebersetzung erschien, und die größte Bewunderung, so wie ein Heer von Nachahmungen hervorrief. In den Jahren 1722—1755 erschienen in Deutschland nicht weniger als vierzig Robinsons; unter andern: der deutsche, der italienische, der sächsische, der schlesische, der fränkische, der böhmische, der jüdische, der geistliche, der medicinische, der gelehrte, der poetische, der unsichtbare und sogar eine Jungfer Robinson. Aus diesen eigentlichen Robinsonaden entwickelten sich bald, noch im vorliegenden Zeitraum, die Geschichten aller Art von Aventuriers, wie Lebensbeschreibungen von Landstreichern, Pilgern, Schelmen, Räubern und dergleichen, deren wieder eine unzählbare Menge geschrieben wurden und das Entzücken der lesenden Modewelt bildeten; sie erhielten sich lange Zeit, unberührt von den höhern Richtungen der Literatur; noch im Jahr 1788 erschien das letzte derartige Buch unter dem Titel: „Wenzel von Erfurt", und um dieselbe Zeit wurde der alte Robinson von J. H. Campe zu einem Kinderbuch umgestaltet. Neben den größern zusammenhängenden Romanen finden sich in dieser Periode auch eine Anzahl von Sammlungen kleinerer Novellen, Erzählungen und Anekdoten, welche jedoch denen des vorigen Jahrhunderts in keiner Beziehung an die Seite gestellt werden können. Auch gab es einige Sammlungen von Parabeln, damals Gleichnisse oder Gleichnißreden genannt.

Die prosaischen Satyren, deren gleichfalls ziemlich viele abgefaßt wurden, gehören zu den bessern prosaischen Werken der Zeit. Sie behandeln die nämlichen Gegenstände, wie die gereimten Satyren, das heißt, sie schildern und geißeln die Sitten und Zustände der Zeit, die ihnen nur zu vielen Stoff darbot.

Erste Gruppe.

Erste schlesische Schule.

Martin Opitz, Paul Flemming, Andreas Gryphius, Johannes Heermann, Martin Rinckart, Julius Wilhelm Zinckgref, Ernst Christoph Homburg, Zacharias Lundt, Andreas Tscherning, Georg Neumark, Friedrich von Logau, Johann Grob, Joachim Rachel, Johann Michael Moscherosch.

Martin Opitz, geboren den 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien. Schon in seiner Jugend, als er noch die Schule seiner Vaterstadt besuchte, zeigte er große Lernbegierde und nicht gewöhnliche Talente, die mit Liebe von seinen Lehrern gepflegt wurden. Im Jahr 1618 bezog er die Universität in Frankfurt an der Oder, um die Rechte zu studieren, nachdem er sich schon vorher auf dem akademischen Gymnasium in Beuthen bedeutende Kenntnisse in der Rechtsgelehrsamkeit, sowie auch in der griechischen und römischen Literatur erworben und sich durch lateinische Gedichte bekannt gemacht hatte. In Heidelberg und Leiden setzte er seine juristischen Studien fort, und lebte dann einige Zeit in Holstein. Als er 1621 nach Schlesien zurückkehrte, erhielt er am Hofe des Herzogs von Liegnitz eine Anstellung, die er jedoch 1622 mit der Stelle als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Weißenburg in Siebenbürgen vertauschte, die ihm der Fürst von Siebenbürgen angetragen hatte. Trotzdem er hier in sehr angenehmen Verhältnissen lebte, ergriff ihn bald Heimweh, so daß er um seine Entlassung bat und in's Vaterland zurückkehrte.

Einige Zeit lebte er nun ohne bestimmte Anstellung, nur seinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten, bis er 1625 als Rath des Herzogs von Liegnitz in dessen Geschäften nach Wien ging, wo ihn Kaiser Ferdinand II. wegen eines Trauergedichts auf den Tod des Erzherzogs Karl zum Dichter krönte. Später 1628 erhob ihn der Kaiser auch in den Adelstand, und ertheilte ihm, nach dem Flüßchen, an welchem seine Vaterstadt liegt, den Beinamen von Boberfelde. Im Jahr 1626 kehrte Opitz von Wien zurück und trat in Dienste des Burggrafen von Dohna, in dessen Auftrag er 1630 eine Reise nach Paris unternahm. Nach Dohna's Tode 1633 hielt er sich bei den Herzögen von Liegnitz und Brieg auf, ohne jedoch in deren Dienste zu treten. 1634 begleitete er den Herzog von Brieg nach Danzig, wo er dem König Ladislaus IV. von Polen bekannt wurde, der ihn zu seinem Secretair und Historiographen ernannte. Er starb als solcher den 20. Aug. 1639 in Danzig an der Pest.

Opitz, der unter dem Namen: „Der Gekrönte" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und der Gründer der ersten schlesischen Schule war, galt mehrere Jahrhunderte hindurch nicht allein für den Vater der deutschen Dichtkunst, sondern auch für den größten deutschen Dichter. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, seinen unbegränzten Ruhm auf das richtige Maß zurückzuführen.

Seine nicht unbedeutenden Verdienste um die deutsche Literatur sind: 1) die Einführung der neuhochdeutschen Sprache für die Poesie, sowie mannichfache Verbesserungen derselben; 2) die gänzliche Umänderung der bis dahin gebrauchten Metrik, die für das Mittelhochdeutsche sehr wohlklingend, doch für unsere jetzige Sprache ungenügend war. Er bewirkte diese Umänderung durch sein Buch: „Die deutsche Poeterei", welches die noch jetzt beinah vollständig gültige Metrik enthält; und endlich 3) veredelte er die

deutsche Dichtkunst durch Einführung neuer Stoffe und Formen, und verschaffte ihr zuerst wieder bei Gelehrten und Vornehmen Achtung und Eingang.

Seine eignen Gedichte dagegen verdienen durchaus nicht den Beifall, den sie seiner Zeit erhielten. Sie sind formell zwar ohne Tadel und zeichnen sich durch gebildete und korrekte Sprache aus; auch enthalten sie viele treffende Wendungen und Bilder, doch vermißt man in denselben die eigentlich schaffende Dichterkraft und den ächt poetischen Geist. Sie sind nicht sowohl Ergebnisse der bildenden Phantasie, als des überlegenden Verstandes. Diese ganz verstandesmäßige Richtung Opitzens ergibt sich auch schon aus dem von ihm aufgestellten Grundsatze, daß die Poesie vorzüglich nützen müsse, indem sie ergötze; daher ihm auch das Lehrgedicht am besten gelingt.

Er verfaßte, außer dem oben genannten Büchlein von der deutschen Poeterei und noch einigen gelehrten prosaischen Schriften: Lyrische Gedichte (geistliche Lieder, Sonette, Liebes-, Gesellschafts- und Trinklieder, sowie Gelegenheitsgedichte aller Art), beschreibende und Lehrgedichte und ein Singspiel: Daphne genannt. Ferner übersetzte er Mehreres aus dem Holländischen und Niederländischen und zwei Dramen aus dem Griechischen und Lateinischen: Die Antigone und die Trojanerinnen. Opitzens persönlicher Charakter ist oft, besonders in neuerer Zeit, nicht ohne Grund hart angegriffen worden.

Lyrische Gedichte von Martin Opitz.

An die Deutschen.

I.

Auf, auf! wer deutsche Freiheit liebet,
Wer Lust für Gott zu fechten hat!
Der Schein, den Mancher von sich gibet,
Vollbringet keine Ritterthat.
Wenn Fug und Ursach' ist zu brechen,
Wenn Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom Sehen sprechen,
Da zeigt das Herze seinen Mann.

II.

Laß die von ihren Kräften sagen,
Die schwach und bloß von Tugend sind:
Mit Trotzen wird man Bienen jagen,
Ein Sinn von Ehren, der gewinnt.
Wie groß und stark der Feind sich mache,
Wie hoch er schwinge Muth und Schwert,
So glaube doch, die gute Sache
Ist hunderttausend Köpfe werth.

III.

Der muß nicht eben allzeit siegen,
Bei dem der Köpfe Menge steht;
Der pfleget mehr den Preis zu kriegen,
Dem Billigkeit zu Herzen geht,
Und der mit redlichem Gewissen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott, der ihn es läßt genießen,
Zu fechten geht mit strenger Hand.

IV.

So vieler Städte schwache Sinnen,
So vieler Herzen Wankelmuth,
Die List, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht allzugut.
Doch Obst, was bald von Bäumen gehet,
Das taugt gemeiniglich nicht viel;
Ich denke, was im Liede stehet:
„Laß fahren, was nicht bleiben will!"

V.

Was kann der stolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier;
Geh' aber du ihm auf die Hauben
Und brich ihm seinen Hals dafür!
Auf, auf ihr Brüder! in Quartieren
Bekriegt man meistens nur den Wein:
Des Feindes Blut im Siege führen,
Das wird die beste Beute sein.

Lebenslust.

I.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir:
Es ist Zeit hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.

II.

Wozu dienet das Studieren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf sein letztes Ende hin,
Dann kommt ohne Geist und Sinn
Dieses Alles in die Erden.

III.

Holla, Junge, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag sein,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,
Was wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Clotho fortgerafft,
Will ich in dem süßen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben.

IV.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

V.

Bitte meine guten Brüder
Auf die Musik und ein Glas:
Nichts schickt, dünkt mich, nichts sich baß,
Als gut Trank und gute Lieder.
Laß ich gleich nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edlen Wein,
Will mit Andern lustig sein,
Muß ich gleich alleine sterben.

Nachtklage.

I.

Jetzund kommt die Nacht herbei,
Vieh und Menschen werden frei,
Die gewünschte Ruh' geht an,
Meine Sorge kommt heran.

II.

Herrlich glänzt der Mondenschein,
Und die goldnen Sternelein;
Froh ist alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

III.

Zweie mangeln überall
An der schönen Sternenzahl:
Diese Sterne, die ich mein',
Ist der Liebsten Augenschein.

IV.

Nach dem Monde frag' ich nicht,
Dunkel ist der Sternen Licht,
Weil sich von mir weggewend't
Asteris, mein Firmament.

V.

Wenn sich aber neigt zu mir
Diese meine Sonn' und Zier,
Acht' ich es das Beste sein,
Daß nicht Mond noch Sternenschein.

Wer Gott das Herze giebet.

I.

Wer Gott das Herze giebet,
So nie sich von ihm trennt.
Und eine Seele liebet,
Die keine Falschheit kennt,
Der mag ohn' Sorgen wachen,
Mag schlafen, wie er will:
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

II.

Laß böse Zungen sprechen,
Was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen,
Laß toben alle Welt:
So wird er dennoch machen,
Was sein Gemüthe will:
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

III.

Ich lege Neid und Hassen
Beständig unter mich,
Und stelle Thun und Lassen,
O Gott! allein auf dich;
Du wirst es Alles machen,
Thun, was mein Herze will:
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Die Epistel am Sonntag Quinquagesima.

I.

Hätt' ich Beredsamkeit
Der Menschen weit und breit;
Wenn ich wie Engel red'te:
Doch wäre solche Zier
Ein nichtiges Thun bei mir,
So ich nicht Liebe hätte.
Es wäre nur ein Ton,
Der kommt und fliegt davon;
Im Fall ein Erz erklinget:
Nur einer Schellen Schall,
Die mit vergebnem Hall
Uns in die Ohren dringet.

II.

Weissagt ich recht und wohl,
Wär' aller Gaben voll,
Und könnte Berge regen
Durch meines Glaubens Kraft,
So würde nichts geschafft
Der Liebe Mangel wegen.
Ließ ich den Armen hin,
Das, was ich hab' und bin
Und liebte nicht von Herzen:
So würd' es alles sein
Nichts als ein blinder Schein,
Ein bloßer Schimpf und Scherzen.

III.

Die Lieb' ist jederzeit
Begabt mit Freundlichkeit,
Läßt bösen Eifer bleiben;
Die Liebe schalket nicht,
Sie denkt an ihre Pflicht,
Kann nicht viel von ihr schreiben,
Nicht ungebärdig sein.
Sie läßt den Geiz nicht ein;
Läßt sich nicht zornig machen,
Kann nicht nach Schaden stehen,
Weiß auch nicht umzugehen
Mit ungerechten Sachen.

IV.

Der Wahrheit ist sie huld,
Glaubt, hofft und trägt Geduld.
Drum wird sie auch bestehen,
Die wahre Liebesbrunst,
Wenn Sprachen, Witz und Kunst
Und alles wird vergehen.
Des Menschen Müh' und Fleiß,
Das, was er kann und weiß,
Ist Stückwerk nur zu nennen:
Man wird es nach der Zeit,
Wenn die Vollkommenheit
Wird angehn, nicht mehr kennen.

V.

Ich, als ich war ein Kind,
War kindisch auch gesinnt
Und that, was Kinder machen.
Nachdem ich ward ein Mann,
Da hab' ich weggethan

Der Jugend leichte Sachen.
Es sieht jetzt unser Sinn
Durch einen Spiegel hin,
Steht weit vom rechten Lichte,
Hernach ist's also nicht:
Man wird das Angesicht
Recht sehn zu Angesichte.

VI.

Was ich jetzt sehen kann,
Ist Stückwerk um und an
In unsrer Schwachheit Orden:
Nach diesen Zeiten soll
Ich's kennen recht und wohl,
Wie ich erkannt bin worden.
Was aber uns anjetzt
Am allermeisten nützt
Ist Glauben, Hoffen, Lieben,
Das Lieben sonderlich
In dem ein Herze sich
Soll besten Fleißes üben.

Aus dem zweiten Buch des **Trostgedichts in Widerwärtigkeiten des Krieges.**
(Didaktisch).

Des schweren Krieges Last, den Deutschland jetzt empfindet,
Und den Gott nicht umsonst so heftig angezündet;
Den Eifer seiner Macht, auch wo in solcher Pein
Trost herzuholen ist, soll mein Gedichte sein.
Ich lasse diesesmal die Zuckerworte bleiben,
Will auf mein Deutsches hier von deutscher Tugend schreiben,
Von Mannheit, welche steht. Will machen offenbar,
Wie keiner unter uns in Nöthen und Gefahr,
Die jetzt vor Augen schwebt, so gänzlich sei verlassen,
Daß er nicht wiederum ein Herze sollte fassen.
Es ist noch Trost genug auf dieser weiten Welt,
Durch welchen sich ein Mann und Christ zufrieden stellt.
Laßt uns zuvörderst doch erkennen und bedenken,
Wie dies, warum wir uns so grämen, martern, kränken,
Nicht anders gehn muß; daß Gottes weiser Rath,
Der nicht zurücke weicht, es so geordnet hat.
Der Gott von Ewigkeit sitzt auf des Himmels Vesten,
Streckt seine starke Hand von Osten bis nach Westen;
Von seiner Weisheit Macht, die nimmer Unrecht will,
Hat diese ganze Welt ihr Wesen, Lauf und Ziel.

Laß etwas unser sein, was wir behalten können,
Was nicht verloren wird, was immer eigen bleibt,
Was keine Feuersbrunst, kein Schiffbruch von uns treibt.
Der Feind hat dir dein Schloß, dein Haus hinweggerissen:
Flieh in der Mannheit Burg, die wird er nicht beschießen.
Er hat den Tempel dir verwüstet um und aus,
Gott schließt sich nirgends ein, sei du sein reines Haus!
Er hat dich von der Lust der Bücher weggetrieben:
Schau, ob du in das Buch des Lebens bist geschrieben.
Er hat den Acker dir verheeret weit und breit:
Der Acker des Gemüths trägt auch bei Winterszeit.
Er hat dein Weib erwürgt: gar viele wünschen das.
Er hat dein Kind entleibt: der Mensch ist Heu und Gras.
Er hat das Vieh hinweg: das Brod ist doch geblieben,
Er hat das Brod auch fort: nicht schrecken uns nunmehr Diebe,
Er hat dein Geld geraubt: behalt' du nur den Muth!
Er hat dich selbst verwund't: die Tugend fürcht't kein Blut;

Man mag sie, wie man will, verfolgen, neiden, hassen,
Sie hält ihr großes Wort: sich nicht erschüttern lassen!
Ist einer Eiche gleich; je öfter man die schlägt,
Je mehr man sie behaut, je mehr sie Aeste trägt;
Sie ist wohl ausgeübt, sich hoch empor zu schwingen
Mit Flügeln der Vernunft von diesen schwachen Dingen;
Dient Gott, ehrt ihn allein, thut nur, was ihm behagt,
Ist über alle Macht, wird keines Menschen Magd;
Sie steht und wird auch stehn. Im Herzen liegt verborgen,
Was nicht genommen wird, was frei ist aller Sorgen;
Dies, was hier außen ist, was Niemand halten kann,
Mag fliehen, wenn es will, es geht uns gar nicht an.

Paul Flemming, geboren den 5. Oktober 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, erhielt von seinem Vater, der dort Prediger war, eine sehr sorgfältige Erziehung. Seine Studien begann er auf der Fürstenschule zu Meißen; von da bezog er die Universität Leipzig, um Medicin zu studieren. Neben seinem Fachstudium, dem er mit großem Eifer oblag, pflegte er auch dort mit Vorliebe die Poesie, in der er sich schon früh versucht hatte. Seine Dichtungen fanden bald einen solchen Beifall, daß er noch als Student die Würde eines kaiserlich gekrönten Dichters erhielt. Die Kriegsunruhen jener Tage bewogen ihn jedoch, alle früher gehegten Pläne fallen zu lassen, und sich um eine Stelle bei der Gesandtschaft zu bewerben, welche der regierende Herzog Friedrich von Holstein nach Persien schickte, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und er hatte sogar das Glück, einer ersten Gesandtschaft nach Moskau beigegeben zu werden, welche die Aufgabe hatte, den Czar günstig für die Hauptunternehmung zu stimmen. Bei der Rückkehr von Moskau blieb er bis zum Antritt der großen Reise mehrere Monate in Reval zurück, und lebte dort in den angenehmsten Verhältnissen. Im Oktober 1635 fuhr die Gesandtschaft von Reval ab, und kam 1639 im April glücklich wieder daselbst an. Auf der Rückkehr verweilte die ganze Gesandtschaft und mit ihr auch Flemming wieder eine Zeit lang in Reval und er fand hier Gelegenheit, nicht nur seine frühern Bekanntschaften zu erneuern, sondern auch sich neue Freunde zu erwerben. Vor allem wurde die Freundschaft des Kaufmanns Niehusen wichtig für ihn, da er sich mit dessen Tochter verlobte. Es war sein Wille, sich sogleich mit ihr zu vermählen, wenn er sich in Hamburg als praktischer Arzt niedergelassen hätte. Um dieses ersehnte Ziel bald zu erreichen, begab er sich im August 1639 nach Leiden, promovirte dort und ging dann als praktischer Arzt nach Hamburg. Doch gleich nach seiner Ankunft ergriff ihn eine heftige Krankheit, der er am 2. April 1640 erlag.

Einer der Häupter der ersten schlesischen Schule, übertraf Flemming an wahrhaft poetischem Talente nicht allein Opitz und alle Anhänger dieser Schule, sondern auch die meisten Dichter des ganzen Zeitraums. Er war vollkommen Herr der Sprache und des Rhythmus, reich an dichterischen Gefühlen, hochgebildet und voll lebendiger Phantasie; mit einem Worte, es fehlte

ihm nichts, ihn zu einem der ersten lyrischen Dichter aller Jahrhunderte zu machen, wenn nicht die beengenden Einflüsse der damaligen Zeit, der tiefe Verfall der Poesie, so wie sein eigner früher Tod seine vollkommene Ausbildung verhindert hätten. Dieser Einfluß der Zeit bekundet sich schon darin, daß auch er der Unsitte der Gelegenheitsdichterei huldigte. Von 646 Gedichten, die er schrieb, und von denen 161 verloren gegangen, sind 238 Gelegenheitsgedichte aller Art, Glückwünsche, Hochzeits-, Leichengedichte und dergleichen. Trotzdem sich auch in den meisten dieser Poesien seine außerordentliche Begabung zeigt, so ist es doch zu bedauern, daß er sich damit befaßte, da die Gelegenheitsdichterei, wie Opitz in seinem Buch von der deutschen Poeterei ganz treffend anführt, das Verderben der Kunst ist.

Unter allen Poesien Flemmings ragen als die ausgezeichnetsten seine Liebesgedichte und geistlichen Lieder hervor. Dem Inhalt, wie der Form nach bedeutend, bekunden besonders die letztern seine tief religiöse edle Gesinnung. Auch das Sonett behandelte er mit der größten Meisterschaft wie vor ihm noch keiner.

Gedichte von Paul Flemming.

Geistliche Lieder.

Nach des sechsten Psalmes Weise.

I.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat,
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

II.

Nichts ist es, spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsunst.
Er mag's mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

III.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet,
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' auch ich erkiest.

IV.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

V.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht gleich das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.

VI.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen
Zu dienen seiner Welt.

VII.

Bin ich in wilden Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten so auch hier.

VIII.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her.
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begehr.

IX.
Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen
Und wissen fast nicht wie.

X.
Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort;
In Schwachheit und in Banden
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

XI.
Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn.
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

XII.
Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut.
Es sei heut' oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

XIII.
Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblich's zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh'.

XIV.
Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, sein,
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

XV.
So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

Tugendleben.

I.
Tugend ist mein Leben,
Der hab' ich ergeben
Mein ganzes Ich.
Tugend will ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
Was sie selbst kann mehren;
Sie wächst durch sich.

II.
Nicht des Weges Länge,
Noch des Pfades Enge
Schreckt mich davon.
Laß die Dornen stechen,
Füß' und Kleider brechen,
Sie wird alles rächen
Durch ihren Lohn.

III.
Weil die Andern karten,
Lust und Schlafes warten,
So säum' ich nicht.
Jetzt ist Zeit zu eilen,
Dem wird alles feilen,
Der sich wird verweilen,
Und jetzt verbricht.

IV.
Alles Andere Alles
Hat die Art des Balles,
Der steigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Zügel,
Lust kommt aus dem Bügel:
Die Tugend hält.

V.
Hab' ich Gott und Tugend,
So hat meine Jugend,
Was sie macht werth.
Diese schönen beide
Wehren allem Leide,
Mehren alle Freude
So man begehrt.

Weltliche Lieder.

Das getreue Herze.

I.
Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß:
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

II.
Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft streiten
Wider alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

III.
Sein Vergnügen steht alleine
In des Andern Redlichkeit,
Hält des Andern Noth für seine,
Weicht nicht, auch bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

IV.
Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerstäubt;
Schönheit läßt uns bald zurücke,
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

V.
Eins ist, da sein und geschieden,
Ein getreues Herze hält,
Gibt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

VI.
Nichts ist Süßer's als zwei Treue,
Wenn sie eines worden sein.
Dies ist's, daß ich mich erfreue,
Und sie gibt ihr Ja auch drein.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Liebesklage.

I.
Und gleichwohl kann ich anders nicht,
Ich muß ihr günstig sein,
Obgleich der Augen stolzes Licht
Mir mißgönnt seinen Schein,
Ich will, ich soll, ich muß dich lieben,
Dadurch wir Beid' uns nur betrüben,
Weil mein Wunsch doch nichts gilt,
Und du nicht hören willt!

II.
Wie manchen Tag, wie manche Nacht,
Wie manche liebe Zeit
Hab' ich mit Klagen hingebracht,
Und du verlachst mein Leid.
Du weißt, du hörst, du siehst die Schmerzen,
Und nimmst dir keines doch zu Herzen,
So daß ich zweifle fast
Ob du ein Herze hast.

III.
Bist du denn harter Stein und Stahl,
Die man doch zwingen kann?
Feld, Wiesen, Wälder, Berg und Thal
Sehn meine Wehmuth an.
Die Vögel seufzen, was ich klage,
Der hohle Busch ruft, was ich sage,
Du nur, du Stolze, du,
Hältst Ohr und Auge zu.

IV.
Ach denke, denke, was du thust,
Ich kann nicht anders sein.
Ich hab' an meinem Leiden Lust,
Du hassest meine Pein.
Kann ich denn keine Huld erlangen,
So laß mich die Gunst nur empfangen,
Und wünsche doch mit mir,
Daß ich gleich sterbe hier.

Wie er wolle geküsset sein.

I.
Nirgends hin, als auf den Mund,
Da sinkt's in des Herzens Grund.
Nicht zu frei, nicht zu gezwungen,
Nicht mit gar zu fauler Zungen.

II.
Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird sonst Kinderspiel;
Nicht zu laut und nicht zu leise:
Beider Maß' ist rechte Weise.

III.

Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dies macht Kummer, jenes Leid.
Nicht zu trocken, nicht zu feuchte,
Wie Adonis Venus reichte.

IV.

Nicht zu harte, nicht zu weich;
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn' Unterschied der Stelle.

V.

Halb gebissen, halb gehaucht,
Halb die Lippen eingetaucht,
Nicht ohn' Unterschied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bei Leuten.

VI.

Küsse nun ein Jedermann,
Wie er weiß, will, soll und kann:
Ich nur und die Liebste wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen.

Auf Herrn Thimothei Poli neugebornen Töchterlein, Christinen, Absterben.

I.

Ist's denn wieder schon verloren?
War es doch kaum recht geboren
Das geliebte schöne Kind.
Ja, so bald es vor ist kommen,
So bald ist es auch genommen,
Schaut doch, was wir Menschen sind.

II.

Etwa, wie ein Tausendschönlein,
Das gemalte Lenzen-Söhnlein,
Mit dem frühen Tag entsteht,
Welches, wie es mit ihm wachet,
Mit ihm scheinet, mit ihm lachet,
So auch mit ihm untergeht:

III.

Also hast du dich verborgen,
Blümlein, um den sechsten Morgen;
Liegest todt nun hingestreckt,
Und hast durch das schnelle Scheiden
Deinen frommen Eltern beiden
Ein sehr langes Leid erweckt.

IV.

Klagt, Betrübte, wie ihr sollet,
Sie ist doch, wo ihr hin wollet;
Uns ist übel, ihr ist wohl.
Ihr Geist, der ist voller Prangen,
Nur ihr Leib ist hingegangen,
Wohin Alles ist und soll.

V.

Wo selbst die Natur hinstehet,
Wo die große Welt hingehet,
Der eilt auch die kleine zu.
Sterben und geboren werden,
Ist das stete Thun der Erden:
Nun, ihr Tod ist ihre Ruh.

VI.

Babels Mauern sind versunken,
Rhodus sein Koloß ertrunken,
Nilus Werke gingen ein.
Sterblich waren alle Wunder
Wie die Meister; wie jetzunder
Wir, und künftig alle sein.

VII.

Assur wurde Theil den Persen,
Dies den Griechen; dessen Fersen
Folgte Rom, die ew'ge Stadt.
Doch wie ewig sie gewesen,
Kann man hören, seh'n und lesen:
Schein ist's, was sie Ewig's hat.

VIII.

Alles wird darum geboren,
Daß es wieder sei verloren,
Nichts bleibt allzeit, was so ist,
Alles, was sich angefangen,
Gehet stets in dem Verlangen,
Daß es seinen Tod erkiest.

IX.

Sterben ist der Weg zum Leben;
Phönix wird es Zeugniß geben,
Selbst sein Vater, selbst sein Kind.
Soll es morgen wieder tagen,
So wird heute hingetragen
Wo viel tausend gestern sind.

X.

Es ist alles Gottes Gabe,
Alles, was ich jetzund habe,
Hab' ich vormals nicht gehabt.
Der irrt, der es ewig glaubet,
Wucher ist's, so lang' es bleibet,
Was uns unsern Sinn erlabt.

XI.

Als Gott sie euch überreichet,
Habt ihr euch mit ihm vergleichet,
Daß sie dennoch seine sei.
Daß Er, wenn Er auch nur wollte,
Sie hinwieder nehmen sollte,
Mußtet ihr ihm stellen frei.

XII.

Und die Wahrheit raus zu sagen:
Neid ist's, daß wir sie beklagen;
Wohl dir, o du kurzer Gast!
Wohl dir! die du in sechs Tagen
Eines jeden Alters Plagen
Gänzlich überstanden hast.

XIII.

Kleine Tochter, sei nun selig,
Und zieh' uns auch stets allmählich
Nach dir auf und Himmel an,
Daß auch wir der Zahl der Frommen,
In die du bist aufgenommen,
Balde werden zugethan.

XIV.

Diesen Korb voll Anemonen,
Die der Frost stets soll verschonen,
Streuen wir auf deine Gruft.
Schlafe ruhig in dem Kühlen,
Um dich her soll ewig spielen
Die gesunde Maienluft.

Sonette.

An Sich.

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht; steh' höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkoren;
Nimm dein Verhängniß an. Laß Alles unbereut.
Thu', was gethan sein muß, und eh' man dir's gebeut,
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist sich ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Dies Alles ist in dir! Laß deinen eitlen Wahn.

Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke,
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

Er beklagt die Aenderung und Furchtsamkeit jetziger Deutschen.

Jetzt fällt man uns in's Mahl, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns jüngst gedräut! Wo ist nun unser Muth?
Der ausgestählte Sinn? Das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen!

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut,
Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestrahlen!

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann?
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne.

Andreas Gryphius, geboren den 11. Oktober 1616 zu Glogau in Schlesien, hatte eine sehr unglückliche Jugend, da er seinen Vater, der in Glogau Prediger war, schon im fünften Jahre verlor, und sein Stiefvater, Rektor Edel, nach dem Tode seiner Mutter, die auch schon 1628 starb, sich nicht nur in keiner Beziehung väterlich gegen ihn und seine Geschwister benahm, sondern sie auch um ihr Erbe verkürzte. Gryphius verließ daher sein väterliches Haus und ging 1631 nach Görlitz, um die dortige Schule zu besuchen, doch trieben ihn die Kriegsunruhen bald wieder weg; auch in Glogau, wohin er darauf zurückkehrte, konnte er nicht bleiben, da kurz nach seiner Ankunft die Stadt in Feuer aufging. Er setzte sein Studium nun in Fraustadt fort, besonders betrieb er mit dem größten Eifer Sprachen; außer Griechisch und Latein lernte er Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Polnisch, Schwedisch, auch Englisch, Französisch, Spanisch und Holländisch, so daß er eine seltene Sprachkenntniß, besonders für die damalige Zeit, besaß. Trotz dieser eifrigen Studien fand er doch noch Muße, erst achtzehn Jahre alt, zu poetischen Versuchen; er schrieb ein Drama: „Der Kindermörder Herodes", und gab eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel: „Erneuter Parnaß", heraus; Beides ist verloren gegangen, dagegen ist ein Sonett: „An Poetum", welches er schon im elften Jahre dichtete, erhalten. Von Fraustadt, wo der Pest wegen die Schulen geschlossen wurden, zog er 1634 nach Danzig, besuchte das dortige Gymnasium und ertheilte zugleich Unterricht. Als er 1636 von Danzig zurückkehrte, verweilte er kurze Zeit bei seinem Stiefvater und wurde dann im selben Jahre Erzieher der Kinder des kaiserlichen Pfalzgrafen von Schönborn, der bei Freistadt in Schlesien lebte. Schönborn, der seinen edlen Charakter zu schätzen verstand, und auch sein poetisches Talent erkannte, krönte ihn vermöge des ihm als Pfalzgrafen zustehenden Rechtes zum Dichter, ernannte ihn zum Magister der Philosophie, und erhob ihn und seine Nachkommen in den Adelsstand, von welchem letztern Gryphius jedoch nie Gebrauch machte. Doch nicht lange konnte er sich des friedlichen Glückes in diesem Hause erfreuen, da schon 1637 Herr von Schönborn starb. Ein Vermächtniß desselben setzte Gryphius in den Stand, seinem Wunsche gemäß Deutschland zu verlassen. Er reiste über Danzig und Amsterdam nach Leiden, wo er sich 1638 immatrikuliren ließ. Unter großem Beifall hielt er darauf dort Vorlesungen über die verschiedenartigsten Wissenschaften: [illegible], Geschichte, Alterthümer, Mathematik, Physik, Astronomie, ferner [illegible] Dichtkunst im Allgemeinen und über die dramatische Poesie insbesondere. Von 1644 an bereiste er mit Wilhelm Schlegel, einem reichen pommerischen Kaufmann, der sich ihn zum Reisegesellschafter gewählt hatte, zwei Jahre lang die Niederlande, Frankreich und Italien. Besonders verweilten sie längere Zeit in Paris, Rom und Florenz. Auf der Rückreise 1646 hielt sich Gryphius, nachdem sich Schlegel von ihm in Straßburg getrennt hatte, dort noch ein Jahr auf, welche Zeit er ausschließlich seinen poetischen Arbeiten widmete. Im Mai 1647 reiste er den Rhein hinunter über Amsterdam nach Stettin, besuchte dort seinen Reisege-

sellschafter Schlegel und kehrte darauf Ende 1647 nach Fraustadt zurück, wo er sich bleibend niederließ, und sich 1649 mit Rosina Deutschlander, der Tochter eines angesehenen Fraustädter Kaufmanns, vermählte. Bald darauf erhielt er einen Ruf nach Frankfurt an der Oder, welchen er jedoch ablehnte, ebenso die Anträge nach Upsala und Heidelberg. Im Jahr 1650 wurde er von den Landständen des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndikus erwählt, welches ehrenvolle, aber mühselige Amt er bis zu seinem Tode verwaltete. Er starb den 16. Juni 1664 plötzlich am Schlag auf dem Ständehause in Glogau in einer Sitzung der Landstände, und hinterließ eine Wittwe und drei Kinder.

Gryphius, das dritte Haupt der schlesischen Schule und Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen: „Der Unsterbliche", war ein geistvoller, tiefgebildeter Mann, reich an poetischer Begabung, der sich um die deutsche Dichtkunst seiner Zeit große Verdienste erwarb. In der Lyrik steht er Flemming am nächsten, doch besaß er nicht dieselbe Leichtigkeit und Gewandtheit der Form wie jener, und suchte diesen Mangel häufig durch unnatürliche und gesuchte Schilderungen zu ersetzen. Seine lyrischen Gedichte bestehen außer den Sonetten, dessen Wesen er vollständig erfaßt hatte, und welches er mit Vorliebe bearbeitete, aus geistlichen Liedern, Satyren und Epigrammen, in letzteren war er am schwächsten. So Anerkennenswerthes aber auch Gryphius in der Lyrik leistete, so liegt doch seine Bedeutsamkeit für die Literatur hauptsächlich in seinen dramatischen Schöpfungen, da er nicht nur für die dramatische Poesie das entschiedenste Talent hatte, sondern er auch der Erste war, der diesen Theil der deutschen Literatur aus seiner Verkommenheit auf eine für die damalige Zeit hohe Stufe brachte, weßhalb man ihn sogar den Vater des deutschen Drama's nannte. Er verfaßte Trauerspiele und Lustspiele, und obwohl in beiden seine außerordentliche Begabung für die dramatische Poesie unverkennbar ist, so zeigt er sich doch im Lustspiel am größten, trotz seines ernsten, ja trüben Charakters, der sich auch in allen seinen anderen Dichtungen kund gibt, die meist die Vergänglichkeit des Irdischen besingen. Die Lustspiele übertreffen die Dramen an ausgeprägter Charakterzeichnung, an Beweglichkeit der Handlung und an volksthümlicher, weniger mit grellen Schilderungen überladener Sprache. Seine Tragödien sind, außer vier verlorenen, unter denen sich der schon erwähnte Herodes befindet, und zwei aus dem Lateinischen und Holländischen übersetzten: „Die Gibeoniter" und „Felicitas", „Leo der Armenier", „Papinianus", „Katharina von Georgien", „Karl Stuart", und „Cardenio und Celinde", letzteres unter allen das beste, das trotz seinen vielfachen Mängeln an poetischer Auffassung selbst die Bearbeitung desselben Stoffes durch neuere Dichter (Achim von Arnim und Immermann) übertrifft. Die Form und Eintheilung entlehnte Gryphius dem antiken Drama, es bestand gewöhnlich aus fünf Akten, jeder Akt schloß mit einem Chor, nach holländischem Vorbild Reien genannt, die meist von allegorischen Personen dargestellt wurden. Zu den Chören gebrauchte man verschiedene lyrische Strophen, während die Tragödie selbst in Alexandrinern mit gepaartem Reime geschrieben waren.

Die Lustspiele: „Peter Skuenz", „Horibilicribifax" und „die geliebte Dornrose", die in das Singspiel: „Das verliebte Gespenst", eigenthümlich verschlungen war, sind nicht allein die gelungensten dramatischen Poesien Gryphius', sondern die ausgezeichnetsten dramatischen Dichtungen des ganzen Jahrhunderts. Seine andern Lustspiele, sowie mehrere Sing- und Festspiele sind von geringerer Bedeutung.

Erwähnung verdient das merkwürdige Zusammentreffen, daß Shakespeare's und Gryphius' Leben gerade ein Jahrhundert ausfüllen, denn jener wurde 1564 geboren und starb 1616 und Gryphius, 1616 geboren, starb 1664.

Lyrische Gedichte von Andreas Gryphius.

Vanitas! Vanitatum Vanitas!

Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Asche werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehn.
Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

Was sind doch alle Sachen,
Die uns ein Herze machen,
Als schlechte Nichtigkeit?
Was ist des Menschen Leben,
Der immer um muß schweben,
Als eine Phantasie der Zeit?

Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unsterblich achten,
Ist nur ein falscher Wahn;
Sobald der Geist gewichen
Und dieser Mund erblichen,
Fragt keiner, was man hier gethan.

Es hilft kein weises Wissen,
Wir werden hingerissen,
Ohn' einen Unterscheid.
Was nützt der Schlösser Menge?
Dem hier die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

Dies Alles wird zerrinnen,
Was Müh' und Fleiß gewinnen
Und saurer Schweiß erwirbt;
Was Menschen hier besitzen,
Kann vor dem Tod nicht schützen,
Dies Alles stirbt uns, wenn man stirbt.

Ist eine Lust, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmerzen
Mit Herzensangst vergällt?
Was ist's, womit wir prangen?
Wo wirst du Ehr' erlangen,
Die nicht in Hohn und Schmach zerfällt?

Was pocht man auf die Throne,
Da keine Macht, noch Krone
Kann unvergänglich sein?
Es mag vom Todtenreihen
Kein Scepter dich befreien,
Kein Purpur, Gold, noch edler Stein.

Wie eine Rose blühet,
Wenn man die Sonne siehet
Begrüßen diese Welt,
Die, eh' der Tag sich neiget,
Eh' sich der Abend zeiget,
Verwelkt und unverseh'ns abfällt.

So wachsen wir auf Erden
Und hoffen, groß zu werden
Und schmerz- und sorgenfrei;
Doch eh' wir zugenommen
Und recht zur Blüthe kommen,
Bricht uns des Todes Sturm entzwei.

Wir rechnen Jahr auf Jahre,
Indessen wird die Bahre
Uns vor die Thür gebracht;
D'rauf müssen wir von hinnen,
Und eh' wir uns besinnen,
Der Erde sagen gute Nacht.

Weil uns die Lust ergötzet
Und Stärke freie schätzet,
Und Jugend sicher macht:
Hat uns der Tod bestricket,
Die Freude fortgeschicket
Und Jugend, Stärk' und Muth verlacht.

Wie viel' sind jetzt vergangen!
Wie viel' liebliche Wangen
Sind diesen Tag erblaßt,
Die lange Rechnung machten,
Und nicht einmal bedachten,
Wie kurz ihnen die Zeit gefaßt!

Auf, Herz! wach' und bedenke,
Daß dieser Zeit Geschenke,
Der Augenblick nur dein.
Was du zuvor genossen,
Ist wie ein Strom verflossen;
Was künftig wessen wird es sein?

Verlache Welt und Ehre,
Furcht, Hoffen, Gunst und Lehre
Und flieg' den Herren an,
Der immer König bleibet,
Den keine Zeit vertreibet,
Der einzig ewig machen kann.

Wohl dem, der auf ihn trauet,
Der hat recht fest gebauet;
Und ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort bestehen
Und nimmermehr vergehen,
Weil ihn die Stärke selbst erhält.

Auf seine Vermählung.

Reine Lieb' ist's, die nichts zwinget,
Ob der Erden Abgrund kracht,
Ob durch schwarze Lüfte dringet
Der entbrannten Seelen Macht;
Keiner Thaten Wunderwerke
Dämpfen treuer Liebe Stärke.

Wenn die Hölle sich erschüttert
Und mit Ach und Folter schreckt,
Und der Aengsten Angst auch wittert,
Wird ihr Eifer mehr entsteckt;
Lieb' ist nichts denn Gluth und Flammen,
Wie Gott, Licht und Feuer zusammen.

Spannt der Tod schon seinen Bogen,
Steckt er Trauerfackeln an,
Sie hat ihre Sehn' gezogen,
Der nichts widerstehen kann.
Ihre Gluth brennt, wenn wir Erden
Und zu Staub und Asche werden.

Laßt die stolzen Wellen toben!
Schäumt, ihr Meere, braust und schmeißt!
Wenn der strenge Nord von oben
In des Meeres Tiefe reißt,
Wird doch Wind= und Wasserskämpfen
Nicht den Brand der Liebe dämpfen.

Lieb' ist, der nichts gleich zu schätzen,
Wenn man alles Gold der Welt
Gleich wollt' auf die Wage setzen,
Lieb' ist, die den Ausschlag hält.
Lieb' ist, trotz der Silberhaufen,
Nur durch Liebe zu erkaufen.

Sonette.

Mitternacht.

Schrecken und Stille und dunkles Grausen, finstere Kälte bedecket das Land,
Jetzt schläft, was Arbeit und Schmerzen ermüdet, dies sind der traurigen Einsamkeit Stunden;
Nunmehr ist, was durch die Lüfte sich reget, nunmehr sind Menschen und Thiere verschwunden;
Ob zwar die immerdar glänzenden Lichter der schimmernden Sterne am Himmel entbrannt.

Suchet ein fleißiger Sinn noch zu wachen, der durch Bemühung der künstlichen Hand
Sich die auch nach ihm ankommenden Seelen, sich die auch jetzt hier leben, verbunden?
Wetzet ein blutiger Mörder die Klinge, will er unschuldige Herzen verwunden?
Sorget ein ehrenbegehrend Gemüthe, wie zu erlangen ein höherer Stand?

Sterbliche, Sterbliche, lasset dies Dichten! Morgen, ach morgen, muß man hinziehen,
Ach wir verschwinden gleich wie die Geister, die um die Stund' uns erscheinen und fliehen;
Wenn uns die finstere Grube bedecket, wird, was wir wünschen und suchen, zu nichte.
Doch, wie der glänzende Morgen eröffnet, was weder Monde, noch Fackel bescheint:
So, wenn der plötzliche Tag wird anbrechen, wird, was geredet, gewirket, gemeint,
Sonder Vermänteln eröffnet sich finden vor des erschrecklichen Gottes Gerichte.

Dominus de me cogitat.

In meiner ersten Blüth', im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt. Mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage.

Ich theilte meine Zeit in Seufzer, Noth und Klage;
Die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht',
Die haben leider all' erzittert und gekracht;
Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.

Doch nein! Der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz ist gegen mich mit Vatertreu' entbrannt,
Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, wird sorgen.

Wenn man kein Mittel find't, sieht man sein Wunderwerk;
Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk';
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

Johannes Heermann, geboren den 11. Oktober 1585 zu Raudten in Schlesien. Sein Vater, der Kürschner war, und dem viel an der guten Erziehung dieses begabten Sohnes lag, ließ ihn in Breslau, Brieg und Fraustadt die Schulen besuchen, und dann in Leipzig und Jena Theologie studieren. Noch in Fraustadt, unter der Leitung einiger ausgezeichneten Lehrer, entwickelte sich Heermanns Dichtergabe, so daß er schon als 23jähriger Jüngling, wahrscheinlich seiner lateinischen Poesien wegen, zum Dichter gekrönt wurde. Nachdem er seine Studien beendigt hatte, wurde er zuerst Erzieher einiger jungen Edelleute in Straßburg; dann 1611 Prediger in Köben im Fürstenthum Glogau, wo er, durch die Drangsale des Krieges schwer heimgesucht (er verlor dreimal sein Hab und Gut), bis zum Jahr 1636 segensreich wirkte. Dann legte er, durch zu große Kränklichkeit veranlaßt, sein Amt nieder und zog sich nach Lissa in Großpolen zurück, wo er unter fortwährendem Körperleiden noch neun Jahre lebte und den 17. Februar 1647 starb.

Heermann, der sich nur als geistlicher Liederdichter bekannt machte, wandte zuerst die von Opitz eingeführten fremden Formen auf das geistliche Lied an. Seine Gedichte, deren er 62 verfaßte, und die er unter dem Titel: „Haus- und Herzensmusik", herausgab, gehören auf dem Gebiete,

des Kirchenliedes zu den hervorragendsten Erscheinungen der Zeit. Voll tiefer Empfindung, und von der innigsten und wahrsten Frömmigkeit durchdrungen, sind sie sowohl dem Inhalt, als der Form nach bedeutend, und haben sich viele derselben bis heute in den Gesangbüchern erhalten.

Geistliches Lied von Johannes Heermann.

Ein täglich Gebet.

O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell guter Gaben,
Ohn' den nichts ist, was ist, von dem wir Alles haben,
Gesunden Leib gib mir, und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel' und rein Gewissen bleib.

Hilf, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet.
Gib, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu', so gib, daß es gerathe wohl.

Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen:
Laß kein unnützlich Wort aus meinem Munde gehen,
Und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß,
So gib den Worten Kraft und Nachdruck ohn' Verdruß.

Find't sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen;
Gib einen Heldenmuth, das Kreuz hilf selber tragen;
Gib, daß ich meinen Feind mit Sanftmuth überwind',
Und wenn ich Rath bedarf, auch guten Rath erfind'.

Laß mich mit Jedermann in Fried' und Freundschaft leben,
So weit es christlich ist. Willst du mir etwas geben
An Reichthum, Gut und Geld, so gib auch dies dabei,
Daß von unrechtem Gut nichts untermenget sei.

Soll ich auf dieser Welt mein Leben höher bringen,
Durch manchen sauern Tritt hindurch in's Alter dringen:
So gib Geduld! vor Sünd' und Schande mich bewahr',
Auf daß ich tragen mag mit Ehren graues Haar.

Laß mich an meinem End' auf Christi Tod abscheiden:
Die Seele nimm zu dir hinauf zu deinen Freuden.
Dem Leibe gib, daß er, wo seiner Eltern Grab
Alsdann auch seine Ruh' an ihrer Seite hab'.

Und wenn du endlich wirst die Todten auferwecken,
Wollst du auch deine Hand zu meinem Grab ausstrecken.
Reiß' aus des Todes Macht den Leib, und laß ihn schön
Verklärt, mit dir in's Reich der Herrlichkeit eingehn.

Martin Rinkart, geboren den 23. April 1586 zu Eilenburg in Meißen. Schon in seinem fünfzehnten Jahre bezog er wohlvorbereitet die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Neben seinem Fachstudium beschäftigte er sich aber auch mit Poesie und Musik, in welch letzterer er Unterricht ertheilte, da seine Mittel nicht ausreichten, seinen Unterhalt zu bestreiten. Nachdem er seit 1610 mehrere Aemter bekleidet hatte, wurde er 1617 Archi-

diakonus in seiner Vaterstadt, und wirkte als solcher lange Zeit, namentlich in den schrecklichen Jahren der Pest, Hungersnoth und des Krieges, äußerst segensreich. Er starb dort den 8. Dezember 1649.

Außer einigen weltlichen Gedichten, die unbedeutend sind, und einem religiös=polemischen Drama: „Der Eislebische christliche Ritter" genannt, auch von geringem poetischen Werthe, schrieb Rinkart eine nicht große Zahl geistlicher Lieder, von denen einige (z. B. das unten mitgetheilte) in einfacher, aber edler Darstellung den frommen Glauben und das innige Gottvertrauen des Verfassers aussprechen, sich daher mit Recht in den Gesangbüchern erhalten haben, während andere, voll gesuchter, ja geschmackloser Bilder ganz in Vergessenheit gerathen sind.

Geistliches Lied von Martin Rinkart.

Tischgebet.

Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden,
Der uns von der Geburt
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch jetzund gethan.

Der ewig reiche Gott
Woll' uns auf unser Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort;
Und uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort.

Lob, Ehr' und Preis sei Gott
Dem Vater und dem Sohne,
Und dem der beiden gleich
Im höchsten Himmelsthrone;
Dem dreimaleinen Gott,
Als er ursprünglich war,
Und ist und bleiben wird
Jetzund und immerdar.

Julius Wilhelm Zinkgref, geboren den 3. Juni 1591 zu Heidelberg, wo er auch seine Bildung erhielt. Nach vollendeten Studien bereiste er fünf Jahre lang, von 1611 an, die Schweiz, Frankreich und die Niederlande, wurde dann in seiner Vaterstadt Doktor der Rechte und lebte dort, mit Opitz und anderen bedeutenden jungen Männern befreundet, in sehr angenehmen Verhältnissen, bis ihn die Eroberung der Stadt durch Tilly im Jahr 1623 zwang, dieselbe zu verlassen, da er als Generalauditeur die dortige Besatzung auf ihrem Abzug begleiten mußte. Er verlor bei dieser Gelegenheit beinah Alles, was er besaß. In Straßburg, wohin er sich darauf wandte, wurde er Sekretär des französischen Gesandten Marescot, mit dem er als Dolmetscher verschiedene deutsche Höfe besuchte; er mußte jedoch diese Stelle auch bald wieder aufgeben, wegen einer heftigen Krankheit, die ihn in Stuttgart befiel. Nach seiner Genesung ging er nach Worms, wo er bis zum Jahr 1626 blieb und sich dort mit einer Wittwe (Patrick geborene Nordeck aus St. Goar) vermählt und eine Anstellung gefunden hatte. In dem ge-

nannten Jahre ward er zum Landschreiber in Kreuznach ernannt und kurze Zeit darauf in der nämlichen Eigenschaft nach Alzei berufen. Die Unruhen der Nördlinger Schlacht bewogen ihn aber, 1634 Alzei zu verlassen und nach St. Goar zu seinem Schwiegervater zu ziehen, wo er den 1. November 1635 an der Pest starb, nachdem er noch auf dem Wege dahin von Streifpartieen des Weimar'schen Heeres ausgeplündert worden war.

Zinkgref machte sich hauptsächlich bekannt und berühmt durch die Herausgabe der Gedichte seines Freundes Opitz, welchen er Lieder mehrerer anderer Dichter beifügte, die ohne ihn verloren gegangen wären, und durch seine Sammlung von Geschichten, Anekdoten und Sprüchen, die er unter dem Titel: „Der Deutschen scharfsinnige kluge Sprüch', Apophtegmata genannt", drucken ließ. Den Inhalt dieser Sammlung gibt er in einem zweiten ausführlichern Titel genau an: „Deutscher Nation klug ausgesprochene Weisheit, das ist deren aus deutschen Landen erwählten und geborenen Päpst', Bischöf', Kaiser, Könige u. s. w. und jedes Standes wohlbenamten Personen lehrreiche Sprüch', geschwinde Ausschläg', artige Hofreden, denkwürdige Scherzfragen, Antworten, Gleichnisse u. s. w., sammt einem Anhang weiser Spruchreden uralter Deutschen". Das ganze Buch zeugt nicht allein von des Verfassers Fleiß und Belesenheit, sondern es bekundet auch sein poetisches Talent durch die überaus gefällige und passende Einkleidung, die er diesen Geschichten gab. Dieses poetische Talent zeigt sich jedoch noch mehr in den nicht zahlreichen, aber äußerst ansprechenden lyrischen Gedichten, die wir von ihm besitzen. Er suchte in denselben das volksthümliche Element mit der verstandesmäßigen Richtung Opitzens zu verbinden, was ihm, besonders in seinen kleinern Liebesgedichten, sehr wohl gelang.

Lyrisches Gedicht von Julius Wilhelm Zinkgref.

Lied.

Mein feines Lieb ist fern von mir,
Ich hatt' mit ihr sehr kurze Freud',
Sehr kurze Freud' hatt' ich mit ihr,
Das macht mir desto größer Leid.
Mein' Tag' bring' ich mit Seufzen zu,
Mit lauter Unruh' meine Ruh':
Mein Herz hat sie genommen mit,
Es half kein' Klag', es half kein' Bitt'.

Gleich wie ein Turteltäubelein,
Das seinen Gesellen hat verlor'n,
So sitz' ich traurig und allein,
Das schnelle Scheiden thut mir Zorn.
Ach Scheiden, ach zum letztenmal,
Da fing erst an die rechte Qual;
Zum letztenmal, da sie fortrückt',
Mein Herz ich in ihre Lippen drückt'.

Ihr Seufzer, ach, ihr Seufzer mein,
Die ihr so häufig eilt von mir,
Fahrt hin zu meinem Liebelein,
Fahrt hin und sagt der edlen Zier,
Daß ihr getreuer Diener sich
Um sie bekümmere inniglich,
Ohn' Unterlaß in solchem Schmerz
Gedenkend an ihr reines Herz.

Ich hab' mich zwar so lang' erwehrt,
Daß mich kein' Jungfrau fangen sollt';
Nun seh' ich wohl, Euch ist bescheert,
Daß ich euch mußte werden hold.
Ihr war't diejenige, Ihr allein,
Ihr seid es und ihr sollt es sein,
Die mich durch ihre Lieblichkeit
Und Tugend also hat verleit't.

Ach, liebstes Lieb'! kehrt wieder um,
Kehr' um, ach, liebstes Liebelein,
Eh' denn ich ganz und gar umkomm',
Und gebt mir nur ein Zeichen klein;
Kann es nicht mit dem Leibe sein:
So laßt es doch ein Schreiben sein;
Hab' ich so viel Gnad' bei Euch,
So frag' ich nach keinem Königreich.

Prosa von Julius Wilhelm Zinkgref.

Aus Apophtegmata.

Kaiser Friedrich I., genannt Rothbart.

Als die Abgesandten der Stadt Rom in einer Glückwunschrede, womit sie den ankommenden Kaiser empfingen, die Wiederaufrichtung ihrer alten obrigkeitlichen Aemter, ihrer Sitten, Gewalten und Freiheiten, und dann eine freigebige Ausspendung für die gemeinen Bürger, wie etwa bei den alten heidnischen Kaisern zu Rom gebräuchlich gewesen ist, fast unverschämt begehrten, antwortete ihnen der Kaiser also: „Wir begehren das Kaiserthum nicht zu kaufen, und wenn es auch verkauft werden könnte, so wüßten wir es mit keinem andern Kaufschilling als mit Tugend an uns zu bringen. So kommen wir auch nicht mit Geld und Gut, sondern mit einem löblichen Namen, denn ein rechtes deutsches Herz trachtet nicht nach Reichthum, sondern nach Ehre, und strebt nicht, wie es viel Gold und Silber gewinne, sondern wie es diejenigen überwinde und beherrsche, die dasselbige in großer Menge besitzen. Ihr begehret weiter, ich soll dem alten Recht und Herkommen gemäß eine Verehrung unter eure Bürger austheilen lassen, und zwar eine Summe von 5000 Pfund. Ist es nun ein Recht, so ist es keine Verehrung, ist es aber eine Verehrung, dann soll es nichts Vorgeschriebenes, sondern etwas Freiwilliges sein, wie alle fürstlichen Gaben dergleichen sein sollen, daß sich darüber der Geber mehr, als der Nehmer selbst zu erfreuen habe."

Kaiser Otto I., genannt der Große.

Wenn er seinen kaiserlichen Schmuck und Zierrath tragen mußte, bat er allezeit Gott zuvor um ein demüthiges Herz, damit er sich dieser Herrlichkeit nicht überhebe.

Als Berengarius sammt seinem Weibe vor Hugo, König von Italien, zu Kaiser Otto floh, und Hugo dem Kaiser durch Gesandten eine große Summe Goldes anbot, daß er ihm den flüchtigen Berengarius liefern sollte, gab ihm der Kaiser diese Antwort: „Die Deutschen pflegen mit Eisen und nicht mit Gold zu kriegen; denjenigen, der bei ihnen Zuflucht sucht, und sich auf Treu und Glauben in ihren Schutz und Schirm begibt, Obdach und Herberg nicht zu versagen, viel weniger denselben zu verrathen und seinen Feinden zu übergeben."

Kaiser Sigismund.

Als einer von ihm begehrte, geadelt zu werden, sagte er: „Wir können wohl reich machen, aber nicht edel. Als ihn einer über die Maßen lobte, und ihn den Göttern gleich pries, gab er ihm eine unversehene Maulschelle darüber. Als ihn nun der Fuchsschwänzer im Schrecken frug: „warum schlagt ihr mich“? frug ihn der Kaiser hinwieder: „warum beißest du mich?“

Ernst Christoph Homburg, geboren 1605 zu Mühla bei Eisenach. Von seinem Leben ist nur bekannt, daß er nach vollendeten Studien Gerichtsaktuarius und Rechtskonsulent in Naumburg wurde, und dort den 2. Juni 1681 starb.

Er war Mitglied zweier Sprachgesellschaften, der fruchtbringenden, unter dem Namen: „Der Keusche“, und des Schwanenordens, unter dem Namen: „Daphnis“, und galt zu seiner Zeit für einen der besten Lyriker. Zwar besaß er kein hervorragendes poetisches Talent, doch eine seltene Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und des Verses. Liebes- und Trinklieder gelangen ihm am besten, dagegen erheben sich seine geistlichen Lieder, die er, wie er in der Vorrede zu denselben berichtet, erst in spätern Jahren, von Krankheit und häuslicher Noth veranlaßt, verfaßte, nicht über das Gewöhnliche. Seine weltlichen Gedichte gab er unter dem Titel: „Schimpf und ernsthafte Clio“, heraus.

Lied von Ernst Christoph Homburg.

Der verlorne Cupido.

Ueberall Frau Venus suchet
Ihren Amor, schilt und fluchet;
Venus suchet, was sie kann,
Trifft ihn dennoch nirgends an.

Er ist von ihr weggeschlichen,
Innerst in mein Herz gewichen,
Bebend er sich schmeichelt ein,
Will gar nicht gefunden sein.

Ich, beängstigt sonder Maßen,
Weiß nicht, was zu thun und lassen;
Thun und lassen hat Gefahr;
Ach! ich bin entsinnet gar.

Ich weiß wohl, daß ohn' Verschulden
Ich ein Unglück muß erdulden;
Ist des Einen Haß vorbei,
Bin ich nicht des Andern frei.

Ach! ich wollte lieber leiden,
Daß ich pflichtbar allen beiden,
Daß ich wäre beider Freund,
Als ihr abgesagter Feind.

Venus strenge Rache übet,
Auch Cupido sehr betrübet
Den, der seines Bogens Macht
Mit zu stolzem Sinn verlacht.

Zartes Kind, sei ohne Sorgen,
Du sollst sein bei mir verborgen;
Setze deine Furcht hintan,
Ich will dich nicht melden an.

Schaffe nur, du Flammenstifter,
Daß dein Pfeil mir nicht vergifter
Falle, und mehr bringe Pein;
Du sollst desto sichrer sein.

Und weil Freundschaft Freundschaft giebet,
Mache, daß mich Chloris liebet;
Schaffe, daß aus gleicher Brunst
Sie mir reiche Liebesgunst.

Zacharias Lundt, geboren den 5. April 1608 zu Nübbel im Herzogthum Schleswig, besuchte seit 1618 das Gymnasium in Hamburg, später die Universitäten Leipzig, Wittenberg und Königsberg, um Theologie zu studieren; doch vertauschte er bald die Theologie gegen historische und philologische Studien. Auch wurde er in Wittenberg durch einen seiner Lehrer: August Buchner, einem Freund und Verehrer Opitzens, zu poetischen Versuchen veranlaßt, die vielen Beifall fanden. Nachdem er, von der Universität zurückgekehrt, sechs Jahre als Privatlehrer vergebens auf eine Anstellung gewartet hatte, begleitete er einige junge Leute auf Reisen durch Deutschland. Nach seiner Rückkehr 1645 ward er Rektor der lateinischen Schule zu Herlof in Seeland, dann Bibliothekar des dänischen Reichsgrafen Seefeld und endlich königlich dänischer Hofsekretär und Vikarius des Stiftes Aarhuus, als welcher er den 8. Juni 1667 starb.

Ohne Opitz persönlich zu kennen, war Lundt ein eifriger Verehrer der Poesien desselben, und bildete sich ganz nach ihm. Auch er nahm sich, wie jener, Franzosen und Holländer zum Muster, und entwickelte dabei, wenn auch kein außerordentliches, doch ein recht anmuhiges Talent zur lyrischen Poesie. Seine Gedichte sind frisch und lebendig und halten sich ziemlich frei von der steifen Gelehrsamkeit jener Tage, wenn auch freilich der Verfasser, als ein Sohn seiner Zeit, derselben nicht ganz entgehen konnte. Heitere Lieder gelangen ihm am besten.

Lied von Zacharias Lundt.

Wie Liebe bindet. (Einem Brautpaar.)

Freilich kann uns Liebe binden,
Aber, Schönste, nicht die Hand:
Was hilft schöne Bänder winden,
Liebe brauchet gar kein Band.
Liebe muß das Herze fassen,
Liebe muß nicht abe lassen.

Freilich kann uns Liebe binden,
Aber nicht durch Reim allein:
Worte müssen bald verschwinden,
Liebe will beständig sein.
Verse braucht sie nicht zu schreiben,
Was sie bind't, muß doch fest bleiben.

Freilich kann uns Liebe binden,
Warum aber diesen Tag?
Wird man denn sonst keinen finden,
An dem Liebe binden mag?
Liebe will nicht sein gebunden,
Bindet selber Tag und Stunden.

Freilich kann uns Liebe binden,
Lösen aber ist ein Tand;
Wer mag wohl die Kunst erfinden,
Aufzulösen Liebesband?
Liebe bindet wohl so fest,
Daß es sich nicht lösen läßt.

Nun, so seid durch sie gebunden,
Nicht durch Band und Wort allein:
Ihr sollt alle Tag' und Stunden
Fort und fort gebunden sein.
Bis ihr werd't die Lust empfinden,
Wie die Liebe pflegt zu binden.

Andreas Tscherning, geboren den 18. November 1611 in Bunzlau, besuchte in seiner Vaterstadt, dann in Breslau die Schule, und ging 1635 nach Rostock um Philologie zu studieren. Nachdem er hier zwei Jahre mit

dem angestrengtesten Fleiße gearbeitet, sogar die arabische Sprache erlernt und, durch Opitz angeregt, selbst gedichtet, auch die arabischen Sprichwörter des Ali in lateinische und deutsche Verse gebracht hatte, mußte er aus Mangel an Mitteln, da ihm die Seinigen nicht mehr hinlängliche Unterstützung gewähren konnten, Rostock verlassen. Er ging nach Breslau, um sich als Haus- oder Privatlehrer seinen Unterhalt zu erwerben. Durch einige Freunde, die er in Breslau fand, wurde ihm später die Möglichkeit verschafft, wieder nach Rostock zurückzukehren, um seine Studien zu vollenden. Nach Beendigung derselben, 1644, erhielt er an der Rostocker Universität die Magisterwürde und bald darauf die Professur der Poesie. Er starb in Rostock den 27. September 1659 an einer Brustkrankheit.

Tscherning war, wie Opitz, mit dem er befreundet war, und sich ganz nach ihm bildete, mehr Gelehrter wie Dichter. Er steht jedoch Opitz sowohl an poetischem Talente, als an Sprache, Form und Gewandtheit noch bedeutend nach. Seine Poesien sind steif, unbeholfen und arm an poetischen Gedanken; die besten sind noch seine kleinern, meist geistlichen, Lieder. Er gab seine Gedichte, unter denen mehr als die Hälfte Gelegenheitsgedichte sind, in zwei Sammlungen heraus, die die Titel führen: „Deutscher Gedichte Frühling", und: „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte."

Lied von Andreas Tscherning.

Denk' an Gott.

Denk' an Gott zu aller Zeit,
Ueberlege seine Güte
Tag und Nacht dir im Gemüthe,
Die schon währt von Ewigkeit.
Er ist unser Fels in Noth:
Denk' an Gott!

Thust du heimlich was allein,
Oder bringst du dein Beginnen
In der Nächsten Augenschein,
Willst du Lob und Ruhm gewinnen,
Und entflieh'n der Seele Tod:
Denk' an Gott!

Hast du guten Stand und Ruh',
Geht dir alles nach Behagen,
Schreib' es ihm mit Danke zu;
Kommt dann Trübsal eingeschlagen,
Treiben Menschen mit dir Spott:
Denk' an Gott!

Fallen Krieg und Seuchen ein,
Wer an seinen Gott gedenket,
Kann im Glauben sicher sein.
Wird der Brodkorb hoch gehenket,
Regnet doch der Himmel Brod:
Denk' an Gott!

Jüngling, weil dir deine Knie'
Noch bei grünen Kräften blühen,
Sei nicht stolz, gebrauche sie,
Schone nicht, dich zu bemühen;
Aber halt' auch dies Gebot:
Denk' an Gott!

Weil du schwach wirst, alter Greis,
Weil dein kahles Haupt beschneiet,
Weil der matten Glieder Eis,
Schon das Ende prophezeiet,
Weil du wägst das letzte Loth:
Denk' an Gott!

Weil des Herren Augenlid
In die Winkel aller Erden,
In das Herze selber sieht,
Dem nichts kann verhehlet werden,
So verlaß der Erde Koth:
Denk' an Gott!

Georg Neumark, geboren den 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, war der Sohn armer Eltern und konnte nur durch Unterstützung guter Menschen seinen Wunsch, die Rechte zu studieren, befriedigen. Er ging 1641 zu diesem Zwecke nach Königsberg. Als er seine Studien beendet hatte, hielt er sich noch bis 1650 in Königsberg, Danzig und Thorn auf, und erwarb sich in diesen Städten durch sein musikalisches und dichterisches Talent viele Freunde und Gönner. Um sich nach glücklich überstandener Prüfung eine gesicherte Existenz zu erwerben, kehrte er darauf in die Heimath zurück. Doch hatte er noch mit manch bitterer Noth zu kämpfen, ehe er auf dringende Empfehlung beim schwedischen Gesandten in Hamburg, von Rosenhan, eine Anstellung als Privatsekretär fand. Im Jahr 1651 wurde er in Folge des schon gewonnenen Rufes als Dichter von dem Herzog Wilhelm IV. von Weimar zum Bibliothekar ernannt. Er starb als solcher in Weimar den 8. Juli 1681.

Neumark war kaiserlicher Pfalzgraf und sowohl Mitglied des Blumenordens unter dem Namen: „Thyrsis II. oder der Obersächsische", als auch der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen: „Des Sprossenden". Auch war er Erzschreinhalter der fruchtbringenden Gesellschaft und schrieb eine Geschichte derselben. Als Dichter muß Neumark von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden. Er verfaßte weltliche und geistliche Lieder und in beiden ist sein Talent für die Form unverkennbar; doch während seine geistlichen Lieder, die aus der innersten Tiefe seines frommen Gemüths entsprangen, voll poetischen Geistes und Innigkeit der Empfindung sind, gehören die weltlichen Lieder, sowohl Gelegenheitsgedichte aller Art, als auch andere zu den trockensten prosaischsten Reimereien der Zeit. Außerdem verfaßte Neumark größere poetische Erzählungen, zu denen er den Stoff theils aus der alten Geschichte, theils aus der Bibel entnahm. Doch sind sowohl die einen, wie die andern ohne allen poetischen Werth. Einige seiner geistlichen Lieder sollen einer besonderen persönlichen Veranlassung ihre Entstehung verdanken, so z. B. das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", soll er gedichtet und zugleich in Musik gesetzt haben, als er aus der drückendsten Noth, die ihn sogar gezwungen hatte, seine geliebte Geige zu verkaufen, befreit wurde und die Geige wieder einlösen konnte.

Geistliches Lied von Georg Neumark.

Trostlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit;
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beweinen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unseres Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt,
Gott, der sich uns hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, wenn es nützlich sei;
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heuchelei,
So kommt Gott, eh' wir uns verseh'n,
Und läßet uns viel Gut's gescheh'n.

Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß Gott dem im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n, bald stürzen kann.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu.
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Friedrich von Logau ward, einer aufbewahrten Grabschrift zu Folge, im Juni 1604 geboren. Ueber seine Eltern und den Ort seiner Geburt, wie auch über seine Erziehung fehlen alle nähern Angaben; doch ist das gewiß, daß er aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Schlesiens stammte. Vermuthlich studierte er die Rechte, da die ersten Nachrichten, die wir von ihm haben, ihn als Kanzleirath des Herzogs Ludwig IV. von Brieg nennen. Er lebte als solcher am Hofe des Herzogs in Liegnitz und starb dort den 25. Juli 1655 mit Hinterlassung eines Sohnes aus einer zweiten Ehe.

Logau, der unter dem Namen: „Der Verkleinernde", in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde, war unter den Mitgliedern der ersten schlesischen Schule eines der bedeutendsten Talente. Zwar verfaßte er, außer einigen Liebesliedern, die aus seiner Jugendzeit herrühren, und die nicht werthlos sind, nur Epigramme, theils, wie er selbst in einem seiner Gedichte sagt, weil er bei seinen Geschäften nicht so viel Zeit erübrige, um größere Gedichte abfassen zu können, theils, und das ist der Hauptgrund, weil er am meisten Talent zu dieser Art von Poesie hatte, und dabei im Stande war, alle Mängel der Welt und der Menschen zu rügen. Und es zeigt sich in seinen Epigrammen auch wirklich neben der leichten, gefälligen Darstellung und dem richtigen und raschen Eindringen in die Verhältnisse sein tüchtiger gerader Charakter, den alles Unedle erzürnte. Trotzdem war er zu seiner Zeit wenig bekannt, und nach seinem Tode ganz vergessen, bis 1759 Lessing und Ramler eine Auswahl seiner Epigramme mit Spracherläuterungen herausgaben, wodurch er erst die ihm gebührende Stelle unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts gefunden.

Logau selbst gab seine Epigramme, 3553 an der Zahl, die er Reimsprüche oder Sinngedichte nennt, unter dem angenommenen Namen: „Salomon von Golau", heraus.

Epigramme von Friedrich von Logau.

Lebensregel.

Leb' ich, so leb' ich
Dem Herrn herzlich;
Dem Fürsten treulich;
Dem Nächsten redlich!
Sterb' ich, so sterb' ich.

Die Sünden.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben,
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

Freundschaft mit Gott.

Wenn ein Mensch mit Gott gut steht,
Der steht wohl, wenn's übel geht;
Denn er kann die höchsten Gaben:
Vater, Bruder, Tröster haben.

Der Tod.

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kommt,
Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

Kirche und Gewissen.

Man kann zwar alle Kirchen schließen,
Doch nie die Kirchen im Gewissen.

Der Sonne und der Menschen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Ist der Sonne Eigenschaft,
Durch des Schöpfers Will' und Kraft,
Stirbt der Mensch zum Auferstehn.

Die Welt oder Gott.

Wer in's Herze Gott will fassen,
Muß die Welt herausen lassen;
Gott muß der herausen lassen,
Wer in's Herze Welt will fassen.

Die gute Sache.

Wo diese Sach' ist falsch, die etwa übel ging,
War Christus Sache falsch, die ihn an's Kreuze hing.

Neues Jahr.

Abermals ein neues Jahr; immer noch die alte Noth!
O das Alte kommt von uns und das Neue kommt von Gott;
Gottes Güt' ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld,
Neue Reu' verleih' uns Herr, und beweis' uns alte Huld.

Das Beste der Welt.

Weißt du, was in dieser Welt
Mir am meisten wohlgefällt?
Daß die Zeit sich selbst verzehret
Und die Welt nicht ewig währet.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln.

Weisheit.

Nicht das viele Wissen thut's,
Sondern wissen etwas Gut's.

Strafe.

Strafe soll sein wie Salat,
Der mehr Oel als Essig hat.

Schmeichler.

Schmeichler sind wie Sonnenblumen, blicken nach dem Himmel hin,
Wurzeln aber in der Erde, suchen Vortheil und Gewinn.

Lüge.

Wer sein Kleid mit Lügen flickt, der befindet doch,
Ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

Selbsterkenntniß.

Willst du fremde Fehler zählen, heb' an deinen an zu zählen:
Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Thorheit.

Ein Reis vom Narrenbaum
Trägt jeder an sich bei,
Der Eine deckt es zu,
Der Andere trägt es frei.

Unbedachtsamkeit.

Zum Werke von dem Wort,
Ist oft ein weiter Ort.

Nicht zu viel.

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein sauberes Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen:
Hat niemals langen Nutz getragen.

Begräbnißkosten.

Ist's christlich, Christenvolk dem Gott den Himmel schenkt,
Daß dich nicht ohn' Entgeld man in die Erde senkt?

Kleider machen Leute.

Kleider machen Leute, trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Pfuscher sein.

Wissenschaft.

Besser ist es, betteln gehn,
Als nichts wissen, nichts verstehn,
Armen kann man Geld wohl reichen,
Weisheit aber nicht desgleichen.

Die deutsche Sprache

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht,
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe, lieblich spricht.

Geld.

Wer nichts thut, wo nicht Geld abfällt,
Thut alles, wenn er Geld erhält.

Französische Kleidung.

Diener tragen insgemein ihrer Herrn Liverei:
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei.

Frankreich.

Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen.

Ein Hofmann.

Wer redlich ist im Herzen und mit dem Munde frei,
Der wisse, daß bei Hofe behaglich er nicht sei.
Wie man ihm vorgesaget, so sagt der Papagei,
Drum, wer daselbst will gelten, der trete diesem bei.

Hofkünste.

Künste, die zu Hof im Brauch',
Wollt' ich, dünkt mich, können auch;
Wenn nur eine mir wollt ein,
Nämlich: unverschämt zu sein.

Hofwerkzeug.

Mäntel, zum Bedecken;
Larven, zum Verstecken;
Röcke, zum Verkleiden;
Scheeren, zum Beschneiden;
Zangen, zum Verzwicken;
Pressen, auszudrücken;
Pinsel, zum Vergolden;
Blasen, zum Besolden;
Polster, einzuwiegen;
Brillen, zu vergnügen;
Fächel, Wind zu machen;
Mehr noch solche Sachen
Sind bei Hof in Haufen,
Niemand darf sie kaufen.

Kampfbereit.

Ohn' Ursach' soll nie jemand zücken seinen Degen,
Ohn' Ehre ihn darauf nie wieder niederlegen.

Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

Von meinem Buch.

Kundig ist's, daß in der Welt
Sich zum Guten Böses finde;
Wenn mein Buch nur wär' gestellt,
Daß beim Bösen Gutes stünde.

Von meinen Reimen.

Hat Jemanden wo mein Reim innerlich getroffen,
Daß er zürnt und grimmig ist, ei, so will ich hoffen,
Daß er sich und nimmer mich schelten wird Verräther,
Weil er selber Kläger ist, wie er selber Thäter.

Johann Grob, geboren den 6. September 1643 zu Grobenengenschwyl in der Schweiz. Er besuchte in Zürich die Schule und zeichnete sich dort sowohl durch Talente wie Fleiß aus. Im Jahr 1660 trat er in die Compagnie schweizerischer Hellebardiere, welche Kurfürst Georg II. von

Sachsen damals anwerben ließ. Von 1664 an, nachdem seine Dienstzeit vollendet war, bereiste er Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien, und kehrte dann in die Heimath zurück, um das Geschäft seines Vaters, einen Leinwandhandel, zu übernehmen. Später sah er sich, der Religion wegen, genöthigt, die Heimath zu verlassen. Er begab sich nach Herisau im Kanton Appenzell, wo er zuerst still und zurückgezogen lebte, nur mit seinen mathematischen Studien und der Dichtkunst beschäftigt, doch als im Jahr 1688 bei der Stellung der französischen und östreichischen Heere an der Grenze der Schweiz, dieser Gefahr drohte, machte er sich auch durch eine Flugschrift, die nicht ohne Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten blieb, auf politischem Gebiete bekannt, und erwarb sich dadurch sowohl das Vertrauen des Kaisers Leopold, der ihn in den Adelsstand erhob, wovon er jedoch keinen Gebrauch machte, als auch das der Appenzeller, die ihn 1690 nach Augsburg zum Kaiser schickten, um bei demselben die Aufhebung der für die Schweiz drückenden Getreidesperre zu erwirken, was ihm auch gelang. Aus Dankbarkeit erhielt er das Landrecht von Appenzell. Er starb in Herisau den 1. April 1697.

Grob, der auf seinen Reisen durch Deutschland die neuere deutsche Literatur, besonders die Werke der Dichter der ersten schlesischen Schule hatte kennen lernen, bildete sich, wie seine Dichtungen deutlich zeigen, ganz nach Opitz, weßhalb er hier der schlesischen Schule beigezählt wurde. Als er sich 1690 in Augsburg befand, krönte ihn der Kaiser zum Dichter, wahrscheinlich seiner lateinischen Poesien wegen. Doch auch seine deutschen Dichtungen, Lieder und Epigramme, gehören zu den besseren Erscheinungen der Zeit. Besonders seine Epigramme verdienen die größte Auszeichnung, sowohl nach Sprache und Darstellung, als auch dem Inhalt nach. Er geißelt in denselben nicht nur die allgemeinen moralischen Gebrechen, sondern auch die Fehler und Thorheiten Einzelner, und übertrifft Logau, mit dem er sonst viel Gemeinsames hat, noch an Schärfe und beißendem Witz. In seinen Liedern weiß er mit gleichem Geschick, sowohl den tiefen Ernst, als auch die heitere Laune darzustellen. Seine Poesien erschienen in zwei Sammlungen, die eine unter dem Titel: „Dichterische Versuchgabe", gab er selbst heraus, die zweite, die den Titel führt: „Reinholds von Freienthal poetisches Spazierwäldlein", wurde erst nach seinem Tode gedruckt.

Epigramme von Johann Grob.

Verblendete Gerechtigkeit.

Themis hat ihr Angesicht zwar noch immer zu verbunden,
Nur das alt' und neue Band werden nicht ganz gleich befunden.
Jenes war von dickem Tuche, vor den Augen Ueberschlag;
Dieses ist von dünnem Flore, den sie wohl durchsehen mag.

Halber Adel.

Bei den Alten hieß es erst manche Ritterthat begehen,
Dann so mocht ein schlechter Mann bei dem starken Adel stehen;
Dies ist nun in Abgang kommen: wer erschrecklich fluchen kann,
Ist zu diesen Lasterzeiten schon ein halber Edelmann.

Gesundheiten.

Unsrer Deutschen Redlichkeit läßt sich augenscheinlich sehen,
Wenn die späten Rindertrünk' auf Gesundheit umher gehen:
Ach, ich muß der Thorheit lachen, ist es nicht ein feiner Schwank?
Andere ganz gesund zu machen, saufen sie sich selber krank.

Schneider.

Billig wird das Schneiderhandwerk durch das deutsche Land veracht,
Weil es an die Modekleider nicht zugleich auch Schellen macht.

Ueber eines Bäckers neues Haus.

Ihr Bürger dieser Stadt, kommt her und nehmt in Acht,
Wie euer kleines Brod so große Häuser macht.

Auf den Dietrich.

Dietrich, was führst du viel über meine Hoffahrt Klage,
Weil ich, wo es sich gebührt, einen kleinen Türkis trage;
Führest du auf deiner Nase doch so manchen edlen Stein,
Welche theurer als Rubine; sollst du denn nicht stolzer sein?

Verschwiegenheit.

Schweigen ist ein' hübsche Kunst, sonderlich zu diesen Tagen,
Da es oft gefährlich ist, auch die Wahrheit auszusagen;
Wer die Augen und die Ohren Werkeltage halten läßt,
Und die Zunge feiern heißet, thut gewiß das allerbest'.

Jung gewohnt, alt gethan.

Man soll den Tugendfleiß nicht in das Alter sparen,
Das schönste Lebenswerk gehört den schönsten Jahren.
Wenn sich der Laster Rost so tief in Geist gesetzt,
So wird er nach der Zeit gar schwerlich ausgewetzt.

An den Leser.

Verwundere dich ja nicht, daß, was ich hier geschrieben,
Nicht zart ist, sondern hart und gleichsam ungerieben;
Des Namens Eigenschaft liegt meinem Dichten ob:
Es bleibet wohl dabei, ich heiß' und schreibe grob.

Joachim Rachel, geboren den 28. Februar 1618 zu Lunden in Norderdithmarsen, war der Sohn eines Predigers. Er besuchte das Gymnasium zu Hamburg, dann die Universität Rostock und Dorpat, um Philologie zu studieren. Nach vollendeten Studien 1642 wurde er Hauslehrer bei einem liefländischen Edelmann, 1652 Schulrektor in Haide, 1660 als solcher nach Norden in Ostfriesland versetzt, und 1667 kam er in gleicher Eigenschaft nach Schleswig, wo er den 3. Mai 1669 starb.

Rachel, der durch und durch ein Gelehrter und ein eifriger Anhänger Opitzens war, machte sich hauptsächlich als satyrischer Dichter bekannt. Außer den zehn Satyren, die man ihm zuschreibt, gab er noch ein niederdeutsches Volkslied, und ein Gedicht: „christlicher Glaubensunterricht", heraus. Ersteres ist beinah ganz unbekannt, letzteres sehr unbedeutend; es enthält nur die gewöhnlichen Katechismusfragen in Reimen. Seinen Satyren, die

einzelne treffende Züge enthalten, und besonders des Verfassers edlen Charakter bekunden, fehlt der eigentlich poetische Hauch; sie sind zu gelehrt und pedantisch abgefaßt, auch die Darstellung ist nicht immer befriedigend, sie ist zu breit und schleppend, zuweilen sogar unbeholfen.

In der ersten Satyre: „Der bösen Sieben", bespricht er sieben Arten von bösen Weibern und ihre Abstammung, denen er am Schluß das Bild einer trefflichen Hausmutter entgegensetzt. In der zweiten: „Dem vortheiligen Mangel", räth er dem Manne, um mit seiner Frau immer glücklich zu leben, sich stets daran zu erinnern, daß jeder Fehler seine gute Seite habe, so gefalle die Häßliche z. B. keinem Andern. In der dritten: „Die gewünschte Hausmutter", malt er das Bild einer vortrefflichen Hausfrau, welches er am Schlusse der ersten Satyre gab, noch weiter aus. Die vierte Satyre: „Die Kinderzucht", bespricht, wie der Titel sagt, die Erziehung der Kinder. In der fünften, die den Titel: „Gebet" führt, erklärt er den Gegensatz des echten wahren Gebetes zu dem bloßen Lippengemurmel. „Gut und Bös", die sechste Satyre, behandelt besonders die Modelaster und Thorheiten der damaligen Zeit. In der siebenten Satyre: „Der Freund", zerlegt er die verschiedenen Gattungen der Freundschaft mit Einsicht und Scharfsinn. In der achten Satyre: „Der Poet", ist sein Hauptaugenmerk, die Dichter, besonders die satyrischen Dichter, gegen ihre Ankläger und Verläumder zu rechtfertigen, nebenbei bespricht er aber auch die tadelnswerthe Richtung einzelner Poeten, die schriftstellernden Frauen, sowie den Mißbrauch, der überhaupt mit der Kunst getrieben wird. In der neunten und zehnten Satyre: „Jungfernanatomie und Jungfernlob", genannt, spricht er vom weiblichen Geschlecht. In der ersten will er durch Aufzählung aller ihrer Fehler, wirkliche und erdichtete, zeigen, was eine Jungfer sei, und in der andern entschuldigt er sich, daß er gegen die Weiber geschrieben habe, und fügt dann ein negatives Weiberlob hinzu. Diese beiden Satyren sind witziger und lebendiger, dabei aber auch leichtsinniger und frivoler gehalten wie die andern, weßhalb Zweifel entstanden sind, ob sie wirklich von Rachel herrühren.

Aus der Satyre: **Der Poet** von Joachim Rachel.

Zwar tausend werden sich, und vielmal tausend finden,
Die abgezählte Wort' in Reime können binden.
Des Zeuges ist so viel, als Fliegen in der Welt,
Wenn aus der heißen Luft kein Schnee und Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitsmahl, da kommen oft geflogen
Des künstlichen Papiers bei vierundzwanzig Bogen;
Ein schöner Vorrath traun, besonders zu der Zeit,
Wenn etwa Heu und Stroh nicht allzuwohl gedeiht.
Kein Kindlein wird geboren, es müssen Verse fließen,
Die oft so richtig gehn und treten auf den Füßen
Als wie das Kindlein selbst; die, wie es ist bekannt,
Auch haben gleichen Witz und kindischen Verstand.
Stirbt jemand, so muß auch des Druckers Arbeit sterben,
Wiewohl dem Drucker nicht so schädlich als den Erben.

Bald kommt der Dichter selbst, erwartet vor der Thür
Des Halses süßen Trost, der Hand und Kunst Gebühr.
Nun eben diese sind's, die guten Ruhm anbeißen,
Dies Lumpenvölklein will, mit Gunst, Poeten heißen,
Das nie was Gut's gelernt, das niemals den Verstand
Hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
Die nichts denn Worte nur, zu Markte können tragen,
Zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen laute Klagen,
Bei Herrn eitlen Ruhm, d'ran keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Essig ist, als blos der Fuchsschwanz nur,
Drum dürfen sich auch wohl in diesen Orden stecken,
Die niemals was gethan, als nur die Feder lecken.
Ein Schriftling, der kein Buch, als deutsch nur durchgesehn,
Will endlich als Poet und für gelehrt bestehn:
Es thut ihm eben sanft, wenn solche Titel fallen,
Warum nicht? der im Hui, ja zwischen Feuer und Knallen
Hat einen Vers gemacht; in zweier Tage Zeit
Hat er ein ganzes Buch fünf Finger dick bereit.
O Meister Hämmerling, leg' ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts als Flöhe nur zu fangen.
Was mit der langen Zeit soll wachsen und bestehen,
Das muß nicht kunterbunt wie aus der Tasche gehen.
Sieh, des Mäcenas Freund, im reimen wohl erfahren,
Gibt guten Versen Zeit von zwei und sieben Jahren;
Zwölfmal hat Cynthius durchrennt den runden Pfad,
Eh' des Eneas Lob das Licht gesehen hat.
Jetzund, wenn einer nur kann einen Reim herschwatzen:
„Die Leber ist vom Huhn, und nicht von einer Katzen,"
Da heißt er ein Poet. Komm', edler Palatin,
Leg deinen Lorbeerkranz zu seinen Füßen hin.
Was mag doch Griechenland Homerus Werke loben,
Und Welschland den Virgil? o dieser Dunst schwebt oben.

Johann Michael Moscherosch, geboren den 5. März 1601 zu Wilstädt im Elsaß, stammte aus einer von Aragonien eingewanderten Familie. Im Jahr 1620 bezog Moscherosch die Universität Straßburg, um die Rechte zu studieren, und nachdem er 1624 daselbst die Magisterwürde erhalten hatte, machte er eine Reise nach Paris, um sich in der französischen Sprache auszubilden, kehrte aber, da er weder am französischen Volk noch an dessen Sitten Gefallen fand, bald wieder zurück. Von 1625 bis 28 war er Hofmeister der Söhne des Grafen von Dachsburg-Leiningen, verheirathete sich dann mit Esther Ackermann, und wurde Amtmann des Grafen von Crichingen; 1634 starb seine Frau und 1636 mußte er vor den Franzosen nach Straßburg flüchten; er fand aber bald eine neue Anstellung als Amtmann bei dem Herzog von Croy in Vinstingen an der Saar. Hier verheirathete er sich zum drittenmale mit Anna Maria Killburger, nachdem seine zweite Gattin: Barbara Paniel, bald nach der Hochzeit in Straßburg gestorben war. Doch auch in Vinstingen war, wegen der Kriegsunruhen und der Pest, seines Bleibens nicht lange, und er nahm daher gerne die ihm an-

gebotene Stelle als schwedischer Kriegsrath in der Festung Benfelden im Elsaß an. Als solcher erwarb er sich so großen Ruf, daß man ihm von mehrern Seiten Anerbietungen machte. Er nahm die ihm angetragene Stelle eines Sekretairs der Stadt Straßburg an, und verwaltete sie bis zum Jahr 1656 mit Auszeichnung. In dem genannten Jahre ernannte ihn der Graf von Hanau zu seinem Geheimrath, Präsident der Kanzlei und Kammer, sowie des Kriegs- und Kirchenraths. Als das Alter ihm seine Amtsführung erschwerte, wollte er sich von den Geschäften zurückziehen, vorher aber noch die Angelegenheiten seiner Familie ordnen. Auf einer zu diesem Zweck unternommenen Reise ereilte ihn am 4. April 1669 zu Worms der Tod. Er war schon seit dem Jahr 1656 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen: „Des Träumenden."

Moscherosch gehörte zu den bedeutendsten Prosaikern dieser Zeit. Unter seinen zahlreichen Schriften in deutscher und lateinischer Sprache, ist das satyrische Werk, welches er unter dem Titel: „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Strafschriften Hans Michael Moscheroschs", herausgab, unstreitig das hervorragendste, sowie auch für die Literaturgeschichte das wichtigste. Er versuchte darin nach den Visionen des Spaniers Quevedo, den er in den ältern Stücken häufiger, in den spätern kaum mehr benutzte, vom Standpunkt der Sittlichkeit und des Patriotismus die Zustände seiner Zeit satyrisch darzustellen. Daher ist das Buch als Beitrag zur damaligen Sittengeschichte besonders wichtig, doch besitzt es außerdem hohen sittlichen und auch poetischen Werth, trotzdem sich manches als eigentlich satyrisches Werk daran aussetzen ließe. So verfällt der Verfasser oft selbst in den, von ihm besonders verspotteten Fehler der Fremdländerei, auch ist die Darstellung zuweilen schwerfällig und schleppend. Ein Fehler, den er mit den meisten damaligen Schriftstellern gemein hatte, und der an der ganzen pedantischen Richtung der Zeit lag.

Das Buch enthält vierzehn Gesichte und ist mit einzelnen treffenden poetischen Sprüchen, auch zuweilen längern Gedichten untermischt, die theils vom Verfasser selbst herrühren, theils aus ältern Dichtern entnommen sind, z. B. aus Bruder Wernher, Reinmar von Zweter, dem Windsbecken, Sebastian Brandt, Bartholomäus Ringwaldt, Luther und mehrern andern.

Die Gesichte des ersten Theils sind:

1) Schergenteufel, in welchem die besondern Fehler der Gerichtsknechte oder Schergen verspottet werden, die der Verfasser an Schlechtigkeit und Bosheit den Teufeln vergleicht.

2) Weltwesen, in welchem die Heuchelei aller Stände angegriffen wird.

3) Venus-Narren verspottet alle diejenigen, die sich durch die Liebe zu Laster und Sünde verführen lassen.

4) Todten-Heer.

5) Letztes Gericht.

6) Höllenkinder. In diesen drei Gesichten schildert Moscherosch das

ganze Leben seiner Zeit, ohne darin, wie in den andern, die Gebrechen einzelner Stände anzugreifen.

7) Hofschule geißelt die verdorbenen Zustände des Hoflebens.

Der zweite Theil enthält ebenfalls sieben Gesichte, die aber unter sich mehr zusammenhangen wie die Gesichte des ersten Theils.

Das erste Gesicht: à la mode Kehraus, verspottet mit Strenge die Fremdländerei, die sowohl in Trachten, Sitten, Geberden und Sprache bei den Deutschen eingerissen sei.

Das zweite Gesicht: Hans hinüber, Gans herüber, geißelt diejenigen, die in fremde Länder ziehen, um weise zu werden, doch aber eben so dumm wiederkehren, als sie ausgezogen sind.

Das dritte: Weiberlob, soll, da allenthalben nur noch von den Fehlern der Frauen die Rede sei, deren Tugenden hervorheben, wobei jedoch auch mancher bittere, doch gerechte Tadel mit einfließt.

Das vierte Gesicht: Turnier, enthält die Vorschriften, die bei den Turnieren gebräuchlich waren, sowie die Beschreibung der ersten und berühmtesten Turniere der Ritterzeit, nebst der Ermahnung an den Adel, sich ihres Adels würdig zu benehmen.

Das fünfte: Pflaster wider das Podagra, verspottet die am Podagra Leidenden, da sie sich dasselbe durch ihre Laster zugezogen hätten.

Im sechsten: Dem Soldatenleben, entwirft der Verfasser ein lebendiges, aber schreckliches Bild des Soldatenlebens der damaligen Zeit, welches er meist aus eigner Anschauung gewonnen hatte.

Im siebenten: Der Reformation, schildert er diese im Sinne des begeisterten Lutheraners. Eine neue Ausgabe der Gesichte Philanders von Sittewald erschien 1830 von Heinrich Dittmar.

Aus Moscherosch's Gesichten Philander von Sittewald.

Aus dem sechsten Gesicht: **Die Höllenkinder.**

Vorrede.

Ungünstiger, undankbarer, untreuer Leser; dieweil du bisher mit ungleichem, unfreundlichem Urtheilen mich nicht verschonen mögen, der ich dich doch zuvor einen großgünstigen, hochgeehrten, freundlichen, treuen, lieben Leser salutirt habe: so wisse, daß mit dergleichen liebkosenden Titeln ich dir hinfür auch nicht mehr hoffieren, sondern frei deutsch heraus reden will, wie es mir um's Herz ist. Derohalben stell' ich dir allhier vor ein Gesicht von der Hölle, als einen treuen Rath, dein Leben zu bessern. Wirst du also deinem Mitchristen die Schuld, als hätte er dir deine Gebrechen verhehlet, nicht zumessen, vielweniger aber mich schelten können, daß ich eines oder des andern Ehre zu nahe geredet hätte: denn ich ja nur von denen rede, die in der Hölle sind: von Verdammten aber kann man nicht Uebles genug reden, man rede auch so arg von ihnen als man immer wolle, dieweil sie ja grundböse, und unmöglich ist, daß man etwas Gutes an ihnen finden oder schreiben könnte. Diejenigen aber, welche noch auf der Welt leben, und dieses lesen,

bitte ich auf das Möglichste, sie wollen nicht dafür halten als ob ich auf einen oder den andern von ihnen in specie gezielet hätte, denn daß solches auch meine Gedanken nicht gewesen, will ich mit dieser Erklärung bezeuget haben; doch so jemand wäre, der aus Privataffect oder sonst wegen bösen Gewissens sich ein solches kurzum einbilden wollte, wie denn Leute, die gern zürnen, leicht im Harnisch sind, der thut mir um so viel mehr Gewalt und Unrecht und kümmert sich um Dinge, davon ich nichts weiß. Mein Lieber, ist einer ungefähr getroffen, er schreibe es sich selbst zu und seinem Wesen, aber er schweige nur still und nehme sich nichts an, es wird's ihm keiner an der Nase ansehen. Sollte aber mir von einem künftig ein ungünstiger Blick gegeben werden, so wird es mir Ursach sein zu glauben, daß er sich selbst irgend worin übel bewußt sei. Oder aber ist jemand getroffen? er lache mit, so achtet man dessen noch viel weniger. Oder sicherer zu gehen, er lasse ab von dem Bösen, so ist er der Züchtigung frei. Ein Schalk gewesen zu sein, schadet nichts, wenn man nur nachlasset, weil es Zeit ist. Gewiß ist es, daß dieser discours, er werde aufgenommen wie er wolle, aus wahrhaftig treuem, offnem, deutschgesinntem Herzen und Vorsatz herkomme; allein damit die scheinschönen Laster (welche alle man auch für herrliche große Dinge achtet, den Hut davor zücket, den Kopf bücket, den Fuß rücket, den Leib und die Seele drücket) und die übermächtige Büberei und Ueppigkeit in allen Ständen desto mehr jedem vor Augen kämen und gemieden würden. Dies rede ich von Herzen. Ueber meinen Eifer aber mag sich verwundern, wer da will. Einmal ich betheure es: wenn ich die Welt zu reformiren hätte, ich wollte es mit Grimm thun bei denen, die nicht aus unbedachtsamer, unverständiger Jugend, durch List und Trug loser, verführerischer, teuflischer Menschen, sondern in männlichem und hohem Alter aus Hochmuth, Gewalt, Frevel, mit Macht und Vorsatz sündigen, und bei welchen die wissentliche Bosheit auch mit Grimm wüthet und tobt. Weil aber meine Nächsten mir zu verstehen geben, daß ihnen solches von mir zu leiden nicht gefällig sei, muß ich es also im alten Trab hergehen lassen. Gott schicke Helden. Mein Leser, gefällt dir dieses Werk, so gebrauche es zu deinem Besten, wo nicht, so werfe es zu diesen Höllenkindern in's Feuer, dessen will ich nicht Zorn tragen; auch wird der Verleger sich darob so hoch nicht bekümmern, sofern du ihm das Exemplar wirst bezahlt haben. Glück zu.

Aus dem Gesicht.

Aber ich kehrte mich von denen anderwärts und sah allda einen Verdammten in einem Sessel, um welchen anzusehen weder Hitze noch Kälte, weder Teufel noch Marter, denn er saß ganz allein, und schrie doch so grausam, als ob ihm einer die Seele heraus reißen wollte. Das Herz floß ihm tropfenweis zur Stirn heraus, als ob er strangulirt würde, und er zermarterte seinen Leib mit Streichen und Striemen, als ob er mit einer Legion besessen wäre. Gott, dachte ich, in welche Verzweiflung ist dieser Armselige gerathen, und sehe gleichwohl Niemand, der ihm Leid thut. Was ist euch?

sprach ich zu ihm, was jammert und zetert ihr also? da doch weder Hitze noch Kälte, weder Teufel noch Peiniger euch umgeben? Worauf er einen heftigen Schrei ausstieß und sprach: Ach, ich habe in mir selbst alle höllische Pein und Marter, die alle andern Verdammten fühlen; Ihr sehet nicht die Henker, die sich an meinem Herzen anhangen, und mir alle ewige Plage anthun; aber der, der, sprach er, und biß sich selbst mit den Zähnen, und zwang seinen Leib mit Marter herum, daß er die Augen verdrehte. Der, dessen Gerechtigkeit unendlich ist, und dessen Gerichte ewig bleiben über die Gottlosen, der siehet sie wohl. O daß ich immer gedenke der guten Zeit, in der ich mich hätte bekehren können; des guten Rathes, den ich so oft verachtet, und der bösen Werke, die ich gethan habe. O memoria, memoria tormentarum meorum causa saevissima! O des ewigen Heils, welches andere mit wenigem Verstand aus so großer Gnade erlanget, und meine so hohe Geschicklichkeit hat mir die ewige Pein zuwege gebracht. O der grausamen Noth, daß ich immer und immer an den Himmel gedenke: denn die Gloria der ewigen Freude mehret der Verdammten Herzeleid, wenn sie an dieselbe gedenken. O daß ich solches alles aus meinem Herzen schlagen, und ewig vergessen möchte, meine Qual würde sich um so viel vermindern. O ihr Menschen, fraget nicht, was meine Marter sei: denn alle die Kräfte meiner Seele haben sich in ewige Flammen, Schlangen und Skorpione verwandelt, welche mein Herz martern und peinigen, ohne Unterlaß mir dasselbe aus dem Leibe reißen. Der nagende Wurm meines Gewissens ist mir an die Seele angeheftet, und mit ewigem Hunger frißt er mir mein armes Leben.

Und mit einem großen Schrei und Aufbäumen sprach er zu mir: du Menschenkind, bedenke und nehme wohl zu Herzen, alle hochgelehrten, scharfsinnigen Doctores in der Welt, welche mit himmlischen Gaben gezieret und begabt sind, aber dieselben mehr zu eitler Vanität als Beförderung ihrer Seeligkeit und des Nächsten Auferbauung verwendet haben, die sind eben so, wie ich jetzo bin, der ewigen gleichförmigen Marter unterworfen. Und er hob darauf an sein erstes Wesen wie zuvor. Ich aus großer Furcht und Schrecken, sah wie ich mit Fug von ihm kömmen möchte, und mit Bestürzung dachte ich bei mir selbst, es müßte dieser Elende unzählig und unsäglich böse Stücke auf dem Gewissen haben. Aber einer der Geister, welcher sah, mit welchen Gedanken ich umging, sagte mir heimlich: es wäre derselbe ein vortrefflicher hochberühmter Pilologus gewesen, der Jahr und Tag an einem Buchstaben grübeln und spintisiren können ohne Nutzen eines Menschen; ein Gott Vergeßner, ein Atheist, einer, der weder wahrhaftig einen allmächtigen Gott, noch einen Teufel, weder Himmel noch Hölle geglaubt hätte, sondern seine Weltweisheit und tiefsinnige Geschicklichkeit höher gehalten als das ewige Leben; der alles dem Lauf der blinden Natur zugeschrieben, der die Auferstehung der Todten verlacht, und für eine gelehrte Fabel gehalten, allein damit die Leute in den Schranken der Gesetze menschlicher Regierung und Ehrbarkeit gehalten würden; der, auf daß er vor der Welt hoch angesehen sein möchte, nach unordentlichen, verbotenen Mitteln gegriffen, sich einen Spiritum familiarum

gemacht, die Geister beschworen, rathgefragt und als einen Gott angebetet und verehrt. Gott aber, den allmächtigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge, außer Acht gelassen. Und zu dem Verdammten sich kehrend, sprach der Geist ferner: So soll es denen ergehn, welche ihre Geschicklichkeit der Seeligkeit vorziehen, und sich in die Weltweisheit mit Verachtung der heiligen Vorsehung Gottes vertiefen. Leide, leide nun, du verdammte Seele, die du auf Erden von dem Allmächtigen nichts hören noch wissen wollen. O, sprach ich aus inniglichem Herzen bei mir: Wie ist freilich ein gelehrter Mann so ein verdammter Mann, wenn er seine Geschicklichkeit mehr aus Vanität, Ehrgeiz und eignem Ruhm ostentirt, als zum Nutzen des Nächsten und zum Lob und Preis Gottes gebraucht. Wie werden es aber, dachte ich ferner, diejenigen Potentaten vor dem Gericht Gottes verantworten, welche nicht allein in allen ihren christlichen Reichen den Atheismum in theoria disputando, sondern auch in communi totius Regni practica, connivendo, einwurzeln und sogar ohne einige Erkenntniß des einzigen, wahren Gottes, seines Wesens und unseres Heils bei ihrem Adel und Unterthanen ungestraft lassen.

Sprüche und Gedichte aus Philanders von Sittewald Gesichten.

Aus dem zweiten Gesicht: **Weltwesen.**

Schweigen ist der Jugend beste Kunst,
Red' ungefragt macht der Jugend Ungunst.

Viel weise Leut' die Welt wohl hätt'
Wenn nur der leidige Stolz nicht thät,
Der die Leut' auch beredt' so fern,
Als wenn sie jetzt schon Doctor wer'n;
Wer aber meint er, kann es gar,
Der bleibt ein Narr immerdar.

Aus dem vierten Gesicht: **Dem Todtenheer.**

Wenn ich heut' und alle Tag
Kreuzweis thät die Welt durchgehn,
So befind' ich doch, es mag
Nichts, als was Gott will geschehn.

Aus der deutschen Zugabe zum ersten Theil der Gesichte.

Wer freien Künsten thut
Durch eigen Fleiß und Gut
Die Sprach' und Zierde geben,
Der soll, bis daß die Erd'
Selber zu Asche werd'
In Sprach' und Künsten leben.

Aber:

Wer seine Muttersprach'
Setzt einer fremden nach,
Ueber den komm' die Rach',
Und alles Ungemach:
Daß er sein Gut einem fremden Land muß geben,
Darauf er sonst frei als ein Herr könnt' leben.

Aus dem ersten Gesicht des zweiten Theils: **à la mode Kehraus.**

A la mode macht mir bang,
Weil der Deutschen Untergang
In der neuen Sucht
Seinen Anfang sucht.

Denn was haben will einen Schein,
Muß nur à la mode sein;
Danach steht die Welt,
Wer sich also stellt,

Der wird vorgezogen heut',
Sind wir nicht elende Leut'?
Ein fromm Biedermann
Kommt bei niemand an.

A la mode helf ihm dann,
Sonst er nicht fort kommen kann,
Die Narrenplag'
Machet, daß ich sag':

A la mode bring' uns noch
Unter ein fremd' Reich und Joch.
Uebel laut' es zwar,
Doch so ist es wahr.

Und bleibt bei dem ersten Klang,
Daß der Deutschen Untergang
In der neuen Sucht
Seinen Anfang sucht.

Aus dem zweiten Gesicht des zweiten Theils: **Hans hinüber, Gans herüber.**

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken:
Das sind drei starke Brücken.

Aus dem dritten Gesicht des zweiten Theils: **Weiberlob.**

Drei Ding' sind hübsch und fein,
Wenn Brüder einig sein,
Und sich halten zusammen,
Weil sie von einem abstammen:
Das gefällt Gott und den Leuten,
Wer will's ihnen übel deuten?

Wenn Nachbarn friedensvoll
Sich auch betragen wohl,
Weil sie zusammen bauen,
All Gutes einander trauen:
Das thut Gott wohlgefallen
Und frommen Christen allen.

Wenn der Mann und das Weib,
Weil sie beid' sind ein Leib,
Sich wohl begehen im Leiden,
Nicht von einander scheiden:
Das thut Gott wohlgefallen
Und frommen Christen allen.

Denn da will selber Gott,
Wie er verheißen hat,
Seinen reichen Segen geben,
Und dort das ewige Leben,
Drum sich ein jedes übe
Der Einigkeit und Liebe.

Aus dem vierten Gesicht des zweiten Theils: **Turnier.**

Kunst, Tugend, Ehr' und Redlichkeit
Ist ein sehr schön und köstlich Kleid,
Wer mit solchem ist angethan,
Der ist ein wahrer Edelmann;
Denn besser ist's ein Bauer geboren
Als edel sein und Ehr' verloren.

Zweite Gruppe.

Königsberger Schule.

Einleitung.

Als Kenner und Verehrer der poetischen Grundsätze Opitzens vereinigten sich auch in Preußen einige begabte Männer, um auch ihre Poesien nach den Regeln der neuen opitzischen Prosodie zu gestalten. Von Thorn und Danzig, wo Opitz sich eine Zeit lang aufgehalten, und in welch letzterer Stadt sein Freund und Landsmann Titz, Lehrer am Gymnasium war, verbreitete sich die neue Kunst zuerst nach Königsberg, und hier entfaltete sie sich am

frischesten. Man begreift daher die dortigen Dichter gewöhnlich unter dem Namen: der Königsberger Schule, ungeachtet die Verbindung derselben keinen eigentlichen Verein bildete, sondern mehr ein freundschaftlicher Bund war. Die bedeutendsten Dichter dieser Schule, die sich nach der Sitte der damaligen Zeit auch Schäfernamen gegeben hatten, waren: „Robert Roberthin", „Heinrich Albert", „Simon Dach" und „Johann Peter Titz". Andere, wie „Valentin Thilo", „Andreas Adersbach" und noch Mehrere, sind gleichfalls nicht ohne Talent; namentlich für das geistliche Lied, doch genügt es hier nur die Hervorragendsten näher zu besprechen.

Robert Roberthin war 1600 zu Königsberg in Preußen geboren, und starb auch dort als churfürstlicher Rath und Oberregimentssecretair den 7. April 1648. Nähere Nachrichten über sein Leben sind nicht bekannt; nur daß er ein vertrauter Freund Dach's und der andern Mitglieder der Schule war, weiß man, ebenso, daß er erstern, sowie alle jungen Talente mit Rath und That unterstützte, wodurch er noch mehr, als durch seine eignen Lieder ein einflußreiches Mitglied der Königsberger Schule ward.

Seine Lieder, geistliche wie weltliche, sind einfach und natürlich; sie zeugen, wenn auch nicht von hoher poetischer Begabung, doch von innigem und wahrem Gefühle. Die Form ist für die damalige Zeit fließend und correct; besonders zeichnen sich seine, sowie alle Dichtungen des Königsberger Vereins durch das musikalische Element aus, was den meisten andern damaligen Poeten abging, und was hauptsächlich dem musikalischen Talent Alberts und Dachs zuzuschreiben ist, die auch die meisten Gedichte des Vereins selbst in Musik setzten. Von Roberthins Liedern mögen viele verloren gegangen sein, da er in seiner Bescheidenheit keine Sammlung derselben veranstaltete. Es finden sich nur einzelne seiner Gedichte in der Albert'schen Sammlung, unter dem Namen Berrintho, der von ihm angenommene Schäfername als Mitglied der Schule.

Gedichte von Roberthin.

Früher Tod.

I.

Daß alle Menschen sterben müssen,
Befremdet unser keinen mehr,
Weil wir es neben Gottes Lehr'
Aus aller Tag' Erfahrung schließen.
Was einmal seinen Anfang nimmt,
Dem ist sein Ende gleich bestimmt.

II.

Nur dieses scheinet zu beklagen,
Wenn man ganz wider Hoffen sieht
Daß einer aus der besten Blüth'
In's finstere Grab wird hingetragen;
Eh' er des lieben Lebens Tag
Bis an die Hälfte bringen mag.

III.

Der Unmuth aber muß sich stillen,
Und einzig sein an dem begnügt,
Was sich mit unserm Leben fügt
Nach dem, ohn' Zweifel, weisen Willen
Deß, der uns seinen Athem giebt
Und wegnimmt, wenn es ihm beliebt.

IV.

Als wenn in unsern Sommertagen
Die Jungfrau eine Rose bricht,
Und achtet anderer Blumen nicht,
Die Rose sich nicht kann beklagen,
Als sei ihr Leid daran geschehn,
Daß sie vor andern ward ersehn.

V.

Sie hat mehr Ursach' hoch zu prangen,
Daß sie in ihrer schönsten Art
Von lieber Hand gepflücket ward,
Da andere, die noch blieben hangen,
Der Sonnen- oder Regenneid
Verzehrt ohn' alle Nutzbarkeit.

VI.

So, wenn Gott einen, den er liebet,
Aus seinem besten Stande nimmt,
Und seinen Tod ihm früh bestimmt,
Sind wir mit Unrecht drum betrübet;
Er weiß die rechte Zeit gar wohl,
Wenn unser Tod uns nützen soll.

Mailied.

I.

Der Meister ist ja lobenswerth,
Der alles hat gebauet
Und väterlich erhält und nährt,
Was unser Aug' anschauet.

II.

Der diese Welt so groß und breit
In treuer Hut bewachet;
Und in Abwechselung der Zeit
Das Liebe lieber machet.

III.

Von Winters Frost war alles kahl
In Schnee und Eis begraben,
Doch hat die Erd' auch diesesmal
Sich aus dem Leid erhoben.

IV.

Die Zeit kommt wieder zu uns an,
Die Berg und Thal beblümet,
Und hiermit, wie sie immer kann,
Des Schöpfers Mildheit rühmet.

V.

Der Mai, der allen Sinnen pflegt,
So manche Lust zu schenken,
Daß schon sein Name Freud' erregt,
So oft wir sein gedenken.

VI.

Der Mai, das schönste Stück vom Jahr,
Hat sich schon lassen sehen,
Die Luft ist rein, die Sonne klar,
Die linden Winde wehen.

VII.

Der Thau erfrischt den zarten Klee,
Der unlängst war erfroren;
Die Fische gehn in Bach und See
Als wieder neu geboren.

VIII.

Die Wiesen sind von Farben reich,
Der Wald von jungen Sprossen,
Des Himmels Segen wird zugleich
Dem Erdreich zugegossen.

IX.

Die Bienen streifen rottweis aus,
Den Honig heim zu bringen;
Die Schwalbe sucht ihr altes Haus,
Die Lerch' hebt an zu singen.

X.

Die Nachtigall läßt ihren Klang
Durch alle Büsche hören,
Des allgemeinen Herren Dank
So gut sie kann, zu mehren.

XI.

Der warme Saft steigt auf und bringt
Den Bäumen neue Blätter;
Die Heerd' ist fröhlich, tanzt und springt
In diesem schönen Wetter.

XII.

Ein jedes Thier kann sattsamlich
Sein Herz Begehren stillen.
Der Mensch allein verwirret sich
In wankelbaren Grillen.

XIII.

Der Mensch, der keinen Augenblick
An einem Wunsch kann kleben;
Wirbt nur um einen Mörderstrick
Und tödt' sein eigen Leben.

XIV.

Sein Leben, was doch schon vorhin
Nicht lange Frist kann dauern;
Will er mit einem trüben Sinn
Noch außerdem versauern.

XV.

Das Thier stirbt hin, und seine Noth
Scheint hierin wohl bequemet;
Der Mensch stirbt mehr als einen Tod,
Der sich zur Unzeit grämet.

XVI.

Er prahlet immer mit Verstand,
Ach, ließ er den doch merken
Und machte seinen Ruhm bekannt
In tugendgleichen Werken.

XVII.

Ach, daß er sich doch weisen ließ,
Auf Gott sein Thun zu stellen;
Die Erde wär' ein Paradies,
Nun wird sie ihm zur Höllen.

Heinrich Albert, geboren den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande. Er studierte auf der Universität Leipzig die Rechte, doch verließ er später dieses Studium ganz, und ging nach Dresden, um sich in der Musik auszubilden, für die er nicht allein große Neigung, sondern auch außerordentliches Talent besaß. Im Jahr 1626 siedelte er nach Königsberg über, und verschaffte sich dort durch seine Compositionen einen so guten Namen, daß er 1631 als Organist an der Domkirche daselbst angestellt wurde. Durch die Bekanntschaft mit Dach, Roberthin und mehrern andern poetischen Talenten, wurde auch er zu poetischen Arbeiten, mit denen er sich früher schon beschäftigt hatte, von neuem angeregt. Mit diesen Freunden lebte er im angenehmsten Verkehr, geachtet und geliebt von allen, die ihn kannten, bis zu seinem Tode den 6. Oktober 1668.

Wenn auch Alberts musikalisches Talent größer war wie sein poetisches, so verdienen doch auch seine Gedichte rühmende Erwähnung. Sie zeichnen sich besonders durch Wohlklang der Sprache, Gemüthlichkeit und herzliche Frömmigkeit aus; daher auch die meisten seiner Poesien geistliche Lieder sind, doch gelingen ihm auch kleinere weltliche Lieder gut.

Dadurch, daß er der einzige von den Königsberger Dichtern war, der sowohl seine, als auch die Lieder seiner Freunde gesammelt herausgab, erwarb er sich noch ein besonderes Verdienst um die Literaturgeschichte, da sonst wohl die meisten der Gedichte verloren gegangen wären. Diese Sammlungen führen die Titel: „Arien und Melodien"; poetisch, musikalisches Lustwäldlein; und „musikalische Kürbishütte". Letztern Titel erklärt er selbst so: um seinen Freunden, die ihn in seinem neu angelegten Gärtchen besuchten, eine Freude zu machen, habe er ihre Namen und etliche Reime an besondere Kürbisse angeschrieben, diese Reime später in Musik gesetzt, und mit allen den Liedern, welche sie in dieser Kürbislaube gedichtet, unter vorstehendem Titel herausgegeben. Albert selbst führte in dem Königsberger Verein den Namen: Damon.

Gedichte von Heinrich Albert.

Morgenlied. (Aus Arien und Melodien.)

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn' und Mond uns scheinen heißt;
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist, erhält.

Gott, ich danke dir von Herzen,
Daß du mich in dieser Nacht
Vor Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen
Hast behütet und bewacht;
Daß des bösen Feindes List
Mein nicht mächtig worden ist.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergehn,
O, Herr Jesus, laß mich finden
Deine Wunden offen stehn,
Da alleine Hülf' und Rath
Ist für meine Missethat.

Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistig auferstehen mag,
Und für meine Seele sorgen!
Daß, wenn nun dein großer Tag
Uns erscheint, und dein Gericht,
Ich davor erschrecke nicht.

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort,
Sei und bleibe du auch heute
Mein Beschützer, und mein Hort;
Nirgends als von dir allein
Kann ich recht bewahret sein.

Meinen Leib und meine Seele,
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich dir befehle
Unter deine starke Hand.
Herr, mein Schild, mein Ehr' und Ruhm,
Nimm mich, als dein Eigenthum.

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende
Und mich halt' in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh'
Trage nach dem Himmel zu.

Frömmigkeit, der Jungfrau schönstes Kleid. (Aus Arien und Melodien.)

Eure Pracht und stolzes Prangen
Ihr Jungfrauen, so ihr führt
In den rosenrothen Wangen,
In dem Haar mit Gold geziert:
Würdig keines Lobes nicht,
Wo euch Frömmigkeit gebricht.

Hat euch auch das Glück erhöhet,
Und viel Geld und Gut bescheert,
Daß ein jeder nach euch gehet,
Nach euch rennt und euch begehrt:
Wo die Frömmigkeit gebricht,
Acht' ich aller Schätze nicht.

Eure höflichen Geberden,
Eurer schönen Rede Kunst,
Die zwar hoch gepriesen werden,
Sind ein eitler Dampf und Dunst,
Und bestehen gänzlich nicht,
Wo euch Frömmigkeit gebricht.

Wär't ihr auch des Ranges wegen
Noch so sehr berühmt allhier,
Würd' euch doch sein überlegen
Eines frommen Mädchens Zier;
Hoher Stand gefällt mir nicht,
Wo die Frömmigkeit gebricht.

Fromm sein ist die edle Gabe,
Tugend, Zucht und Ehrbarkeit,
Die ich mir erwählet habe.
Wenn der Himmel mir verleiht,
Daß mir solche werden soll,
Bin ich Glück und Reichthums voll.

Lied. (Aus der musikalischen Kürbishütte.)

Mit der Zeit ich kommen bin,
Fall auch mit der Zeit dahin.
Mensch, hierinnen sind wir gleich,
Du magst schön sein, jung und reich.
Unsere Pracht kann nicht bestehn,
Beide müssen wir vergehn.

Wer wird nach kurzen Tagen
Mich beklagen?
Wenn ich verwelkt nun bin.
Auch dir wird's widerfahren
Nach wenig Jahren,
Wenn dich der Tod nimmt hin.

Ich und meine Blätter wissen,
Daß wir dann erst fallen müssen,
Wenn der rauhe Herbst nun kommt,
Aber du, Mensch, weißt ja nicht,
Ob's nicht heute noch geschicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt.

Ob ich gleich muß bald von hier,
Kriegst du dennoch Frucht von mir;
Wenn man dich, Mensch, wird begraben,
Was wirst du für Früchte haben?

Simon Dach, geboren den 29. Juli 1605 zu Memel in Preußen, wo sein Vater deutscher Sprachlehrer und Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Dach besuchte zuerst die Stadtschule seiner Vaterstadt, und zeichnete

sich schon dort durch Fleiß und glückliche Anlagen, besonders poetische und musikalische, aus; ebenso später auf der Domschule in Königsberg, und auf dem Gymnasium zu Wittenberg und Magdeburg. 1626 kehrte er vom Magdeburger Gymnasium zurück, und besuchte die Universität in Königsberg um Philosophie und Theologie zu studieren; 1633 wurde er Collaborator an der Königsberger Domschule, 1636 Conrector an derselben und 1639 Professor der Poesie an der Universität daselbst. Im Jahr 1641 verheirathete er sich mit Regina Pohl, und lebte achtzehn Jahre mit ihr in der glücklichsten Ehe, die durch nichts getrübt ward, als durch seine Kränklichkeit, welche er sich durch zu angestrengten Fleiß zugezogen hatte. Er starb in Königsberg den 15. April 1659 an der Schwindsucht.

Unter den Königsberger Dichtern war Dach, der in dem Verein den Namen Chasmindo führte, der bedeutendste, und obgleich auch ihm, wie den andern Mitgliedern des Vereins, kein umgestaltendes, neu belebendes, poetisches Talent innewohnte, so waren doch für die damalige, in Pedanterie beinah versunkene Zeit, seine gemüthlichen, ungekünstelten und naiven Poesien werthvoll. Alle seine Gedichte, geistliche wie weltliche, scherzhafte und ernste, zeugen von des Verfassers edlem Charakter, der sich für alles Hohe begeisterte. Daß sich einige seiner Lieder, darunter besonders das in niederdeutschem Dialect abgefaßte: „Anke von Tharau", noch bis heute als Volkslieder erhalten haben, spricht gleichfalls für den poetischen Werth derselben. Einige Schauspiele, die Dach verfaßte, sind unbedeutend. Außerdem gab er auch eine Sammlung von Schwänken und Anekdoten heraus, unter dem Titel: „Kurzweiliger Zeitvertreiber", welches unter den Schwankbüchern aus dieser Zeit eines der besten ist.

Gedichte von Simon Dach.

Aennchen von Tharau. (Aus dem Niederdeutschen übersetzt.)

Treue Lieb' ist jederzeit
Zu gehorsamen bereit.

Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn.

Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unserer Liebe Befestigung sein.

Recht wie ein Palmbaum herrlicher steht,
Je rauherer Wind und Sturm ihn umweht.

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt;

Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Feuer, durch feindliches Heer.

Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um deines herum.

Was ich gebiete, wird von dir gethan,
Was ich verbiete, das läßt du mir stahn.

Was hat die Liebe doch für ein Bestand,
Wo nicht ein Herz ist, ein Mund, eine Hand.

Warum sich zausen, kabbeln und schlagen
Und gleich den Hunden und Katzen betragen?

Aennchen von Tharau, das wollen wir nicht thun:
Du bist mein Püppchen, mein Schätzchen, mein Huhn.

Was ich begehre, begehrest auch du,
Du läßt die Stiefel mir, ich dir die Schuh'.

Dies ist, mein Aennchen, die süßeste Ruh',
Ein Leib, eine Seele bin ich und du.

Dies macht das Leben zum himmlischen Reich:
Durch Zanken wird es der Hölle gleich.

Lob der Freundschaft.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wenn er mit seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein;
Wir sollen uns befragen
Und seh'n auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt,
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt;
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt:
Dem ist es doppelt gemessen,
Der insgeheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt,
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich gibt;
Mit diesen Bund'sgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wissentlich berührt.
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seele hold,
Ich lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als alles Erdengold.

Ich liebe Kunst und freien Muth.

Wohl dem, der sich nur läßt begnügen,
Daran, was ihm durch Gottes Gunst
Das Glück unfehlbar zu muß fügen,
Und nährt sich redlich seiner Kunst;
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Wie bald kann Reichthum dich verlassen,
So bist du elend g'nug daran,
Kunst aber wird dich stets umfassen,
Sie nähret treulich ihren Mann;
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Gibt sie mir nicht viel Goldestonnen,
So macht sie mich doch besser satt,
Als den sein Geld, der viel gewonnen,
Und Herr nicht deß ist, was er hat;
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Wie manchem hat der Krieg genommen,
Was ihm vorher das Glücke gab,
Der jetzt für all' das Geld bekommen
Nur einen kahlen Bettelstab.
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Wer was gelernt, scheut keine Waffen,
Die Kunst ist ihm für alles Geld,
Der muß in steten Aengsten schlafen,
Der nur den Schatz im Kasten hält;
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Was ich besitz', ist nicht im Kasten,
Will jemand meinen Gütern an,
Der muß mein Leben selbst antasten,
Ist dies nun hin, was hab' ich dann?
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Bring' mich dahin aus diesem Lande,
Wo nie der Tag recht bricht herfür;
Durch Kunst kann ich in fremdem Sande
So glücklich leben, gleich wie hier.
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Muß gleich die Kunst nach Brod jetzt gehn,
Wie man von ihr verächtlich schwätzt,
So will ich dennoch bei ihr stehn,
Weil sie mich inniglich ergötzt.
Ein anderer halt' auf Geld und Gut:
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Wenn mir der Höchste das nur gibet,
Was mir zu leben nöthig ist,
Und eine Seele, die mich liebet,
Und mich vor allen auserkiest.
So lieb' ich über Geld und Gut
Sie und die Kunst und freien Muth.

Lohn der Frommen.

O, wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen,
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Muß man hier doch wie im Kerker leben,
Da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben,
Was wir hier kennen,
Ist nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr dagegen ruht in eurer Kammer,
Sicher und befreit von allem Jammer,
Kein Kreuz und Leiden
Ist euch hinderlich in euren Freuden.

Christus wischet ab euch alle Thränen,
Habt das schon, wonach wir uns erst sehnen,
Euch wird gesungen,
Was noch durch kein Ohr hier gedrungen.

Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben,
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer wollt' hier bleiben,
Sich den Jammer länger lassen treiben?

Komm', o Christus, komm', uns auszuspannen,
Lös' uns auf und führ' uns bald von dannen,
Bei dir, o Sonne,
Ist der frommen Seele Freud' und Wonne.

Johann Peter Titz, geboren den 10. Januar 1619 zu Liegnitz. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht erhalten, besuchte er das Gymnasium zu Breslau und seit 1636 das akademische Gymnasium in Danzig, von wo er sich 1639 nach der Universität Rostock und später nach der Königsberger Universität begab, um Philologie zu studieren. In Königsberg wurde die Bekanntschaft mit Roberthin, Albert und Dach, die sich später zu einer innigen Freundschaft ausbildete, für ihn bedeutend, da der Umgang mit denselben sein poetisches Talent, was sich schon in früher Jugend bei ihm gezeigt hatte, und was durch die Kenntniß der Opitzischen Poesien außerordentlich genährt worden war, neu geweckt und belebt. Er hielt sich daher, nachdem er seine Studien beendigt hatte, noch längere Zeit in Königsberg auf, kehrte dann nach Danzig zurück, wo er 1648 Conrector der Marienschule und 1651 Professor der Beredtsamkeit am akademischen Gymnasium wurde. Er starb als solcher in Danzig den 7. September 1689.

Titz überragte an poetischem Talente keines der Mitglieder des Königsberger Vereins; doch bewahrte ihn seine hohe Ansicht von der Poesie, sowie sein, durch die gründliche Kenntniß der Literatur der Alten geläuterter und verfeinerter Geschmack vor den Fehlern, in welche nicht nur jene, sondern die meisten Dichter der Zeit zuweilen verfielen. Man findet bei ihm nicht, wie bei vielen andern, neben den edelsten prosaische, sogar häßliche und gemeine Worte und Wendungen; auch besaß er die weise Beschränkung, die so vielen, auch sonst guten Dichtern abging, seinen Stoff nicht bis zur Erschöpfung auszubeuten. Außer lyrischen Poesien, unter denen sich, nach der Sitte der damaligen Zeit, viele Gelegenheitsgedichte befinden, von denen einige z. B. auf Opitzens Tod, Dachs Hochzeit u. s. w. nicht ohne poetischen Gehalt sind, verfaßte er zwei größere epische Gedichte, die, abgesehen von einigen schönen Stellen voll Leben und Gefühl, ziemlich unbedeutend sind, und die nur deßhalb besondere Erwähnung verdienen, weil die damalige Zeit so arm an epischen Dichtungen war. Das eine: „Leben aus dem Tode", oder: „Grabesheirath zwischen Gaurin und Rhoden", erzählt die Geschichte einer durch den Geliebten aus dem Grab erretteten jungen Frau. Das zweite: „Lucrezia", enthält die Erzählung der aus der römischen Geschichte bekannten Begebenheit, und hält sich streng an die Mittheilung der Geschichtschreiber. Titz selbst gab weder seine epischen, noch lyrischen Gedichte gesammelt heraus, von letztern finden sich jedoch viele in Alberts Arien und Melodien; nur ein prosaisches Werkchen über die deutsche Verskunst: „Deutsche Poetik" genannt, hat er selbst herausgegeben.

Lied von Johann Peter Titz.

Christliche stille Musik.

I.

Willst du in der Stille singen,
Und ein Lied dem Höchsten bringen,
Lerne, wie du kannst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

II.

Ist der Geist in dir beisammen,
Voller Eifer, voller Flammen,
Dieser Sänger ohne Mund,
Thut Gott dein Begehren kund.

III.

Ist dein Herz, wie sich's gebühret,
Recht mit Andacht ausgezieret,
Dieses Buch dann bringet dir
Wort und Weisen genug herfür.

IV.

Wo dein Leib vom Wust der Sünden
Rein und sauber ist zu finden,
Diesen Wohnplatz, dieses Haus
Sieht sich Gott zum Tempel aus.

V.

Kannst du so in Stille singen,
Kannst du dies dem Höchsten bringen,
Dann wirst du dir selbst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

Dritte Gruppe.

Nürnberger Schule, auch gekrönter Hirten- und Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz.

Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Siegmund von Birken, Michael Kongehl, Johann Rist.

Einleitung.

Um der verstandesmäßigen Richtung der Poesie, die hauptsächlich durch Opitz eingeführt worden, und die bei den minder begabten Dichtern dieser Zeit zur trockensten Reimerei ausartete, in etwas entgegenzutreten, gründeten die Nürnberger Dichter Harsdörffer und Klaj, denen sich bald noch eine Menge Poeten anschlossen, den gekrönten Hirten- und Blumenorden, auch die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz genannt. Sie wollten dem bloß betrachtenden Verstande der Opitzischen Schule die Phantasie, und deren Ernst die Heiterkeit entgegensetzen, und würden auch durch diesen richtigen Grundsatz ihr Ziel, der Poesie eine neuere und bessere Wendung zu geben, erreicht haben, wenn ihr poetisches Talent bedeutender gewesen, und sie nicht gleich von vornherein der Phantasie eine verkehrte und einseitige Richtung gegeben hätten. Doch fehlte ihnen der richtige Blick, die Poesie im Leben zu erkennen, die nirgends, auch in den kleinsten und niedrigsten Verhältnissen fehlt, wie ja Göthe sagt: „Greif' nur hinein in's volle Menschenleben, wo du es faßt, da ist es interessant", und sie suchten deßhalb dieselbe in einer selbstgeschaffenen phantastischen Schäferwelt. Daher verloren sie sich sowohl in Stoff als Form in Uebertriebenheiten und kindischen Spielereien. Es haben deßhalb die Poesien der Mitglieder dieses Vereins zwar meist nur sehr geringen poetischen Werth; doch mußte die Schule hier angeführt werden, da sie, wenn auch nicht für die Poesie, doch für die Literaturgeschichte von Bedeutung war. Auch fehlte es einigen Mitgliedern derselben nicht ganz an poetischem

Talente, was nur nicht recht zur Geltung kam, durch die vielfachen Verkehrtheiten und Uebertreibungen.

Georg Philipp Harsdörffer, geboren den 1. November 1607 in Nürnberg. Durch seine guten Anlagen, verbunden mit ernstem Fleiß und angefeuert durch eine sehr sorgfältige Erziehung, war er schon im sechzehnten Jahre befähigt, die Universität Altorf, später Straßburg beziehen zu können, um die Rechte zu studieren. Dabei ließ er sich aber auch das Studium anderer Wissenschaften angelegen sein, und trieb mit besonderem Eifer Philosophie, Mathematik, Geschichte, alte und neue Sprachen und Literatur. Nach beendigtem Studium 1626 reiste er zu seiner weitern Ausbildung fünf Jahre durch Frankreich, England, Holland und Italien, von wo er 1631 zurückkehrte und als Assessor beim Stadtgericht seiner Vaterstadt angestellt wurde, sich auch bald darauf mit einem Fräulein von Hemmendorf vermählte. Wegen seiner Kenntnisse und vielseitigen Tüchtigkeit bei seinen Mitbürgern hoch geehrt und geliebt, wurde er 1655 einstimmig in den hohen Rath gewählt, eine Auszeichnung, die nur anerkannt tüchtigen Männern zu Theil wurde. Doch bekleidete er dieses ehrenvolle Amt nicht lange, da er schon den 22. September 1658 starb.

Harsdörffer war nicht nur als Mensch und tüchtiger Geschäftsmann hochverehrt, sondern stand auch bei seinen Zeitgenossen als Dichter in großem Ansehn, was die zahlreichen Huldigungen, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, beweisen. So wurde er, um nur Einiges anzuführen, 1642 zum Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, unter dem Namen des „Spielenden", und 1644 in die deutsch gesinnte Genossenschaft, unter dem Namen des „Kunstspielenden" gewählt. Er selbst stiftete 1644 in Nürnberg den schon genannten Hirten- und Blumenorden, in welchem er „Strephon" hieß, und fand damit großen Anklang. Auch war er unter allen Mitgliedern desselben unstreitig der am meisten poetisch Begabte. Trotzdem er es war, der, irre geleitet durch eine falsche Ansicht von der Poesie, die Schäferpoesie einführte, so bewahrte ihn doch sein angebornes Talent vor den lächerlichen Fehlern, die seine Anhänger und Nachfolger begingen. Unter seinen lyrischen Gedichten sind die geistlichen Lieder und die Naturschilderungen, an die er fromme Betrachtungen knüpft, die besten, da sie von echtem und wahrem Gefühl durchdrungen sind. Doch verfaßte er außer lyrischen Poesien noch eine Menge poetischer und prosaischer Schriften, so daß seine Werke 50 Bände umfassen, unter denen sich viele gelehrte, auch lateinische Arbeiten befanden, die zu ihrer Zeit in großem Ansehn standen, jetzt aber vergessen sind. Unter seinen prosaischen Schriften, die wir hier zu betrachten haben, sind die berühmtesten:

1) Der poetische Nürnberger Trichter, eine Anweisung, wie man in sechs Stunden dichten lernen kann.

2) Die Frauenzimmergesprächspiele: Gespräche, welche unter sich beinahe in gar keinem Zusammenhang stehen, und in welchen der Verfasser alle Dinge bespricht, die das Leben angenehm oder bedeutend machen. Sie sind mit

Liedern und Gedichten vermischt und haben für die jetzige Zeit nur insofern Interesse, als man daraus die Ansichten der Nürnberger über Kunst und Poesie genau kennen lernt. In formeller Beziehung sind sie ganz werthlos.

3) Nathan und Jotham, das ist geistliche und weltliche Lehrgedichte, sammt einer Zugabe, genannt Simson, begreifend hundert vierzeilige Räthsel. Es sind dies prosaische Fabeln und Parabeln oder Allegorien, nach dem Vorbilde der Parabeln der Bibel, besonders der Parabeln Nathans und Jothams im alten Testament. Die Zugabe „Simson" enthält gereimte Epigramme. Auch sind in dem ganzen Werke viele Gedichte Harsdörffers und der andern Nürnberger mit untermischt. Trotzdem auch in diesem Werke sich eine Menge Spielereien nach Art der Pegnitzschäfer befinden und er besonders nicht sein Vorbild erreicht, so ist doch Nathan und Jotham als Harsdörffers gelungenstes Werk anzusehn. Viel unbedeutender sind die beiden Anekdoten- und Schwänkesammlungen, die er unter den Titeln: „Großer Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten", und: „Großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten", herausgab. Außerdem übersetzte Harsdörffer mehrere spanische Dramen in's Deutsche und verfaßte in Gemeinschaft mit einigen andern Mitgliedern des Vereins sogenannte Schäfereien oder Schäferromane, die unter allen Productionen der Nürnberger die abgeschmacktesten sind. Das erste Buch dieser Art ist von Harsdörffer und Klaj und erschien 1644 unter dem Titel: „Pegnesische Schäfergedichte in den Berinorgischen Gefilden", angestimmt von Strephon und Klajus.

Lied von Harsdörffer.

Gleichnisse.

I.

Schön ist der Sonne Glanz,
Deren Gold wir täglich schauen,
Das, ob unsern fetten Auen,
Bildet einen Strahlenkranz;
Aber doch muß schöner sein
Jener Himmelsfreudenschein.

II.

Hell ist dieses Himmels Heer,
Dieser Mond und silber Sterne
Schauet unser Aug' von ferne
Und ertheilet solche Lehr':
Daß viel heller werde sein
Seines Himmels Freudenschein.

III.

Rein ist der Krystallenbach,
Lispelnd lieblich in den Gründen
Und kann schlanke Wege finden,
Sie verfolgend nach und nach;
Doch wird nach Verlauf der Zeit
Reiner sein der Frommen Freud'.

IV.

Das smaragdengrüne Feld,
Mit der Blumen Zier besetzet,
Unser Herz und Aug' ergötzet,
Und gleicht der erneuten Welt;
Doch ist größer jene Freud'
In der Seelen Ewigkeit.

Prosa von Harsdörffer.

Aus Nathan und Jotham.

Die Veränderung.

Die Binsen verlachten die dürren Reben, daß sie so langsam sich begrüneten, von den Menschen gedüngt, gebunden und beschnitten würden, welches ohne große Schmerzen und Verdruß nicht könne zugehen, da sie hingegen

genug zu trinken hätten und von Niemand berührt würden. Es fügte sich aber, daß die Binsen von dem Vieh zertreten und ihr Bach von der Sonnenhitze ausgetrocknet wurde, dahingegen den Reben ihre Thränen abgewischt und sie mit breitem Laub umhängt waren, unter welchem ihre Trauben zeitigten. Deßwegen die Binsen sehr klagten, daß sie sich einem stinkenden Wasser vertrauet, aus Furcht des Rebenmessers, dessen Schärfe doch so herrliche Früchte verursachte, geben deßwegen Allen, die in Freuden leben, eine solche Lehre, sie sollen sich der Kreuzeslast nicht entziehen, sondern mit Geduld die Fruchtzeit erwarten und inzwischen Alles über sich ergehen lassen. Die Reben aber freuten sich nicht allein, die Frucht zu verlieren, sondern auch selbe in der Kelter auspressen zu lassen, dem Menschen zu dienen und sein Herz zu erfreuen. Ein Poet, der dieses theils gehört, theils gesehen, hat darüber solche Gedanken verfasset:

Christen sollen, gleich den Reben,
Ihren Nächsten, Früchte geben,
Und im Creuz geduldig leben.

Johann Klaj, geboren 1616 zu Meißen, studierte in Wittenberg, Theologie, und wurde 1647 Lehrer an der St. Sebaldus-Schule in Nürnberg, 1650 Pastor zu Kitzingen in Franken, wo er 1656 starb.

Klaj war kaiserlich gekrönter Dichter und Mitstifter des Hirten- und Blumenordens. Seine Dichtungen alle sind unbedeutend, und ganz in der spielenden, kindischen Weise der Pegnitzschäfer abgefaßt, deren schwächster er überhaupt war. Seine lyrischen Gedichte erschienen nicht selbstständig, sondern befinden sich meist in seinen und seiner Freunde Schäferromanen. Außer der Schäferei, die er mit Harsdörffer gemeinschaftlich herausgab, erschien von ihm in Gemeinschaft mit Siegmund Birken 1645 noch ein zweiter Roman: „Fortsetzung der Pegnitzschäferei, behandelnd unter vielen andern rein neuen, freimüthigen Lustgedichten und Reimarten, derer von Anfang des deutschen Krieges verstorbenen tugend berühmtesten Helden Lobgedächtniß“. Eigenthümlicher Art sind Klaj's Dramen, die er geistliche Singspiele nennt, und die nichts anders sind als eine Nachbildung der ältern Mysterien; auch wurden sie in der Kirche mit Musikbegleitung aufgeführt. Sie stehn, sowohl was die dramatische Behandlung, auch als den Gedankengang betrifft, noch unter den alten Mysterien. Die bekanntesten derselben sind: „Herodes, der Kindermörder“; „der leidende Christus“; „Engel- und Drachenstreit“ und „von der Höllen und Himmelfahrt Christi.“

Lied von Johann Klaj.

Bitte der Künste um Frieden. (Parodie auf Opitzens Lebensgenuß.)

I.

Wir empfinden nun ein Grauen,
Daß, o Deutschland, für und für
Krieg gewüthet fort in dir.
Jetzt ist Zeit, nach Fried' zu schauen
Und sich bei den frischen Quellen
Mit dem Kunstgott zu ergehn,
Wo dreimal drei Schwestern stehn
In gelehrten Bücherstellen.

II.

Wozu dient das Scharmiziren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeß muß Pindus Bach
Nichts als Blut und Leichen führen;
Wenn der Krieg soll Meister werden,
Geht Kunst auf ihr Ende hin,
Und wir müssen ohne Sinn
Kommen in die Nacht der Erden.

III.

Holla, Junge, Klio frage,
Wo der gold'ne Fried' mag sein,
Lasset uns ihn holen ein,
Sonder fernes Leid und Klage;
Daß wir Künste Freude haben,
Wenn der Unfried' fortgerafft;
Fort quillt Hippocrenens Saft
Und der Blutkrieg liegt begraben.

IV.

Fort wird Gunst die Kunst belohnen,
Daß sie nimmer bettelt nicht,
Daß Studenten nichts gebricht,
Keiner keinen Fleiß darf schonen;
Gott Apollo wird aufsetzen
Euch ein Loblied, wie er pflegt,
Wenn er sich zu Bette legt,
Und wenn sich die Sterne letzen.

V.

Himmelssöhne, Götterbrüder,
Tunket in das Dintenfaß,
Unterschreibt den Frieden das,
Daß da klingen gute Lieder:
So, so werdet ihr ererben,
Was da nimmer gehet ein,
Werdet stets im Leben sein,
Müsset ihr gleich zeitlich sterben.

Siegmund von Birken (sein eigentlicher Name ist Betulius, erst, nachdem er 1654 von Kaiser Ferdinand III. geadelt worden, nannte er sich von Birken), geboren den 15. April 1626 zu Wildenstein bei Eger in Böhmen, wurde in Nürnberg erzogen, wo sein Vater eine Anstellung als Diakonus gefunden hatte, nachdem er aus seinem Vaterlande, der Religion wegen, flüchten mußte, da die Protestanten, besonders die Geistlichen, dort vielfache Verfolgungen zu erdulden hatten. Im Jahr 1643 bezog Birken die Universität Jena, um die Rechte zu studieren, mußte aber schon 1645, ehe er seine Studien beendigt hatte, von da zurückkehren, weil sein Vater ihm die Mittel zu weiterm Studium nicht mehr geben konnte. Es traf sich daher sehr glücklich für ihn, daß der Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel einen tüchtigen Erzieher für seine beiden jüngern Söhne suchte und Birken dieses Amt anbot. Mehrere Jahre bekleidete er diese Stelle, bat aber dann um seine Entlassung, da er gerne zu seiner weitern Ausbildung eine längere Reise unternommen hätte, wozu er sich die Mittel durch Sparsamkeit gesammelt hatte. Zu Ende des Jahres 1648 kehrte er von dieser Reise aus dem Norden Deutschlands nach Nürnberg zurück und ertheilte dort Privatunterricht; dabei machte er sich durch einige Gedichte, besonders aber durch ein Schauspiel zur Verherrlichung des endlich geschlossenen Friedens, so bekannt, daß er zum Dicher gekrönt und in den Adelstand erhoben wurde. Er starb den 11. Juli 1681 in Nürnberg.

In welch hohem Ansehn Birken als Dichter zu seiner Zeit stand, beweist schon seine Erhebung in den Adelstand und die Dichterkrönung, mehr aber noch der Umstand, daß er Mitglied beinahe aller damals in Deutschland bestehenden Sprach-Gesellschaften war. In der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er: „Der Erwachsene", in der deutschgesinnten Genossenschaft trug er den Namen des „Riechenden", und im Blumenorden, der ihn 1662 zum Vorstand

erwählte, nannte er sich „Floridan“. Außerdem wählte ihn der italienische gelehrte Orden „de Ricovrati“ zum Mitglied. Man kann diese Auszeichnungen, die ihm als Dichter zu Theil wurden, nur durch den gänzlich verdorbenen Geschmack des lesenden Publikums, besonders der Vornehmen der damaligen Zeit, und vielleicht auch durch Birkens Kunst, den Großen zu schmeicheln, erklärlich finden, da seine Gedichte so sehr mit faden und kindischen Spielereien überladen sind, daß der Sinn derselben zuweilen gar nicht mehr zu enträthseln ist. Zwar fehlte es ihm nicht ganz an poetischem Talente, was in einigen seiner geistlichen Lieder und in manchen andern Gedichten zum Vorschein kommt, wo dasselbe nicht von den genannten Fehlern überwuchert wird. In seinen Dramen und Singspielen treten diese Fehler noch schärfer hervor. Seine Schäfereien, besonders: „Die Friederfreute Teutonia“, zur Feier des westphälischen Friedens; „Der ostländische Lorbeerhain“, zur Verherrlichung des östreichischen Fürstenhauses, und sein: „Niedersächsischer Lorbeerhain“, oder: „Guelfis“, zum Preise des Herzogs von Braunschweig unterscheiden sich insofern vortheilhaft von den Schäfereien der andern Nürnberger Dichter, daß sie mitunter statt der ewig wiederholten Schilderung von Mühlen und Gebäuden geschichtliche Begebenheiten oder einzelne Fabeln aus der griechischen Mythologie erzählen. Sein geschichtliches Werk: „Spiegel der Ehren des Hauses Oestreich“, gehört zu den bessern derartigen Werken dieser Zeit, obgleich es nur die Bearbeitueg eines ältern Buches ist.

Erwähnung verdient noch, daß Birken einer der Ersten war, der die bekannte Sage von der Weibertreue zu Weinsberg, die später auch Bürger zu einem Gedicht benutzte, bearbeitete. Die allerälteste Bearbeitung dieser Sage ist aus dem Jahr 1584.

Lied von Siegmund von Birken.

Entschluß zu lieben.

I.

Lieb' ich, oder bin ich frei?
Ich muß fast bekennen,
Daß in mir entglommen sei
Ein geheimes Brennen.

II.

Nun, ich will dir nicht, o Kind,
Stehlen deine Waffen;
Doch du wollest auch gelind
Meinen Vorsatz strafen.

III.

Schieße mich, jedoch mit Gold:
Blei macht nur Beschwerden.
Soll ich lieben, gern ich wollt'
Auch geliebet werden.

IV.

Meine Freiheit, bleib' du hier
An der Staude hangen,
Gerne will ich, Liebe dir,
Geben mich gefangen.

Prosa von Birken.

Aus dem Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich.

Kaiser Maximilian auf der Martinswand.

Kaiser Maximilian, gleich wie er zu allen Gefahren, doch selbige ohne seinen Schaden zu überstehen, schien geboren zu sein, also hat er auch die

gefährlichste unter allen Jägereien, nämlich die Gemsenjagd, am meisten geliebt, und dabei so viel Todesgefahren glücklich überstanden, daß daraus ein hohes Beispiel zu nehmen ist, wie der himmlischen Engel Geleite einen gottgeliebten und gottliebenden Fürsten auf den Händen zu tragen und zu schützen vermöge. Von der größten unter diesen Gefahren am ersten zu sagen, so gipfelt sich an der Landstraße von Augsburg nach Innsbruck ein jäher, überhoher Felsen an die Wolken hinauf, welcher von dem naheliegenden Dorfe Zirle der Zirlberg, auch von der nächsten Kirche und altem Schloß zu St. Martin und weil er gleich einer gemauerten Wand emporsteigt, St. Martinswand genannt wird. Auf diese Wand verstieg sich Maximilian in seiner Jugend, als er den Gemsen nachkletterte, also daß er weder vor-, noch zurücksteigen konnte. Wie ihm dazumal müsse zu Muthe gewesen sein, ist leicht zu denken. Wo er sich hinwendete, hatte er den Tod vor Augen. Sah er über sich, so drohten ihm die überhangenden Felsen, welche sich abreißen und sein Leichenstein werden konnten, sah er unter sich, so erschreckte ihn eine grausame Tiefe von mehr als hundert Klafter, die ihm seinen Tod vorbildete, sah er um sich, so war er mit Felsen umgeben, welche viel zu hart waren, um sich seiner erbarmen zu können. Mit Seilen und andern Werkzeugen ihm zur Hülfe zu kommen, verbot Jedem die grausame Höhe des Ortes. Einen Weg zu ihm hätten alle Steinbrecher in Monatsfrist nicht öffnen können. Er sah zwar seine Diener unten im Grunde in Kindergröße sich über sein Unglück krümmen und winden, aber Menschen konnten hier nicht helfen. Er hoffte zwei ganze Tage und Nächte, und sah sich um, ob irgend woher eine Hülfe kommen möchte, aber er konnte nichts erspähen. Endlich erkannte er, daß dieser ungeheure Fels ein Rachen des Todes sei, ihn zu verschlingen, und sah, gleich dem Propheten Jonas, sich in einem steinernen Wallfisch begraben. Der Rückweg zur Erde war zwar seinem Leibe verschlossen, aber nicht seiner Seele das Seufzen zum Himmel, dem er auch damals näher war und der über ihn offen stand. Er konnte sich trösten, daß er, wie Moses, auf einen hohen Berg gestiegen, um in den Schooß des Allerhöchsten begraben zu werden. Und weil vor seinem Leibe keine Speise vorhanden war, das irdische Leben zu fristen, so begann er nach Speise für seine Seele zu trachten, damit er mit Reisezehrung zum himmlischen Leben versehen sein möchte. Demnach rief er, so stark er konnte, und befahl den Seinen, daß man die Priester mit dem heiligen Sakrament kommen lassen und ihm dasselbe zeigen sollte; da er denn, die sein Mund nicht erlangen konnte, seinen Geist mit allerheiligster Speise der Unsterblichkeit sättigte und hierauf sich zum Sterben rüstete. Inzwischen erscholl die betrübte Zeitung von diesem Unglück durch das ganze Land, und ward in allen Kirchen die göttliche Allmacht um Rettung angefleht, welche auch das Gebet erhörte und nicht zuließ, daß die hochlöbliche erzfürstliche Familie in diesem ihrem allervortrefflichsten letzten Stammzweig also umkommen sollte. Am dritten Tage, als der fromme Herr nun allein mit Sterbegedanken umging, hörte er in der Nähe ein Geräusch, und als er sich nach der Seite wendete, sah er einen Jüngling in Bauernkleidern daher-

kriechen, und einen Weg im Felsen machen. Dieser, als er zu ihm gelangt, bot ihm die Hand und sagte: „Seid getrost, gnädiger Herr, Gott lebt noch, der euch retten kann und will; folgt mir und fürchtet euch nicht, ich will euch dem Tod entführen." Also trat Maximilian seinem Führer nach, und kam in Kurzem auf einen Steg, der ihn wieder zu den Seinen brachte. Mit welcher Freude er, als gleichsam aus dem Grabe wieder erstanden, empfangen worden, ist leichtlich zu ermessen, und in solchem Gedränge verlor sich der Jüngling, sein Führer, den man nachmals nirgends finden konnte und daher für einen Engel und Hülfsboten Gottes achten mußte. Man labte Maximilian erst mit etwas Speise und Trank, hob ihn dann, ganz matt und blaß, auf ein Pferd, und brachte ihn so wieder nach Innsbruck, daselbst sein Vetter, Erzherzog Siegmund, ihn fröhlich willkommen hieß und ein großes Dankfest anstellte.

Michael Kongehl, geboren 1646, starb als Burgemeister 1710 zu Kneiphof in Preußen. Er nannte sich als Mitglied des Blumenordens „Prutenio", und verfaßte lyrische Gedichte und Opern, die er Mischspiele nannte. Letztere sind unbedeutend, da es ihm dabei hauptsächlich um Schaugepränge zu thun war. Seine lyrischen Poesien, die er in zwei Sammlungen herausgab: „Lorbeerhain" und: „Belustigung bei der Unlust", sind dagegen nicht ganz ohne poetischen Werth, auch weniger mit Spielereien überladen, wie die meisten Gedichte der andern Pegnitzschäfer.

Lied von Michael Kongehl.

Die erwünschte Heimath.

I.

Geister, so die Welt durchreisen,
Fürchten keines Scythen Eisen,
Achten nicht den blanken Stahl;
Halbbemond'te Partisanen,
Blutbespritzte Martisfahnen
Stürzen sie in keine Qual.

II.

Des entbrannten Aetna Spitzen
Und die zwei berühmten Stützen,
Die Alkmenens Sohn erbaut,
Werden oftmals überstiegen,
Thule bleibt dahinten liegen,
Und selbst Peru wird durchschaut.

III.

Aber wenn das Rund der Erden
Mit viel tausend Angstbeschwerden
Endlich überstiegen ist:
Mußt du doch zurück gedenken,
Und die Sinnen heimwärts lenken,
Wenn du nicht von Marmor bist.

IV.

Du wirst nicht eh' Ruh' empfinden,
Bist du von den Aeolswinden
Wirst getrieben seewärts ein,
Bis du kannst aus fremden Landen
Fröhlich an dem Ufer stranden,
Wo dein Herz zu Haus mag sein.

Johann Rist, geboren den 8. März 1607 zu Pinneberg in Holstein, besuchte die Schulen in Hamburg und Bremen, dann die Universitäten Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leiden, um Theologie zu studieren. Da er außer seiner Berufswissenschaft noch Mathematik, Chemie und Medicin betrieb, und sich in allen diesen Zweigen nicht unbedeutende Kenntnisse erwarb, sich auch schon als Dichter bekannt gemacht hatte, so kehrte er mit dem Ruf eines großen Gelehrten und bedeutenden Talentes in sein Vaterland

zurück, wo er mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft ward. Im Jahr 1635 wurde er Prediger in Wedel an der Elbe und starb daselbst den 31. August 1667.

Rist, der nicht nur selbst Stifter einer poetischen Gesellschaft: „Des Elbschwanenordens", sondern auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und des Blumenordens war, stand als Dichter unter seinen Zeitgenossen in hohem Ansehn, die ihn als den nordischen Apoll und als den Fürsten aller Poeten priesen; auch war er kaiserlich gekrönter Dichter, und wurde später sogar zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt. Doch überlebte ihn sein Ruhm nur kurze Zeit und nicht mit Unrecht, denn sein Talent war lange nicht des Lobes werth, was man ihm zollte; er schrieb und dichtete zwar mit Leichtigkeit und war in Behandlung der Sprache und des Verses gewandt, sonst aber oberflächlich, weitschweifig und verwässerte sich durch Vielschreiberei. So verfaßte er nicht allein lyrische Gedichte aller Art, darunter allein 658 geistliche Lieder, unter denen sich nur einzelne bedeutendere befinden, sondern auch Epigramme, zwei größere epische Gedichte: „Cyrus und Aspasia", und: „Die spanische Zigeunerin", und Dramen, besonders Lust-, Schäfer- und Singspiele. Alle diese poetischen Erzeugnisse sind unbedeutend, nur hat das epische Gedicht: „Die spanische Zigeunerin", deßhalb Interesse, weil es die später durch P. A. Wolfs und M. von Webers Oper bekannt gewordene Geschichte der Preciosa erzählt. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß Rist: „Der Rüstige", im Blumenorden trug er den Namen: „Daphnis aus Cimbrien", und in dem von ihm gestifteten Elbschwanenorden nannte er sich: „Daphnis", oder auch: „Palatin". Trotzdem er der Stifter einer eignen poetischen Gesellschaft war, wurde er hier zu den Pegnitzschäfern gerechnet, da seine Art und Weise zu dichten mit der der Nürnberger viel Aehnlichkeit hat, und da der von ihm gestiftete Orden von gar keiner weitern Bedeutung für die Literaturgeschichte war.

Lied von Johann Rist.

Selbstbeherrschung.

Selig ist der Held zu schätzen,
Der den Neid verlachen kann,
Keiner kann den doch verletzen,
Wär' er auch der stärkste Mann.
Er kann ohne Sorgen leben,
Seinen Geist zu Gott erheben.

Alles, was ihm stößt zu Handen,
Achtet er für Kinderspiel,
Drum, so wird er nie zu Schanden,
Leidet er gleich noch so viel.
Bös und Gut thut ihm behagen,
Weil er's mit Geduld kann tragen.

Ob die Neider gleich viel klaffen,
Achtet er's doch nicht ein Haar,
All' ihr Klaffen kann nicht schaffen,
Daß ihm Arges widerfahr',
Alles kann er überwinden,
Wenn nur ist Geduld zu finden.

Mancher wird sehr stark gepriesen,
Der da wirft die Schlösser ein,
Wie man saget von den Riesen,
Daß sie so gewesen sein.
Wer sich selber weiß zu zwingen,
Der kann wahrlich stärker ringen.

Es ist viel, den Künsten trauen,
Kühnlich fliegen in die Sonn',
Spitzen bis zum Himmel bauen
Wie das Volk zu Babylon.
Es ist schwer, die Löwen binden,
Schwerer, selbst sich überwinden.

Der ist überall zu loben,
Der sein eigner Meister ist,
Achtet nicht des Glückes Toben,
Noch der falschen Neider List.
Stirbt er gleich heut' oder morgen,
So geschieht's doch ohne Sorgen.

Vierte Gruppe.

Deutschgesinnte Genossenschaft.

Philipp von Zesen, Jakob Schwieger, Georg Greflinger, David Schirmer, Katharina Regina von Greiffenberg.

Einleitung.

Die deutschgesinnte Genossenschaft, die sich später in mehrere Zünfte: „Rosen-, Lilien-, Nelken- und Rautenzunft", theilte, wurde hauptsächlich von Philipp von Zesen zur Veredlung und Reinigung der deutschen Sprache gegründet, und hatte dabei noch denselben Zweck wie die Nürnberger Schule, der verstandesmäßigen Richtung der Poesie entgegenzutreten und mehr Phantasie in dieselbe hinein zu bringen. Die Mitglieder der deutschgesinnten Genossenschaft, die alle entschieden mehr poetisches Talent wie die Nürnberger hatten, schlugen daher auch einen richtigeren Weg zur Erlangung ihres Zweckes ein. Nicht in einer phantastischen Schäferwelt, sondern in der Wirklichkeit suchten sie den Stoff zu ihren Poesien, und es können deßhalb die Gedichte der Genannten zu den bessern Erzeugnissen der Zeit gerechnet werden. Daß Philipp von Zesen in seinem Eifer für die Vervollkommnung der deutschen Sprache und um sie von allen fremden Bestandtheilen zu reinigen, oft zu weit ging, und fremde Worte, die vollkommen bei den Deutschen eingebürgert waren, durch echt deutsche ersetzen wollte (so verwandelte er z. B. Muskete in Schießprügel, Fenster in Tageleuchter, Venus in Lustinne), war eine Schwachheit von ihm, die viele seiner Zeitgenossen, darunter besonders Rist, mit bitterm Spotte tadelten und verfolgten; doch war das ein Fehler, der weniger in seinen Gedichten, als in seiner Prosa bemerkbar ist.

Philipp von Zesen (früher nur Zesen), geboren den 8. October 1619 zu Priorau bei Dessau, besuchte das Gymnasium zu Halle, und seit 1639 die Universität Wittenberg, wo er ebenso, wie später in Leipzig, sich vorzüglich mit deutscher Sprache und Poesie beschäftigte. Im Jahr 1643 zog er nach Hamburg und stiftete dort die deutschgesinnte Genossenschaft, in welcher er den Namen: „Des Fertigen" trug. Nachdem er längere Zeit daselbst verweilt hatte, begab er sich nach Amsterdam und Paris, später wieder nach Amsterdam, überall mit Mangel kämpfend, da er vermögenslos war; nur durch seine Schriftstellerei, und durch Besorgung von Correcturen in verschiedenen Buchdruckereien erwarb er sich die nöthigen Mittel zu seinem Unterhalt, doch nahm er trotzdem kein öffentliches Amt an, obschon ihm mehrere Anerbietungen gemacht wurden. Von 1660 lebte er abwechselnd

in Amsterdam und Hamburg, und erst 1683 ließ er sich bleibend in Hamburg nieder und starb dort den 13. November 1689. Zesen fand unter seinen Zeitgenossen die verschiedenste, oft widersprechendste Beurtheilung, während er bei Manchen in außerordentlich hohem Ansehn stand, so daß er sogar geadelt, zum Dichter gekrönt und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt wurde, auch Aufnahme in der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des: „Wohlsetzenden" fand, überschüttete man ihn von der andern Seite mit dem bittersten Hohne, sowohl über seine Poesien, als über seine Neuerungen in der Sprache. Selbst bis in die neure Zeit hat man sich durch diesen Spott verleiten lassen, seine Verdienste als Dichter nicht unpartheiisch zu beurtheilen, und doch gehören seine Poesien, besonders seine kleinern Lieder zu den bessern der Zeit. Größere Gedichte gelingen ihm weniger, doch ist in allen die Sprache und der Vers gewandt und rein. Außer als lyrischer Dichter machte er sich auch als Romanschriftsteller bekannt. Großes Aufsehn erregte zu seiner Zeit der Roman: „Die asiatische Rosamunde", der für den ersten selbstständigen deutschen Roman gilt, und der von Zesens Anhängern hoch gepriesen und bewundert wurde, trotzdem er von geringer Bedeutung ist. Nicht besser sind seine andern Romane: „Sophonisbe, Assenat und Simson", die er nach französischen Vorbildern, besonders nach dem von ihm selbst übersetzten Roman der „Madeleine de Scudéry: Ibrahim, ou lill'ustre Bassa", abfaßte. Ganz werthlos ist eine Art Schäferei: „Poetischer Rosen-Wälder Vorschmack oder Götter- und Nymphenlust". Seine eigenthümlichen Ansichten über die deutsche Sprache und Poesie legte Zesen besonders in zwei Werken: „Hochdeutsche Sprechübungen", und: „Hochdeutscher Helikon" genannt, nieder. Seine lyrischen Dichtungen gab er in mehrern Sammlungen, die alle jetzt sehr selten geworden sind, unter folgenden Titeln heraus: „Frühlingslust", „Jugend und Liebesflammen", „Gekreuzigte Liebesflammen" und „Dichterisches Rosen- und Lilienthal."

Gedichte von Philipp von Zesen.

Tanzlied. (Einem edlen Pferde gesungen.)

I.

Auf, Weißchen! richte Brust und Köpfchen in die Höh',
Laß fliegen um den Hals der blanken Mähne Schnee!
Laß spielen Aug' und Ohren,
Laß spielen Fuß und Bein;
Du bist zur Lust erkoren,
Auf, Weißchen, tritt herein!

II.

Auf, Weißchen, auf! Ich seh' dein' Ohren werden spitz,
Dein' Aeuglein spielen süß und flinkern wie der Blitz.
Hüpf' auf, mein Rößchen, hüpfe!
Du weißt der Sprünge Schnitt;
Und daß dein Fuß nicht schlüpfe,
Versetze Tritt um Tritt.

III.

Auf, Weißchen, auf! Laß sehn, was deine Kunst vermag!
Nimm, wie du pflegst, in Acht den halb und ganzen Schlag.
Dein Sänger singet süße;
Bald steigt, bald fällt sein Klang;
So thun auch deine Füße,
So thut dein Heldengang.

IV.

So recht! so, Weißchen, so! so schwingt dein Fuß sich wohl,
Bald vor, bald hinter sich, bald seitwärts, wie er soll;
Bald siehet man ihn drehen
Ein Rädlein in der Luft,
Bald leis' und prächtig gehen,
Bald trampeln, daß es pufft.

V.

Den Witz, der Hadrians, der Alexanders Pferd
Geschickt zu Pracht und Jagd gemacht, so lieb und werth,
Den machst du, edles Weißchen,
Durch deinen Witz zu nicht;
Du nimmst das Palmenreischen,
Was dein Verstand dir bricht.

VI.

Schweigt, Syrabiten, schweigt! schweigt Kardier nun gar
Von eurer Rosse Witz, der gar nicht witzig war,
Indem er euch verrathen
Und bracht' in Feindes Hand;
Thut wohl so dumme Thaten
Ein witziger Verstand?

VII.

Dies Weißchen geht euch vor, dies Vieh, doch nicht ein Vieh,
Dem mehr Geschicklichkeit Natur und Zucht verlieh,
Als manchem Adamskinde,
Bei dessen Seel' ich nicht
Mehr eigne Kraft oft finde,
Als daß es deutlich spricht.

Abdankung der Liebe.

I.

Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebeslust,
Die mir, ach blinde Welt! vor diesem war bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen,
Ade, du Gift der Zeit!

II.

Ich bin gesinnet, nur der Tugend nachzugehn,
Und nicht mehr bei der Welt, der eitlen Welt zu stehn;
Ich will mich von ihr reißen
Aus Eckel und Verdruß,
Und mich der Zucht befleißen,
So daß ich sagen muß.

III.

Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebeslust,
Die mir, ach blinde Welt! vor diesem war bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen,
Ade, du Gift der Zeit.

Verachtung der Weltfreuden und Verlangen nach dem ewigen, seligen Leben.

I.

Wenn der Tag, das Kind der Sonnen,
Aus dem goldnen Zimmer geht,
Wenn die Fackel ist entbronnen
Und das Feld bedecket steht,
Wenn die Vögel singen
Und die Flügel schwingen,
Ist mein Herze schon bereit,
Dich, o Höchster, anzusprechen,
Meine Seufzer wollen brechen.

II.

Nach demselben mich verlanget,
Daß dem Himmel ist bewußt,
Der mit solchen Sachen pranget,
Da nur lauter Lieb' und Lust,
Da die Cherubinen
Ihrem Schöpfer dienen,
Da die Engel allzumal
Ihre Stimmen hoch erschwingen
Und die süßen Lieder singen
Durch den großen Himmelssaal.

III.

Da ist Freude, da ist Wonne,
Da empfind't man keine Nacht,
Da entspringt die Lebenssonne,
Die aus Trauern Freude macht;
Da wir in dem Leben
Ewig werden schweben
Und genießen solcher Lust;
Da die Lebensquellen fließen
Und in Strömen sich ergießen,
Wie den Frommen ist bewußt.

IV.

Drum entweicht, ihr schnöden Sachen,
Keine Lust ist auf der Welt,
Die uns recht kann fröhlich machen,
Sie ist nur ein Trauerfeld;
Ihre Freude weichet,
Ihre Lust verbleichet,
Alles ist nur eitel hier:
Drum hab' ich mich Gott ergeben,
Und verhoffe, bald zu leben
In verklärter Leibeszier.

Jakob Schwieger, von dessen nähern Lebensumständen nichts Genaues bekannt ist, war, soviel man weiß, 1624 zu Altona geboren, und studierte in Wittenberg, wahrscheinlich Theologie. Doch scheint ihm das Predigeramt nicht zugesagt zu haben, da er, nachdem er nur ganz kurze Zeit in Stade als Prediger angestellt war, abwechselnd in Hamburg und Glückstadt von dem Ertrag literarischer, namentlich poetischer Arbeiten lebte. In Hamburg stand er sowohl mit Zesen, als mit Rist in Verbindung, und wurde Mitglied des Elbschwanenordens und der deutschgesinnten Genossenschaft. In letzterer hieß er: „Der Flüchtige" und war in der Rosenzunft, im Elbschwanenorden trug er den Namen: „Filidor der Dorferer". Nachdem er 1657 im dänischen Heere gegen die Schweden in Polen gedient hatte, kehrte er nach Hamburg zurück. Von 1665 war er, wie es scheint, Hofdichter am Rudolstädter Hofe, wo er auch wahrscheinlich 1667 starb.

Schwieger, der zu seiner Zeit wenig Anerkennung fand, würde, hätte er in einem günstigeren Zeitalter gelebt und einen fruchtbarern Boden für seine Poesien gefunden, gewiß einer der bedeutendsten Lyriker geworden sein, denn sein

Talent zur lyrischen Poesie ist in allen seinen Dichtungen unverkennbar. Da aber die Poesie zugleich sein Erwerbszweig war, er sich daher mit seinen Gedichten nach dem Geschmacke der Zeit richten mußte, so ist es kein Wunder, daß, trotz seinem Talent, viele seiner Gedichte, darunter besonders die frühern, unbedeutend und matt sind, während die spätern, namentlich die, welche er während seiner kriegerischen Laufbahn dichtete, und die er unter dem Titel: „Geharnischte Venus", herausgab, voll Gefühlsinnigkeit, Frische und Lebendigkeit sind. Besonders gelingt ihm das Liebeslied, und zwar am besten das heitere, fröhliche, vom Glück der Liebe beseligte. Außer der geharnischten Venus hat man noch drei andere Gedichtsammlungen von ihm, welche die Titel führen: „Des Flüchtigen flüchtige Feldrosen; Liebesgrillen; Adelige Rosen". Da er alle seine Gedichte nicht unter seinem wirklichen, sondern unter dem angenommenen Namen: „Filidor der Dorferer", herausgab, so vermuthet man, daß er auch der Verfasser der dramatischen Werke ist, welche um das Jahr 1665 oder 1667 in Rudolstadt unter dem gleichen Namen erschienen. Das Buch führt den Titel: „Trauer-, Lust- und Mischspiele", und enthält sechs Dramen, jedes mit einem Zwischenspiel, die zu dem Zweck abgefaßt waren, bei festlichen Gelegenheiten am Rudolstädter Hof aufgeführt zu werden. Nächst den dramatischen Werken von Gryphius gehören sie zu den besten der Zeit, doch bildete sich Schwieger nicht, wie Gryphius, nach holländischen, sondern nach italienischen Mustern. Auch eine Art Schäferei: „Die verführte Schäferin Cynthia", verfaßte Schwieger, die unter allen seinen Poesien die unbedeutendste ist.

Lieder von Jakob Schwieger.

Von seiner Muse. (Aus Geharnischte Venus.)

Warum ich nur vom Lieben
Die Blätter voll geschrieben,
Warum mein Buch verzärtelt lacht,
Möcht' einer wundernd fragen;
Drum will ich's selber sagen,
Was mich dazu hat angebracht.

Der Feuerhauch der Musen
Hat meinen engen Busen
Mit solchen Flammen nicht gerührt;
Apoll ist hier nicht Meister,
Nicht Pallas, so die Geister
Auf Helikon's Gebüsche führt.

Die Lust, die Red', die Blicke,
Der Glieder ihr Geschicke,
Und was Rosillen mehr verschönt,
Ihr Wesen, Kleidung, Lachen,
Betrübniß, Schlaf und Wachen
Hat mich mit Epheu umgekrönt.

Stracks bin ich ein Poete,
Wenn ihrer Wangen Röthe
Im weißen Alabaster blickt;
Wenn mit den gold'nen Saiten
Will ihre Kehle streiten,
So werd' ich aus mir selbst entzückt.

Der mag die Tugend melden,
Und der die alten Helden
Aus Deutschland bringen zu Papier,
Der hohe Sachen schreiben;
Ich will die Liebe treiben,
Und wie Rosilla mir kommt für.

Der Schiffer schwatzt von Stürmen,
Der Krieger prahlt von Thürmen,
Die er so oft erstiegen hat;
Der Bauer lobt die Felder,
Der Jäger Wild und Wälder,
Der Reisende so manche Stadt.

Ich bin ein Jungfernlieber,
Die Zunge geht mir über
Von dem, was aus dem Herzen quillt.
Wer das für bös will halten,
Der fluche den Gewalten,
Die ob uns hat ein Frauenbild.

Nachruhm. (Gleichfalls aus Geharnischte Venus.)

Was frag' ich nach den Trauerfahnen,
Was nach den Wappen vieler Ahnen,
Und ob mich dann ein Marmor ziert,
Wenn einstens zu den blassen Schaaren
Mein Geist ist übern Fluß gefahren,
Wo uns der Ehre Sucht nicht rührt?

Es mag mich, wer da will, beklagen,
Mag sauer sehn und Leide tragen,
Ich achte nicht des Pöbels Spiel;
Hin, Filidor, nur hin gestorben,
Bleibt nur dein Nachruhm unverdorben
Bei Rosilis, der Reime Ziel.

Ich weiß, es werden deine Zeilen
Bei ihr nicht zum Vergessen eilen,
Sie wird dich lesen Tag und Nacht
Und sagen: Was hier ist geschrieben,
Hat Filidor aus treuem Lieben
Auf unserer beider Lieb' erdacht.

Georg Greflinger, von dessen Lebensumständen sehr wenig bekannt ist, ward wahrscheinlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Regensburg geboren. Es scheint, daß er zuerst studierte, doch da er während des Krieges keine Aussicht auf eine Anstellung hatte, so trat er in Kriegsdienste. Wo er sich dann aufhielt, ist unbekannt, vielleicht in Frankfurt, wie Einige behaupten, vielleicht auch in Preußen. Zuletzt lebte er als Notar in Hamburg, wo er sich, wie es scheint, durch Poesien bekannt machte, da er zum Dichter gekrönt wurde. Er starb in Hamburg 1682. Ob er Mitglied der deutschgesinnten Genossenschaft, oder einer der andern poetischen Gesellschaften war, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben, doch ist es wahrscheinlich, da er unter dem angenommenen Namen: „Seladon von der Donau", schrieb; auch wurde er zur deutschgesinnten Genossenschaft gezählt, da seine Dichtungen mit denen der Mitglieder dieser Gesellschaft, namentlich mit denen Schwieger's, viel Aehnlichkeit haben; auch er war hauptsächlich, wie jener, Dichter heiterer, fröhlicher Liebeslieder, und zwar einer der besten der Zeit. Seine Sprache ist gewandt und rein, und man sieht es allen seinen Liedern an, daß sie seine innersten Gedanken und Empfindungen wiedergeben, nicht äußerliche und erdachte Verhältnisse besingen. Außer lyrischen Gedichten, geistliche und weltliche, deren er mehrere Sammlungen herausgab, z. B.: „Seladons beständige Liebe, Seladons weltliche Lieder", verfaßte Greflinger Epigramme, besonders satyrische, die eben so frisch und lebendig sind wie jene, und ein größeres episches Gedicht: „Der Deutschen dreißigjähriger Krieg", sein schwächstes Erzeugniß. Ferner übersetzte er, wahrscheinlich um sich Geld zu verdienen, eine Menge Bücher aus dem Französischen, Spanischen und Holländischen, z. B. Complimentirbücher, Anleitungen zur Kochkunst, Gartenkunst, Pastetenbäckerei und dergleichen, doch darunter auch poetische Werke, wie mehrere Dramen des Lopez de Vega aus dem Spanischen, und den Cid des Corneille aus dem Französischen.

Lieder von Georg Greflinger.

An Floren.

Jungfrau, wollet ihr mich lieben?
Geld und Gut ist nicht bei mir,
Edel werd' ich nicht geschrieben,
Auch ist sonsten keine Zier
An den Kleidern, die ich trage,
Weil ich nicht nach Hoffahrt frage.

Viel zu stutzen, viel zu lügen,
Viel zu schmeicheln weiß ich nicht;
Ich weiß mehr von Felderpflügen,
Wie man säet, wie man bricht;
Was mein Vater hat getrieben,
Ist auch noch bei mir geblieben.

Zwar die Wahrheit zu bekennen,
Ich hab' etwas schlecht studiert;
So weiß ich auch nicht zu nennen,
Was bei uns geehret wird:
Hier geb' ich mich klärlich an,
Daß ich nicht Französisch kann.

Ich kann nicht von Schlachten sagen,
Mir beliebt der Helicon;
Mancher hat ein Huhn erschlagen,
Schreiet viel von Occasion.
Leipzig liegt auf vieler Zungen,
Wenig haben da gerungen.

Hat es aber einen Nutzen,
Was man bei den Deutschen sieht,
So kann ich noch manchem trutzen.
Zwar bin ich vielmehr bemüht
Ueber eure hohe Gunst,
Als ich über keiner Kunst.

Was ich hab', ist junges Leben,
Frisches Herze, freier Muth,
Sinnen, die nach Ehre streben,
Keine Schulden, frisches Blut;
Was ich kann, kann Brod erwerben,
Läßt mich leichtlich nicht verderben.

Wer ich bin, habt ihr erfahren,
Weiberschönheit hab' ich nicht;
Frisch von Augen, schwarz von Haaren,
Braun in meinem Angesicht,
Und dabei gesunden Leibes,
Dürftig eines jungen Weibes.

Wollet ihr dieselbe werden,
Die ich ewig lieben soll,
Sollt' vor allen mir auf Erden
Ewig mir gefallen wohl.
Wollt ihr mich, so gebt ein Zeichen,
Daß ich nicht von euch darf weichen.

Auf die Rückreise.

Gute Nacht, ihr deutschen Städte,
Gute Nacht, mein Vaterland!
Daß ich meinen Körper rette
Vor den Waffen, vor dem Brand,
Und vor andern deinen Plagen
Kann ich dir kein anderes sagen.

Sei gegrüßet, edles Preußen,
Sei gegrüßet Baltherstrand,
Wo das Zanken und das Beißen
Etwas minder ist bekannt,
Wo die Recht' und Friedensherzen
Lieblich mit einander scherzen;

Ob nun zwar der Vatererden,
Welches sehr natürlich scheint,
Schwerlich kann vergessen werden,
Wie auch anderer lieber Freund,
Ist es mir doch eine Freude,
Daß ich einmal von dir scheide.

Wo sich meine Seele findet,
Wo sich meine Freude hält,
Wo mein Feuer, was mich bindet,
Wo mein Höchstes, meine Welt,
Wo mein All', mein Ich, mein Leben,
Der ich mehr als mir ergeben.

Brandstadt, Blutfeld, Sitz der Strafen,
Aller Räuber Tummelplan,
Wehland, Zeughaus böser Waffen,
Wohl, wer dir entfliehen kann!
Es ist mir die höchste Freude,
Daß ich einmal von dir scheide.

Blase, blase, Wind von Westen,
Laß die Segel schneller weh'n,
Deine Kraft dient uns am besten,
Soll ich noch zurücke stehn;
Geh' voran, sag' meiner Floren,
Seladon sei vor den Thoren.

David Schirmer. Von den Lebensumständen dieses Dichters ist nur sehr Ungenügendes bekannt. Er wurde gegen das Jahr 1623 in Pappendorf bei Freiberg im Erzgebirge geboren, besuchte wahrscheinlich die Universitäten Halle, Wittenberg und Leipzig, und scheint sich dort hauptsächlich mit Sprach-

studien und Literatur beschäftigt zu haben. Wo er sich dann, bis zum Jahr 1650, aufgehalten, ist nicht bekannt, vielleicht in oder bei Hamburg, da er 1647 unter dem Namen: „Des Beschirmenden", in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen wurde. In dem genannten Jahre erhielt er am sächsischen Hof in Dresden die Stelle eines Hofdichters, und 1656 die eines Bibliothekars, welches Amt er bis 1682 verwaltete. Wahrscheinlich starb er auch in demselben Jahre oder kurz darauf in Dresden.

Weniger begabt, wie die beiden vorhergenannten Dichter, besaß Schirmer doch ein recht hübsches, aber beschränktes poetisches Talent. Leicht und anmuthig, wenn auch nicht tief, sind seine Dichtungen. Er verfaßte Liebeslieder, Sonette, Elegien und Madrigalen (eine Art Epigramm), die er in drei Sammlungen unter folgenden Titeln herausgab: „Poetische Rosengebüsche", „Singende Rosen", „Rautengebüsche". Außerdem schrieb er mehrere Singspiele: „Paris und Helena"; „der triumphirende Amor"; „das Ballet der Glückseligkeit" u. s. w., bei denen es, wie bei allen damaligen Opern, nur auf Schaugepränge und Aeußerlichkeiten abgesehen war.

Lied von David Schirmer.

Winterlied.

Der Sommer ist gewichen,
Der Winter bricht herein;
Das Laub ist gar verblichen,
Die Schatten werden klein.
Kein Vogel läßt sich hören,
Der liebliche Favon
Will nimmer spielend kehren,
Und Boreas raſ't schon.

Laßt uns das Land verlassen,
Die Lust ist nun vorbei,
Zu sehn, wie auf den Gassen
Die Stadt geschäftig sei;
Bis daß der Frühling wieder
Die Freuden seiner Zeit
In unsre süßen Lieder,
In unsre Herzen streut.

Gehabt euch wohl, ihr Bronnen,
Du bunte Gartenlust,
Und ihr, o lichte Sonnen,
Ich habe fortgemußt.
Gott segne mir das Leben,
Was hier ein Landmann hat,
Muß ich es gleich vergeben,
Lieb' ich doch nicht die Stadt.

Während dichtende Frauen in den vorigen Perioden zu den äußersten Seltenheiten gehörten, waren sie im vorliegenden Jahrhundert eine häufige Erscheinung. Besonders unter den Frauen und Töchtern der Gelehrten finden sich eine Menge Dichterinnen, die, wahrscheinlich durch das Beispiel der Männer angeregt, und, wie diese, auch von der Meinung durchdrungen, daß Jeder, ohne Unterschied in kurzer Zeit dichten lernen könne, ihre poetische Kraft nicht unbenutzt lassen wollten. Man kann aus dieser Zeit wohl an die dreißig Dichterinnen nennen, die sowohl weltliche, wie geistliche Lieder verfaßten, und von denen mehrere Mitglieder der verschiedenen poetischen Gesellschaften waren. Doch verdienen unter allen diesen nur Einige, ihrer

Poesien wegen, nähere Erwähnung. Vor allen muß Katharina Regina von Greiffenberg, Freiin von Seißenegg, hervorgehoben werden, die 1676 unter dem Namen: „Die Tapfere", in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen, und zur Obervorsitzerin und Zunftmeisterin der zweiten oder Lilienzunft ernannt wurde. Ihre Gedichte, die ihr Oheim ohne ihr Vorwissen unter dem doppelten Titel: „Geistliche Sonette, Lieder und Gedichte zu gottseligem Zeitvertreib", und: „Der deutschen Urania Himmelabstammend und Himmelaufflammender Kunst, Klang und Gesang", 1662 herausgab, sind voller Kraft und Schwung, dabei in bilderreicher, edler Sprache abgefaßt, und von der innigsten Frömmigkeit durchdrungen. Die Sammlung zerfällt in zwei Theile, von denen der erste 250 Sonette, der zweite 50 Lieder enthält, und unter denen die Sonette den höhern Werth haben.

Regina von Greiffenberg war 1633 zu Seißenegg in Oestreich geboren, verlor früh ihre Eltern, und wurde von ihrem Oheim, Hans Rudolf von Greiffenberg, Freiherr zu Seißenegg, sorgfältig erzogen, der ihre Anlagen, besonders ihr recht bedeutendes poetisches Talent mit Liebe pflegte. Es scheint, daß sie mit diesem Oheim in Nürnberg gelebt hat, denn sie starb dort im Jahr 1694.

Sonette von Regina von Greiffenberg.

Gottlobende Frühlingslust.

Jauchzet, Bäume! Vögel singet! tanzet Blumen! Felder lacht!
Springt, ihr Brünnlein! Bächlein rauscht! spielet, ihr gelinden Winde!
Walle, lustbewegt Getreid', süße Flüsse, fließt geschwinde!
Opfert Lobgeruch dem Schöpfer, der euch frisch und neu gemacht!

Jedes Blüthlein sei ein' Schale, d'rauf Lobopfer ihm gebracht,
Jedes Gräslein eine Säule, da sein' Namensehr' man finde;
An die neubelaubten Aestlein Gottes Gnadenruhm man binde,
Daß, soweit sein' Güt' sich strecket, werd' auch seiner Ehr' gedacht.

Du vor allen, Menschenvolk, seiner Güte Einfluß Ziele,
Aller Lieblichkeit Genießer, Abgrund, wo der Wunderfluß
Endet, und zu Gut verwendet seinen Liebvergolden Guß.

Gott mit Herz, Hand, Sinn und Stimme lobe, preise, dicht' und spiele,
Laß vor Lieb' und Lobes hier Muth und Blut zu Kohlen werden,
Lege Lob und Dank darauf, Gott zum süßen Rauch auf Erden.

Das vermehrte Verlangen.

Gleich wie der Wind sich pflegt allmählich anzufangen,
Und mehrt sich mehr und mehr, bis er mit großem Schall
Die dicken Büsch' durchdringt und brauset überall,
Weil immer fort mehr Dampf und Lüft' ihm zugegangen:

Also vermehrt sich auch, Herr Jesu, mein Verlangen
Nach dir, dieweil es mehrt der gnadenstarke Schwall,
Der im Gedächtniß fand den Lobeswiederhall,
Daß aus dem Vorzug sie der Hellerklingung rangen.

Zu Zeiten bringt der Wind auch Regensfruchtbarkeit,
Ingleichen Gottes Gnad' der Amteswerk gedeihen;
Bisweilen wirket er die sonnenklare Zeit.

Wie diese uns dann kann herzinniglich erfreuen,
Der Wind hat in dem Wald nie so viel Laub bewegt,
Als Gottes Gnad' in mir hat Hoffnungstrost erregt.

Fünfte Gruppe.

Dichter und Prosaiker dieser Zeit, die zu keiner der genannten Gruppen gehören.

Georg Rudolf Weckherlin, Friedrich von Spee, Hans Wilhelm Lauremberg, Jakob Balde, Dietrich von dem Werder, Paul Gerhardt, Johann Frank, Sibilla Schwarz, Johannes Scheffler, Johann Balthasar Schupp.

Wegen der Eintheilung in Gruppen konnte die genaue chronologische Ordnung bei den einzelnen Dichtern nicht streng aufrecht erhalten werden, und es erscheinen daher jetzt erst einige Dichter, die, der Zeit nach, schon vor Opitz hätten erwähnt werden müssen.

Georg Rudolf Weckherlin, geboren den 15. September 1584 zu Stuttgart, bezog schon im 17. Jahre die Universität Tübingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, und beschäftigte sich zugleich mit den alten und mehrern neuen Sprachen. Von 1601 an war er lange Zeit auf Reisen, zuerst in Deutschland, dann auch in Frankreich und England. Im Jahr 1610 kehrte er in die Heimath zurück, und wurde dort als Herzoglicher Sekretär und zugleich als Hofdichter angestellt. Er ging, trotzdem er sich 1616 verheirathet hatte, 1620 wieder nach London, als Sekretär der deutschen Kanzlei, und zeichnete sich dort durch seine Talente und Geschäftsgewandtheit in solchem Grade aus, daß er sich das Vertrauen der Könige Jakob I. und Karl I. in hohem Grade erwarb, so daß diese ihm wichtige Sendungen nach Schottland, Irland, den Niederlanden, Italien und Spanien anvertrauten. Die wenige Zeit, die ihm von diesen Geschäften noch blieb, widmete er der Poesie, so daß er im Jahr 1641 eine neue Sammlung Gedichte herausgeben konnte; die erste war 1618 erschienen, und 1648 ließ er eine vollständige Ausgabe aller seiner Poesien folgen. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt, doch ist es wahrscheinlich, daß er 1651 in London starb.

Weckherlin kann in vielen Beziehungen als Vorläufer Opitzen's gelten, da er die Messung der Verse, eine der Hauptregeln in der Opitzischen Prosodie, schon vor diesem in Anwendung brachte, und die gelehrte Poesie, die durch Opitz zur Herrschaft kam, gewissermaßen schon anbahnte. In andern Dingen war er jedoch auch wieder ein Gegner Opitzen's, so z. B. erkannte er den hohen Werth der Volkspoesie, und suchte dieselbe formell zu veredeln, was ihm freilich nicht immer gelang, von welcher Idee aber Opitz

gar keine Ahnung hatte. Weckherlin verfaßte besonders lyrische Gedichte (darunter viele Sonette,) und Epigramme, und in beiden ist sein poetisches Talent unverkennbar. Seine Dichtungen zeichnen sich aus durch Gedankenfülle und poetisches Gefühl, sowie durch edle Gesinnung und ächte Vaterlandsliebe, wenn sie auch in einer etwas rauhen und harten Sprache abgefaßt sind. Seine Sonette sind in formeller Beziehung die gelungensten. Durch seine Epigramme hat Weckherlin noch das besondere Verdienst, das eigentliche Epigramm, im Sinne der Griechen und Römer, bei den Deutschen eingeführt zu haben; das, was vor ihm als Epigramm bezeichnet wurde, war entweder Priamel oder nur einfacher Spruch.

Gedichte von Weckherlin.

Epigramme.

Ueber einen Spiegel.

Bist du schön, so gebrauch' auch Fleiß,
Mit Lastern dich nicht zu beflecken;
Bist du häßlich, so sei weis',
Mit Tugenden den Fehl zu decken.

Der Hofmann.

Wer will, daß er bei Hof' fortkomm',
Der leb', als ob er blind, taub, stumm.

Grabschrift einer Zänkischen.

Hier schläft, und Gott sei gedanket,
Ein Weib, das Tag und Nacht gezanket,
Ach, tretet nicht hart, lieben Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

Sonett.

Die Liebe ist Leben und Tod.

Das Leben, so ich führ', ist wie der wahre Tod,
Ja über den Tod selbst ist mein trostloses Leben:
Es endet ja der Tod des Menschen Pein und Leben,
Mein Leben aber kann nicht enden dieser Tod.

Bald kann ein Anblick mich verletzen auf den Tod,
Ein anderer Anblick bald kann wieder mich beleben,
Daß ich von Blicken muß dann sterben und dann leben,
Und bin in einer Stund' lebendig bald, bald todt.

Ach Lieb', verleih' mir doch nunmehr ein anderes Leben,
Wenn ich ja leben soll, oder den andern Tod,
Denn weder diesen Tod lieb' ich, noch dieses Leben.

Verzeih' mir, Lieb', lebendig bin ich dein und todt,
Und ist der Tod mit dir ein köstlich süßes Leben,
Und Leben von dir fern ist ein ganz bitterer Tod.

Lieder.

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glückselig ist das Leben,
Dem keines Andern Will' gebeut,
Der ohne Mißgunst, Neid und Streit
Sieht And'rer Glück vorüber schweben.

Der sein' Begierd' selbst recht regiert,
Und dessen fromm und deutscher Muth
Ist sein bewährter Schutz und Huth,
Darunter sein Herz triumphirt.

Der kein Geschrei, noch Lob begehret,
Dem die Wahrheit die größte Kunst,
Den Fürsten oder Pöbelsgunst,
Den Hoffnung und Furcht nicht bethöret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
Sie speisend nicht von seinem Gut,
Und dessen Fehl', Fall und Armuth
Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weiß, wie übel schmerzet
Des Bösen Lob, des Frommen Fluch,
Dem ein Freund oder gutes Buch
Die lange Zeit schadlos verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Der allzeit fertig für den Tod,
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Mehr um Gnad' denn um Güter schreiet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Dieweil er frei, reich und groß;
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und habend nichts, hat er doch alles.

Ode an die Soldaten.

Frisch auf, ihr tapfern Soldaten!
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget d'rauf,
Und überwindend triumphiret.

Der ist ein Deutscher wohlgeboren,
Der von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit, noch Treu',
Noch Glauben, noch Freiheit verloren;
Der ist ein Deutscher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget.

Denn, wenn ihn schon die Feind' verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ruhm und Ehr' doch sein Gewinn
Und er ist gar nicht überwunden;
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer,
Weil sein Gewissen ihn versüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er sein Blut so vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklinget
In jedem Land, in aller Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkömmling' singen;
Die edle Freiheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland verlasset,
Da der Herzlos' durch seine Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset.

Also zu leben und zu sterben,
Gilt dem redlichen Deutschen gleich;
Der Tod und Sieg sind schön und reich,
Durch beid' kann er sein Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und die Verräther,
Und ihnen folget einen Gestank,
Weil sie verfluchte Uebelthäter.

Wohlan, derhalb, ihr wahren Deutschen,
Mit deutscher Faust, mit deutschem Muth
Dämpfet nun der Tyrannen Wuth!
Zerbrechet ihr Joch, Band und Peitschen.
Unüberwindlich rühmet sie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Aber ihr Heer mit kleiner Müh'
Mag überwindlich bald verlieren.

Ha! fallet in sie, ihre Fahnen
Zittern aus Furcht: sie trennen sich,
Ihre böse Sach' hält nicht den Stich,
Drum zu der Flucht sie sich schon mahnen;
Groß ist ihr Heer, klein ist ihr Glaub';
Gut ist ihr Zeug, bös ihr Gewissen;
Frisch auf! sie zittern wie das Laub
Und wären schon gern ausgerissen.

Ha! schlaget auf sie, liebe Brüder!
Ist die Müh' groß, doch ist nicht schlecht
So Sieg als Beut'; und wohl und recht
Zu thun sind die, denn ihr, viel müder.

So straf', o deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen:
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf diese Weis' erlösen.

Friedrich von Spee, aus dem adeligen, jetzt gräflichen Geschlech der Spee von Langenfeld, wurde im Jahr 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf geboren, trat, nachdem er eine sorgfältige häusliche Erziehung genossen hatte, schon 1610 zu Köln in den Jesuitenorden, und wirkte dort bis 1627 als Lehrer der Philosophie und Moraltheologie. Im Auftrag seines Ordens ging er 1627 als Seelsorger nach Franken, wo er, vorzüglich in Bamberg und Würzburg, die zum Tode verurtheilten vermeintlichen Hexen und Zauberer auf ihrem letzten Gange begleitete. Er überzeugte sich dabei von der Unschuld aller dieser Opfer des Wahns; von dieser Ueberzeugung erfüllt und bemüht der Barbarei Einhalt zu thun, schrieb er in lateinischer Sprache ein Buch: „Ueber die Prozesse gegen die Hexen an die deutschen Obrigkeiten", welches den ersten Anstoß zur Bekämpfung des unseligen Hexenwahns gab. Später wurde Spee von seinem Orden nach Westphalen gesandt, um für die Bekehrung der Protestanten zur katholischen Kirche zu wirken, was ihm auch, nach wenigen Monaten, zum Theil gelang, da er in hohem Grade verstand, seine begeisterte Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. Die letzte Zeit seines Lebens brachte Spee in Trier zu, wo er sich, während der Belagerung der Stadt durch die Kaiserlichen, der Pflege der Kranken und Verwundeten mit solchem Eifer widmete, daß ihn, in Folge dieser Anstrengungen, ein hitziges Fieber befiel, dem er den 7. August 1635 erlag. Seine Sammlung geistlicher Lieder: „Trutznachtigall", erschien, von einem seiner Schüler herausgegeben, erst nach seinem Tode. Es spricht aus den Gedichten die tiefste Frömmigkeit in einer für seine Zeit sehr schönen Sprache, nur verliert sich die Innigkeit seiner Gefühle zu oft in Spielereien, indem er, nach Art des biblischen hohen Liedes, namentlich erotische Bilder auf religiöse Gegenstände überträgt. Weniger bedeutend als „Trutznachtigall" ist sein in Prosa geschriebenes: „Güldenes Tugendbuch", ein Erbauungsbuch mit eingestreuten Gedichten. Spee schlug in Betreff der Versmessung und dergleichen im Ganzen denselben Weg ein, den Opitz betreten hatte, wahrscheinlich ohne mit dessen Prosodie bekannt zu sein.

Lieder von Friedrich von Spee.

Aus Trutznachtigall.

Lob Gottes.

Sobald die Sonn' verjagt den Mon,
Und sich bekleid't mit Strahlen,
Auch zart und rein mit Purpurschein
Die Berg' und Feld thut malen:
Wünsch' ich, in heißer Lieb' entzünd't,
Daß Gottes Nam', der reine,

Recht in der Sonn' gemalet stünd'
Mit noch so klarem Scheine;
Und dann mitsammt der Sonn' geschwind
Die Welt thät' überfahren,
Damit doch alle Menschenkind,
Mann, Weib, jung, alt von Jahren,

Beid', Arm und Reich, beid' Groß und Klein,
Den Namen dieses Herrn,
So viel es immer möchten sein,
All' thäten doch verehren.
Wenn aber Nacht den Tag verjagt,
Und Thier und Menschen schlafen,
Auch sich aufmacht die Sternenwacht,
Gekleid't in goldene Waffen;

Wünsch' ich: der Nam' des Herrn wär'
In jedem Stern geschrieben,
Und weil der Himmel eilet sehr,
Mit ihm würd' umgetrieben;
Damit doch immer Tag und Nacht
Thät leuchten also prächtig,
Voll Herrlichkeit und Ehrenpracht
Der Gottes-Nam' allmächtig.

Sehnsucht nach oben.

Ade, fahr' deine Straßen,
Du schnöd' und böse Welt!
Ade, will dich verlassen,
Weg, weg mit Gut und Geld!
Dein zeitlich Lust und Freuden,
Pracht, Ehr' und Herrlichkeit
Will forthin gänzlich meiden,
Acht's nur für Eitelkeit.

Ach wann, wann soll es werden,
Daß ich mich scheiden thu'?
Ist je doch nichts auf Erden,
Darin man friedlich ruh'!
O, wann wird er erscheinen
Der vielgewünschte Tag,
Wenn ich von stetem Weinen
Einmal aufhören mag?

Vor Traurigkeit im Herzen
Seufz' ich aus tiefem Grund,
Vor innerlichen Schmerzen
Ruf ich all' Tag' und Stund'.
Die Zähren mir verrinnen
Wie sanfter Regenguß,
Und meine Augen schwimmen
Wie steter Wasserfluß.

Trost wollt' ich mir bald bringen,
Wenn ich ein Täublein wär';
Hinauf wollt' ich mich schwingen
Wohl in das himmlisch' Heer;
Da wollt' ich mich versenken
Wohl in das höchste Gut;
O Gott, wer wird mir schenken
Was mich verlangen thut?

So oft ich dein gedenke,
Mein Gott und höchstes Gut,
Zu dir mich gütlich lenke,
Das Blut mir wallen thut.
Begierd' sich thut erheben,
Und mir wird lang die Zeit;
In Ruh' kann ich nicht leben,
Bis ich von hinnen scheid'.

Doch muß ich's noch ertragen
Beständig alle Zeit,
In gut und bösen Tagen,
In Freud' und Traurigkeit.
Nicht soll die Lieb' erkalten,
Nie soll sie nehmen ab,
Zu Gott will ich mich halten
Bis in das Grab hinab.

Und wenn denn schon thut sausen
Der Wind auf diesem Meer,
Wenn schon die Wellen brausen
Rund um mein Schifflein her,
Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Helfer sein,
Den Anker will ich schlagen
Zu seinem Herzen ein.

Hans Wilhelm Lauremberg, geboren im Jahr 1591 zu Rostock, machte wahrscheinlich nach vollendeten Studien größere Reisen, worauf er als Professor der Poesie und Mathematik in seiner Vaterstadt angestellt wurde; 1623 ging er als Professor der nämlichen Wissenschaften an die Ritterakademie nach Soröe in Dänemark, und starb daselbst 1659. Genaueres ist über seine Lebensverhältnisse bis jetzt nicht bekannt.

Lauremberg stand als Dichter der gelehrten Richtung seiner Zeit entgegen. Er verwarf sowohl die Opitzische Prosodie, als auch die ganze damalige, auf Nachahmung der Holländer und Italiener beruhende Richtung der Dichtkunst. Nach seiner Ansicht durfte die Poesie sich nur aus dem volksthümlichen Element entwickeln, und hätte er mit dieser richtigen Theorie Beachtung und Nachahmung gefunden, es würde der deutschen Poesie vortheilhafter gewesen sein, als das immer tiefere Versinken in Pedanterie und Gelehrsamkeit. Aber er blieb ohne allen Einfluß auf seine Zeitgenossen, was wohl mit aus dem Umstand zu erklären ist, daß er den Irrthum beging, zugleich mit den wirklichen Fehlern auch die guten Seiten zu verdammen; so wollte er sogar die neuhochdeutsche Sprache, die mit so vieler Mühe errungen war, und die so große Vortheile bot, verbannen, und dafür wieder das Plattdeutsche einführen. Er selbst schrieb nur im niedersächsischen Dialekte. Auch wußte er in seinen Dichtungen den volksthümlichen Ton ausgezeichnet zu treffen. Freilich trugen diese beiden Umstände dazu bei, ihn zuweilen etwas derb und plump erscheinen zu lassen, was aber bei dem Zweig der Poesie, dem er sich hauptsächlich widmete: „Der Satyre", weniger unangenehm berührt, als etwa bei kleinern lyrischen Gedichten. Seine Satyren bekunden, nächst seinem klaren Verstand und treffenden Witz, sein nicht geringes poetisches Talent. Er gab sie zuerst unter dem Titel: „De nye poleerte utiopische Bockes-Büdel. Entworpen in veer Scherzgedichten. In Neederdütsch gerymet dörch Hans Wilmsen Lauremberg. Gedrücket in düssen jetzigen Jahr", heraus. Später veranstaltete er eine zweite vermehrte Auflage und veränderte den Titel so: „De veer olde beröhmede Scherzgedichte. Mit neuem Anhang von etliken in düssen Tyden nyen ingeschleckenen Mißbrücken. Gedrücket in düssem jetzigen Jahr". Beide Ausgaben enthalten vier Satyren, in denen er die Gebrechen seiner Zeit treffend verspottet. In der ersten: „Von der Menschen jetzigem verdorvenen Wandel und Maneren", geißelt er die Nachahmung fremder Sitten und Trachten. In der zweiten: „Von Allemodischer Kleder-Dracht", macht er sich über die Thorheiten der Mode lustig. In der dritten: „Von vormengen der Spracke und Titeln", verhöhnt er die Sucht nach Vornehmthuerei und hohen Titeln; und in der vierten: „Von Allemodischer Poesie und Rymen", verspottet er die Neuerungen in Sprache und Poesie. Die drei letzten Satyren hängen unter einander zusammen; da er die dritte an die zweite, und die vierte an die dritte anknüpft. Die zweite Ausgabe der Satyren enthält noch eine Menge kleinerer Gedichte als Anhang, die theils auch satyrischen Inhalts, theils Erzählungen sind. Außerdem verfaßte Lauremberg noch mehrere Komödien: „Aquito", „die Harpyen", und: „Teweschen Hochtiet", die eben so eigenthümlich gegen die dramatischen Dichtungen der andern Dichter abstechen, als seine übrigen Poesien. Doch sind alle seine Dichtungen, was die Behandlung des Verses betrifft, rauh und unbeholfen, da er keine Regeln der Verskunst anerkennen wollte.

Aus dem vierten Scherzgedicht von Lauremberg.

Von allemodischer Poesie und Reimen. (Aus dem Niedersächsischen übertragen.)

Daß gerne jedermann sich selber höret rühmen,
Darum kann man ihn nicht lästern noch verdammen:
Das ist nun von Natur eine angeborne Lust,
Die wir gesogen haben mit unserer Mutter Brust,
Wiewohl, wenn wir uns wollen mit rechtem Maße messen,
Wir überzeuget sind durch eigenes Gewissen,
Daß solches Lob herkommt aus lauter Heuchelei,
So lassen wir es doch passiren frank und frei,
Und meinen, einem Mann unbillig Lob zuwenden,
Sei besser als mit Recht und Billigkeit ihn schänden.
Die Titel und die Ehr', die einer dem andern gibt,
Wenn er ihn redet an, oder an ihn schreibt:
Ein Bild der Zeit kann man daraus ersehen
Wie es ist, und wie es sollte geschehen.
Der Zweck und Meinung der Titel allesammt
Ist, daß sie zeigen an des Menschen Hoheit oder Amt.
Wenn schon der Titel fehlt in der Person oftmal
Und der die Ehr' erhält, der sie verdient nicht hat,
Erinnert sie ihn doch, an das, was ihm gebührt,
Daß er sich würdig macht des Titel, den er führt.
Wer aber allzusehr mit Titeln sich will schmücken
Und seines Standes Ehr' zu sehr hinauf will rücken,
Gleich wie das Wetter thut, das mit Gewalt sich streckt
Hoch gegen seinen Damm, und dann den Damm durchbricht,
Und kriegt ein großes Loch, nicht ohne des Landes Schaden,
Da liegt der Titel denn, und ist nicht wohl gerathen.
Man rühmt ja billig den, der da ist rühmenswerth,
Und wem da Ehr' gebührt, der wird mit Recht geehrt;
Doch Mißbrauch, der verdirbt viel Ding schändlicher Weise,
Die an sich selber sind von hohem Lob und Preise.
Nun möchte ich doch wohl wissen gern,
Was das für Leute gewesen wären,
Die am ersten solche Thorheit erdacht
Und die Titel haben so hoch gebracht.
Ich habe wohl früher gehört von einem alten Bauern,
Da wäre eine sonderliche Art von Creaturen,
Die trügen Spitzhüte und wüßten den Fuchsschwanz zu streichen
In der ganzen Welt nicht hätten ihres Gleichen;
Mit Schmeicheln erwerben der Herren Gunst,
Das wär' ihr Meisterstück und größte Kunst;
Dieselben Leute würden nun genannt Poeten,
Diesen Namen sie sich selbst gegeben hätten.
Von ihnen seien erstlich gekommen und entsprungen
Die hohen Titel und Reden mit krummen Zungen;
So sagte der Bauer.

Jakob Balde, geboren 1603 zu Ensisheim im Elsaß, trat 1624 zu München in den Jesuitenorden, und wurde später Hofprediger des Kurfürsten von Baiern. Als solcher starb er zu Neuburg in der Pfalz den 8. August 1668.

Streng genommen gehört Balde nicht in die Geschichte der deutschen Literatur, da seine wenigen deutschen Gedichte (nur einige religiöse Lieder, meist zur Verherrlichung der Jungfrau Maria) sowohl nach Stoff, als Form zu unbedeutend sind, um ihm einen Platz in der Literaturgeschichte zu sichern und seine, in jeder Beziehung ausgezeichnete Dichtungen, in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Viele der bedeutenden Werke über Literatur, wie Vilmar und Kurz, erwähnen ihn auch nur vorübergehend; doch durfte er in diesem Buche nicht ganz unbeachtet bleiben, da seine gesammte Poesie ein charakteristisches Licht auf die ganze damalige Zeit wirft. Es ist bezeichnend, und lag sicherlich mehr an der Richtung der Zeit, als an dem Einzelnen, daß ein poetisch so begabter Dichter wie Balde, der sich für alles Hohe und Edle begeisterte, und dies auch in seinen lateinischen Poesien in der edelsten Form auszudrücken verstand, in seinen deutschen Gedichten nur die gewöhnlichsten Gedanken in steifer, unbeholfener Sprache darlegt. Balde's lateinische Poesien: „Soladium podragricorum", und: „Opera poëtica", in denen er sich, besonders in der Form, Horaz zum Muster nahm, wurden zuerst wieder dem deutschen Publikum zugänglich gemacht durch Herder's treffliche Uebersetzungen in dessen Zeitschrift: „Terpsichore". Später erschienen noch Uebersetzungen seiner Gedichte von Neubig und Aigner.

Gedichte von Jakob Balde. (Uebersetzt von Herder.)

Die Göttin des Frühlings.

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tausend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sei gegrüßet Frühlingsmutter, Blumengöttin, sei gegrüßt.

In dem Chor der schlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen Viele Gold und Kleinod,
Du, ein Kleinod selbst, erscheinest
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Aether glänzend Alles überdeckt.

Wenn aus unserm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufsteigst,
Liebend wallet jeder Zephyr,
Zu berühren deine Locke
Und den Schleier dir zu lösen,
Drängen sich im Taubenfluge Engelknaben zu dir an.

Darf ich was von dir erflehen,
Königin, so laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen;
Treibe weg die bösen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Und zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönigin.

Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachsen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen.
Wenn der Rächer Wolken sammelt,
So besänftige du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Lebensregeln an einen Jüngling.

Früh in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebensglück. Sie entfliehn die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle, treibet eine
Stunde die and're.

Keine kehret zurück, bis einst dein Hauptaar
Schneeweiß glänzet; der Purpur deiner Lippen
Ist erblichen; nur eine Schönheit blieb dir:
Männliche Tugend.

Ohne sie ist das Leben Tod; um sie nur
Lebt man. Schiebe nicht auf, vor allem andern
Dich zu haben, und werd' in festem Herzen
Deiner gewiß erst.

Meide Schuld; sie verpflicht't mit tausend Dornen
Dich in Strafe. Wer vor sich selbst erröthet,
Tritt vor's höchste Gericht, sein eigner Kläger,
Richter und Zeuge.

Steu're nicht zu des Meeres Höh'; am Ufer
Schwimmt dein Nachen den Silberstrom hinunter,
Sich'rer, sanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Ueber Güterverlust erlaß dem Himmel
Deine Klagen. Verlust an Seelenschmerzen
Macht dich reich. O, erleicht're dein Gewand dir,
Zwinge den Körper.

Innere Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelstein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Niedrig nenne, dem Glück zu schmeicheln; schändlich,
Seine Gunst zu erbetteln, und zu weinen,
Wenn's den Rücken dir kehrt. Ein Knabe peitschet
Zürnend die Säule.

Die die Stirn ihm verletzte. Sieh, das Meer trinkt
Süße Ströme, und dennoch bleibt es bitter;
Alles Bittere wird zum süßen Trank der
Lippe des Weisen.

Der Unglückliche, der mit Muth sein Unglück
Träget, gegen das Schicksal selbst erscheint er
Wie ein Sieger; „ich bin", so spricht er schweigend,
„Größer als du bist."

Dietrich von dem Werder, geboren den 17. Januar 1587 zu Werdershausen bei Köthen, erhielt als Leibknabe des Landgrafen zu Hessen zu Marburg eine sorgfältige Erziehung, bereiste dann Frankreich und Italien, und ward nach seiner Rückkehr vom Landgrafen zum Geheimen Rath und Aufseher der neu errichteten Erziehungsanstalt in Marburg ernannt, der ihn auch mit verschiedenen Gesandtschaften beauftragte. Von 1622 lebte er auf seinem väterlichen Gute Reinsdorf. Wahrscheinlich hatte er sich dahin zurückgezogen, weil er, trotz seiner zahlreichen Verdienste, in Ungnade gefallen war. 1631 ging er in schwedische Kriegsdienste, und erhielt gleich von König Gustav Adolf ein Regiment, an dessen Spitze er sich durch Muth und militärische Talente vielfach auszeichnete. 1635 nahm er seinen Abschied, und verbrachte seine Zeit nun theils im Dienste des Fürsten von Anhalt, theils auf seinem Gut, mit wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten beschäftigt. Er starb dort den 18. Dezember 1657.

Dietrich von dem Werder, der unter dem Namen des „Vielgekörnten" Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war, hatte sich von Jugend auf trotz seines bewegten Lebens mit der Poesie beschäftigt. Doch sind seine eignen Dichtungen (eine Sammlung Sonetten vom Krieg und Sieg Christi; und ein Roman: „Diana", der theils Uebersetzung, theils selbstständige Arbeit, und in welchem die Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Form einer Episode eingewebt ist) von geringem poetischen Werthe, und ihnen verdankt er nicht den ehrenvollen Platz, den er in der Literaturgeschichte einnimmt. Vielmehr gründet sich sein Ruhm auf seine Uebersetzungen aus dem Italienischen. Da er es war, der zuerst „Tasso's befreites Jerusalem" und die dreißig ersten Gesänge von „Ariosto's rasendem Roland" in deutsche Verse brachte, und zwar lieferte er eine für jene Zeit in jeder Beziehung meisterhafte Uebersetzung, wenn man die vielen Schwierigkeiten bedenkt, die er in Betreff der Sprache und des Verses zu überwinden hatte. Die Mängel die sich noch an diesen Werken befinden, wie zuweilen der rauhe und unbeholfene Ausdruck und dergleichen, und die uns jetzt unangenehm auffallen, da wir an korrekte und fließende Uebersetzungen gewöhnt sind, muß man hauptsächlich den beiden genannten Schwierigkeiten zuschreiben.

Beispiele von Werder sind hier nicht gegeben, da seine eignen Poesien zu unbedeutend sind, und die Uebersetzungen nicht hierher gehören.

Paul Gerhardt, geboren im Jahr 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen, wo sein Vater Bürgermeister war. Der Tag seiner Geburt ist nicht bekannt, ebensowenig kennt man Genaueres über seine Jugend, außer daß er Theologie studierte. Nach vollendeten Studien hielt er sich in Berlin, im Hause des Kammergerichtsadvokaten Berthold, vermuthlich als Hauslehrer, auf. Nachdem er 1651 Probst zu Mittelwalde geworden, verheirathete er sich 1655 mit Berthold's Tochter; 1657 erhielt er einen Ruf als Diakonus an die Nikolaikirche zu Berlin, doch verließ er 1666 Berlin wieder, da er seiner Stelle entsetzt worden war, weil er bei den Religionsstreitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten als Gegner der Union auftrat, und

das vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm erlassene Religionsedikt nicht unterzeichnen wollte, weil es mit seiner Ueberzeugung nicht übereinstimmte. Er wandte sich seinem Vaterlande wieder zu und fand bei dem Herzog Christian von Sachsen-Merseburg eine günstige Aufnahme, der ihm zuerst ein Jahrgehalt und dann 1669 das Archidiakonat zu Lübben in der Lausitz gab. Er starb dort den 27. Mai 1676.

Die Erzählung von der Entstehung eines seiner berühmtesten Lieder: „Befiehl du deine Wege", wie er es auf der Flucht aus Brandenburg, in tiefster Noth, zum Trost seiner Gattin gedichtet und unmittelbar darauf die Anstellung von dem Herzog von Sachsen erhalten habe, ist eine Sage, die nicht auf Wahrheit beruht, da das Lied schon gedichtet war, ehe er Berlin verließ und seine Gattin vor 1666 starb. Wahrscheinlich entstand diese poetische Sage durch den in dem Liede herrschenden Ton des unerschütterlichen Gottvertrauens, der leicht zu dem Gedanken führen konnte, daß es in wirklicher Noth gedichtet und durch die Errettung aus der Noth sogleich belohnt wurde.

Gerhardt's geistliche Lieder erschienen erst nach seinem Tode gesammelt, es sind deren im Ganzen 120, die beinah ohne Ausnahme als Muster des Kirchenliedes für alle Zeiten gelten können. Er schlug in seinen Liedern den volksmäßigen Ton wieder an, der seit Luther im geistlichen, wie auch im weltlichen Lied beinah ganz verschwunden war, und da er zugleich die Veredlung der Form im Auge hatte, so kann man ihn wohl den zweiten Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes nennen. Darin weicht er von Luther ab, daß er in seinen Liedern mehr die Gefühle des Einzelnen, als die allgemein kirchlichen Beziehungen vorwalten läßt. Man findet in seinen Poesien ächte Genialität mit kindlichster Frömmigkeit und Herzenseinfalt verbunden. Sie sind sämmtlich von bedeutendem Umfang, doch ist dies nicht breite Geschwätzigkeit, sondern Folge seines außerordentlichen Ideenreichthums und der Kunst, mit welcher er den Hauptgedanken poetisch zu entfalten versteht.

Lieder von Paul Gerhardt.

Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.

(37. Psalm, Vers 5.)

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn,
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei, oder schade
Dem sterblichen Gemüth:
Und was du dann erlesen
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zu Stand und Wesen
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurückegehn;
Was er sich vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Hölle,
Wo dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'!

Auf! auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt', in seinem Sinn,
Er deiner sich begeben,
Und sollst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Frag' er doch nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mind'sten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Die Sieg- und Ehrenkron'.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller uns'rer Noth,
Stärk' uns're Füß' und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein:
So gehen uns're Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Ich erhebe, Herr, zu dir.

Ich erhebe, Herr, zu dir
Meiner beiden Augen Licht;
Mein Gesicht ist für und für
Zu den Bergen aufgericht't,
Zu den Bergen, da herab
Ich mein Heil und Hülfe hab'.

Meine Hülfe kommt allein
Von des Höchsten Händen her,
Der so künstlich, hübsch und fein
Himmel, Erde, Luft und Meer
Und, was in dem allen ist,
Mir zum Besten ausgerüst't.

Er nimmt deiner Füße Tritt,
O, mein Herze, wohl in Acht,
Wenn du gehest, geht er mit
Und bewahrt dich Tag und Nacht.
Sei getrost, das Höllenheer
Wird dir schaden nimmermehr.

Siehe, wie sein Auge wacht,
Wenn du liegest in der Ruh',
Wenn du schläfest, kommt mit Macht
Auf dein Bett geflogen zu
Seiner Engel gold'ne Schaar,
Daß sie deiner nehme wahr.

Alles, was du bist und hast,
Ist umringt mit seiner Hut;
Deiner Sorgen schwere Last
Nimmt er weg, macht alles gut,
Leib' und Seel' hält er verdeckt,
Wenn dich Sturm und Wetter schreckt.

Wenn der Sonne Hitze brennt
Und des Leibes Kräfte bricht,
Wenn dich Stern und Monde blend't
Mit dem klaren Angesicht,
Hat er seine starke Hand
Dir zum Schatten vorgewandt.

Nun, er fahre immer fort
Der getreue, fromme Hirt,
Bleibe stets dein Schild und Hort,
Wenn dein Herz geängstigt wird.
Wenn die Noth wird viel und groß,
Schließt er dich in seinen Schooß.

Wenn du sitzest, wenn du stehst,
Wenn du redest, wenn du hörst,
Wenn du aus dem Hause gehst,
Und wieder zurücke kehrst,
Wenn du trittst aus oder ein,
Woll' er dein Gefährte sein.

Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und sich stets in der Tugend übt,
Ist viel mehr Lob's und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu,
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leid,
Durchsüßet seine Lebenszeit,
Sie nimmt sich seines Kummers an
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

Die Woll' und Flachs sind ihre Lust,
Was hierzu dient, ist ihr bewußt;
Ihr Händlein greifet selbst mit zu,
Hat öfters Müh' und selten Ruh'.

Sie ist ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieses kommt, so kommt's nicht leer;
So schafft auch sie an jedem Ort
Und setzet ihre Nahrung fort.

Sie schläft mit Sorg', ist früh heraus,
Gibt Futter, wo sie soll, im Haus
Und speist die Dirnen, deren Hand
Zu ihrem Dienste ist gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden fest
Und strecket ihre Arm' auf's best',
Ist froh, wenn wohl von statten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze steht.

Wenn And're löschen Feu'r und Licht,
Verlöscht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, setzt sich hin,
Und schämt sich nicht, daß sie ihn spinn';
Ihr Finger faßt die Spindel wohl,
Und macht sie schnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt',
Ist gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgesind'
Ist wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, sie strickt, sie wirkt mit Fleiß,
Macht Decken nach der Künstler Weis';
Hält sich selbst sauber; weiße Seid'
Und Purpurfarbe ist ihr Kleid.

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
Bestellt sein Amt, wie sich's geziemt;
Er geht, steht und sitzt obenan,
Und, was er thut, ist wohlgethan.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist,
Ihr' Ehr' ist, daß sie ist gerüst't
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt.

Sie öffnet ihren weisen Mund,
Thut Kindern und Gesinde kund
Des Höchsten Wort, und lehrt sie fein
Fromm, ehrbar und gehorsam sein.

Sie schauet, wie's im Hause geht,
Und wie es hier und dorten steht;
Sie ißt ihr Brod und sagt dabei:
Wie so groß Unrecht Faulheit sei.

Die Söhne, die ihr Gott bescheert,
Die halten sie hoch, lieb und werth,
Ihr Mann, der lobt sie spät und früh
Und preiset selig sich und sie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart an Leib und stolz an Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehst wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was ist's doch schön und lieblich sein?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
Das soll man loben weit und breit.

Die Werke, die sie hier verricht't,
Sind wie ein schönes helles Licht;
Sie dringen bis zur Himmelspfort'
Und werden leuchten hier und dort.

Wegen seines herzlichen und ächt volksthümlichen gemüthlichen Tones wurde dieses Lied aufgenommen; das einzige Gedicht weltlichen Inhalts unter Gerhardts Liedern.

Johann Frank, geboren den 1. Januar 1618 zu Guben in der Niederlausitz, widmete sich dem Studium der Rechte, und besuchte mehrere Universitäten, darunter auch Königsberg, wo er mit Dach in näherem Verkehr stand, was wohl dazu beitrug, daß sein poetisches Talent gepflegt und ausgebildet wurde. Nach beendigten Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und wurde dort 1648 Rathsherr, 1661 Burgemeister und 1670 Landesältester der Markgrafschaft Niederlausitz. Als solcher starb er den 18. Juni 1677. Frank gab 1646 eine Sammlung lyrischer Gedichte, unter dem Titel: „Vaterunser-Harfe", heraus, welche 333 kurze Betrachtungen über das Vaterunser enthält, die, von geringem poetischen Werthe, in tändelnder, spielender Weise abgefaßt sind. Später, 1674, erschien von ihm nochmals ein Band lyrischer Poesien, der in zwei Theile zerfällt: „Geistliches Zion", und: „Irdischer Helikon". Letzterer enthält weltliche Gedichte, die sich in keiner Weise über die gewöhnlichsten Erzeugnisse der Zeit erheben und gleich der Vaterunser-Harfe viel Aehnliches mit den abgeschmackten Künsteleien der Pegnitzschäfer haben, während die geistlichen Poesien des ersten Theiles, gefühlswahr und tief empfunden, zu den bessern Kirchenliedern gehören. Manche dieser Lieder erinnern an Paul Gerhardt, doch fehlt bei Frank das volksthümliche Element, was bei Gerhardt so anspricht. Auch tritt bei Frank, noch mehr wie bei Gerhardt, die subjektive Gefühlsrichtung heraus, die bei den spätern Kirchenliederdichtern Alles andere überwucherte.

Geistliches Lied von Johann Frank.

Auf das Fest Mariä Reinigung.

Herr Jesus, Licht der Heiden,
Der Frommen Schatz und Lieb',
Wir kommen jetzt mit Freuden
Durch deines Geistes Trieb
In diesen deinen Tempel,
Und suchen mit Begier,
Nach Simeons Exempel,
Dich, großer Gott, allhier.

Du wirst von uns gefunden,
O Herr, an jedem Ort,
Dahin durch dich verbunden
Durch dein Verheißungswort;
Vergönnst noch heut' zu Tage,
Daß man dich gleicher Weis'
Auf Glaubensarmen trage,
Wie hier der alte Greis.

Sei unser Glanz in Wonne,
Ein helles Licht in Pein;
In Schrecken unsere Sonne,
Im Kreuz ein Gnadenschein,
In Zagheit Glut und Flamme,
In Noth ein Freudenstrahl,
In Krankheit Arzt und Amme,
Ein Stern in Todesqual.

Herr, laß auch uns gelingen,
Daß letzt, wie Simeon,
Ein jeder Christ kann singen
Den schönen Schwanenton:
Mir werden nun mit Frieden
Mein' Augen zugedrückt,
Nachdem ich schon hienieden
Den Heiland hab' erblickt.

Ja, ja, ich hab' im Glauben,
Mein Jesus, dich geschaut;
Kein Feind kann dich mir rauben,
Wie heftig er auch draut.
Ich wohn' in deinem Herzen
Und in dem meinen du;
Uns scheiden keine Schmerzen,
Kein' Angst, kein Tod dazu.

Wenn du auch hier zuweilen
Mich finster blickest an,
Daß oft vor Angst und Heulen
Ich dich nicht kennen kann;
Dort aber wird's geschehen,
Daß ich von Angesicht
Zu Angesicht soll sehen
Dein immer klares Licht.

Sibylla Schwarz, geboren 1621 zu Greifswalde, Tochter des dortigen Burgemeisters, erhielt eine sorgfältige und gelehrte Erziehung, so daß sie nicht allein in der deutschen und holländischen Literatur sehr bewandert war, sondern auch mehrere Sprachen, darunter auch Latein, verstand. Jedenfalls trug die genaue Kenntniß der Literatur viel dazu bei, ihren poetischen Sinn zu wecken und auszubilden; denn schon im 13. Jahre machte sie selbst Gedichte, und bis zu ihrem Tode, 1638, der sie in der Blüthe der Jugend, im 17. Jahre hinwegraffte, blieb die Poesie ihre liebste Beschäftigung und treue Begleiterin.

Wahrscheinlich irre geleitet durch die poetische Idee einer dichtenden, frühgestorbenen Jungfrau, hat man seiner Zeit die Poesien der Sibylla Schwarz zu hoch gestellt, während wieder Andere dieselben für ganz werthlos hielten, ohne dabei ihre Jugend und die ganze damalige Richtung der Poesie, die einem jungen Talente so viele Schwierigkeiten bereitete, in Anschlag zu bringen. Jedenfalls besaß Sibylla Schwarz ein nicht unbedeutendes poetisches Talent, und würde gewiß, wenn sie älter geworden wäre, eine hervorragende Stelle unter den Dichtern ihrer Zeit eingenommen haben. So aber sind ihre Poesien meist Nachahmungen der Gedichte, die sie gelesen hatte, auch leiden sie an einer etwas rauhen und unbeholfenen Sprache. Sie verfaßte 1) lyrische Gedichte, in denen sie die Natur, Liebe und Freundschaft, auch zuweilen die traurigen Verhältnisse der Zeit besingt, ebenso befinden sich Sonette und einige fromme Lieder darunter; 2) Dramen, ein Schäferspiel: „Daphne", ein biblisches Drama: „Susanna", und ein „Trauerspiel wegen Einäscherung ihres Freudenortes Fretow", welches sie dichtete, als der Meierhof ihres Vaters, „Fretow bei Greifswalde", während des Krieges 1638 abbrannte; 3) eine Schäferei in Prosa: „Faunus", mit eingemischten Liedern. Letztere sowohl, wie die Dramen sind, ganz nach dem Geschmack der damaligen Zeit, mit Künsteleien überladen, und bei weitem unbedeutender wie ihre lyrischen Dichtungen.

Gedicht von Sibylla Schwarz.

Das Herz der Geliebten. (Sonett.)

Ist Lieb' ein Feu'r, und kann das Eisen schmiegen,
Bin ich voll Feu'r und voller Liebespein:
Wovon mag doch der Liebsten Herze sein?
Wenn's eisern wär', so würd' es mir erliegen;

Wenn's golden wär', so würd' ich's können biegen
Durch meine Glut; soll's aber fleischern sein,
So schließ' ich fort, ist es ein fleischern Stein;
Doch kann mich nicht ein Stein, wie sie, betrügen.

Ist's denn wie Frost, wie kalter Schnee und Eis,
Wie preßt sie denn aus mir den Liebesschweiß?
Mich däucht, ihr Herz ist wie die Lorbeerblätter,

Die nicht berührt ein starker Donnerkeil;
Sie, sie verlacht, Cupido, deine Pfeil'
Und ist befreit von deinem Sturm und Wetter.

Johannes Scheffler, genannt Angelus Silesius, geboren 1624 in Breslau, besuchte das dortige Gymnasium, und zeigte schon damals poetische Anlagen, die von seinen Lehrern gepflegt und genährt wurden. Im Jahr 1643 bezog er die Universität Straßburg, studierte dort Medicin, und machte nach vollendeten Studien eine Reise nach Holland, wo er sich zwei Jahre aufhielt, und sich mit den Schriften über mystische Theologie bekannt machte, sich auch nach dem spanischen Mystiker: Johannes ab Angelis, Johannes Angelus oder Angelus Silesius nannte. 1648 wurde er Doktor der Medizin und noch im selben Jahre Leibarzt des Herzogs von Oels, welche Stelle er jedoch schon nach drei Jahren wieder aufgab, um zur katholischen Kirche überzutreten. Nachdem er den 12. Juni 1653 diesen Schritt gethan, und 1661 in den Minoritenorden getreten und dort die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er Rath des Fürstbischofs von Breslau und hielt sich im Matthiasstift daselbst auf. In den letzten Jahren seines Lebens legte er seine Stelle nieder und benutzte seine Muße zur Sammlung seiner Gedichte und polemischen Schriften. Er starb in Breslau im Matthiasstift den 9. Juli 1677.

Scheffler gab außer einer Menge theologischer Schriften, die meist Streitschriften gegen die protestantische Kirche sind und in denen er mit maßlosem Eifer gegen dieselbe zu Felde zog, zwei Sammlungen von Gedichten heraus. Die eine führt den Titel: „Heilige Seelenlust, oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche", und enthält 205 geistliche Lieder, die von der herzlichsten und tiefsten Frömmigkeit erfüllt sind und viel Aehnlichkeit mit den geistlichen Liedern Spee's haben, da Scheffler, wie auch Spee, um seine glühende Liebe zu Christus auszudrücken, gleich dem hohen Lied in der Bibel, Bilder irdischer Liebe gebraucht, nur ist Scheffler noch schwärmerischer und zuweilen, besonders in seinen spätern Liedern, zu sentimental und süßlich, wodurch er ein Vorgänger der Pietisten und Herrn-

huter ist, die diese Seite des geistlichen Liedes hauptsächlich ausbildeten. Was die Behandlung der Sprache und des Verses betrifft, so zeigt Scheffler darin eine noch größere Gewandtheit wie Spee, was sich in allen seinen Poesien, besonders aber in der zweiten Sammlung seiner Gedichte bekundet, die den Titel führt: „Cherubinischer Wandersmann, oder geistreiche Sinn- und Schlußreime, zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend". Diese Sammlung zerfällt in sechs Bücher, und enthält im Ganzen 1675 in Alexandrinern geschriebene Sprüche geistlichen Inhalts, von denen die ältern, ganz im Sinne der alten Mystiker gehalten, oft dunkel und unverständlich sind, während die spätern, voll Innigkeit des Glaubens, für Jeden verständliche, ächt christliche Moral enthalten. Unter seinen theologischen Schriften befindet sich ein eigenthümliches Buch, betitelt: „Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge, zum heilsamen Schrecken und Aufmunterung aller Menschen". Es ist dies eine Art episches Gedicht, welches in vier Abschnitten vom Tod, dem jüngsten Gericht, der ewigen Pein der Verdammten, und der ewigen Freude der Seligen handelt, und da dabei der Verfasser die Absicht hatte, die Menschen durch seine Schilderungen vor allen Dingen zu schrecken, so malt er mit einer erstaunlichen Phantasie nur das Schreckliche, Schauder- und Eckelhafte, wodurch das Buch zwar eigenthümlich, doch keineswegs poetisch ist, da die Poesie die Aufgabe hat, das Schöne und Erhabene zu verherrlichen, und das Schreckliche und Grauenhafte nur, in sofern es großartig und erhebend ist, wirkt.

Gedichte von Johannes Scheffler.

Aus: „geistliche Hirtenlieder."

Ergebung an die ewige Liebe.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wieder bracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war,
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich ward'st ganz und gar,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Wo Christus zu finden sei.

Wollt ihr den Herren finden,
So sucht ihn, weil es Zeit;
Wollt ihr den Bräutigam binden,
So thut's, weil er's verleiht;

Wollt ihr die Kron' empfangen,
So rennet nach dem Ziel;
Wer viel meint zu erlangen,
Der sucht und müht sich viel.

Sucht ihn mit Kind'sgebärden
Im Kripplein auf dem Heu,
Denn wer kein Kind will werden,
Der geht ihm stracks vorbei.
Sucht ihn, den reinen Knaben,
In der Jungfrauen Schooß,
Denn wer dies Gold will haben,
Muß sein von Keuschheit groß.

Sucht ihn, soll er sich zeigen,
Im Straßweg der Geduld,
Wer meiden kann und schweigen,
Der findet seine Huld.
Sucht ihn in Wüsteneien
Und Abgeschiedenheit,
Die mit der Welt sich freuen,
Die fehlen seiner weit.

Sucht ihn in Kreuz und Leiden,
In Trübsal und Elend,
Denn durch der Wollust Freuden
Wird man von ihm getrennt.
Sucht ihn, wo er im Grabe
Der Welt gestorben ist.
Denn wer nicht allem stirbt abe,
Wird nicht von ihm erkiest.

Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim,
Denn die ihn liebend loben,
Sind nicht sehr weit von ihm.
Sucht ihn, in eurem Herzen
Mit tiefer Innigkeit,
So werd't ihr frei von Schmerzen
Jetzt und in Ewigkeit.

Aus: „dem Cherubinischen Wandersmann."

Der nächste Weg zu Gott.

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

Den Himmel kann man stehlen.

Wer heimlich Gutes wirkt, sein Gut austheilt verhohlen,
Der hat das Himmelreich gar meisterlich gestohlen.

Der Reiche ist wahrhaftig arm.

Der Reiche, wenn er viel von seiner Armuth spricht,
So glaub' es ihm nur gern, er lügt wahrhaftig nicht.

Das Gewissen ist ein Wegweiser.

Mensch, wenn du irre gehst, so frage dein Gewissen,
Dann wirst du ohn' Verzug die Straß' erkennen müssen.

Neue und alte Liebe.

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein:
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Die Sünde allein ist ein Uebel.

Kein Uebel ist als Sünd', und wären keine Sünden,
So wär' in Ewigkeit kein Uebel auch zu finden.

Der Spiegel.

Dein Spiegel zeiget dir dein äußeres Angesicht;
Ach, warum zeigt er dir doch auch das Innere nicht?

Die Sünde.

Die Sünd' ist anders nicht, als daß ein Mensch von Gott
Sein Angesicht abwend't und kehret sich zum Tod.

Die Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist noth, doch sei nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüste sein.

Ohne Warum.

Die Ros' ist ohn' Warum: sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht't nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

Das Höchste ist stille sein.

Geschäftig sein ist gut; viel besser aber beten,
Noch besser stumm und still vor Gott den Herren treten.

Die Liebe sucht nicht Lohn.

Mensch, liebst du Gott den Herrn und suchest Lohn dabei,
So schmecktest du noch nicht, was Lieb' und lieben sei.

In dir muß Gott geboren werden.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
Und nicht in dir, so bleibest du doch ewig noch verloren.

Die Demuth.

Die Demuth ist der Grund, der Deckel und der Schrein,
In dem die Tugenden stehn und geschlossen sein.

Das Edelste, das Gemeinste.

Je edler ein Ding, je mehr ist es gemein,
Das spüret man an Gott und seinem Sonnenschein.

Das Werk bewährt den Meister.

Freund, wenn du sitzst und denkst, bist du ein Mann voll Tugend,
Wenn du sie wirken sollst, siehst du erst deine Jugend.

Anmaßung ist der Fall.

Mensch, ist was Gut's in dir, so maße dir's nicht an,
Sobald du dir's zuschreibst, so ist der Fall gethan.

Der Weise fehlt nie das Ziel.

Der Weise fehlet nie, er trifft allzeit das Ziel,
Er hat ein Augenmaß, das heißet: wie Gott will.

Johann Balthasar Schupp, geboren den 1. März 1610 zu Gießen. Sein Vater, der dort die Stelle eines Rathsherrn bekleidete, war einer der angesehensten Männer der Stadt, und seine Mutter, die Tochter des dortigen Burgemeisters Ruhsen, bekannt und beliebt bei allen Einwohnern wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit. Der Knabe, voll Geist und Anlagen, angefeuert durch das edle Beispiel seiner Eltern, war schon in der frühesten Jugend allen seinen Mitschülern in der Stadtschule seiner Vaterstadt sowohl an Tugend, als an Kenntnissen voraus, so daß er im funfzehnten Jahre die Universität Marburg beziehen konnte, um Theologie und Philologie zu studieren. Als er nach drei Jahren seine Studien beendigt und öffentlich disputirt hatte, ging er zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen, besonders besuchte er die vornehmsten Universitäten Norddeutschlands, und hielt sich längere Zeit in Königsberg auf. Von da bereiste er Liefland, Lithauen, Polen und Dänemark, von wo er nach Hamburg und Wittenberg wollte, doch wurde er an letzterem Vorhaben durch die Kriegsunruhen zwischen Dänemark und der Stadt Hamburg verhindert. Er änderte daher seinen Plan, und ging nun nach Stralsund und

Greifswalde, und da er von dort wegen der Unsicherheit des Landes nicht fort konnte, sandte ihn der Fürst Sabello, welcher in Greifswalde Commandant war, als Soldat durch Pommern nach Rostock. In Rostock, wo er mit erneutem Eifer seine Studien wieder aufnahm, erwarb er sich in seinem 21. Jahre die Würde eines Magisters und hielt öffentliche Vorlesungen. Doch konnte er wegen der Belagerung der Stadt durch die Schweden sich nicht lange daselbst aufhalten, nachdem er noch Lübeck, Hamburg und Bremen besucht, kehrte er nach Marburg zurück, um dort seine Vorlesungen fortzusetzen. Da aber wegen der bald darauf ausgebrochenen Pest die Universität abwechselnd nach Grüneberg und Gießen verlegt wurde, ging er wieder mit einem hessischen Edelmann auf Reisen, nach dem Rhein und nach Holland. Von da zurückgekehrt, ward er in seinem 25. Jahre in Marburg als Professor angestellt. Im folgenden Jahre, 1636, verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des Professor Helvici, und lebte mit ihr in überaus glücklicher, mit fünf Kindern gesegneter Ehe. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich immer mehr, so daß der Landgraf Georg sich dadurch bewogen sah, seine Besoldung zu erhöhen, und er im Jahr 1641 zum Prorektor der Universität gewählt wurde; 1645 erhielt er den Doktortitel, und ward vom Landgrafen Johann zu Hessen-Darmstadt zum Hofprediger und Superintendent berufen, weßhalb er Marburg verließ und nach Braubach zog. Er erwarb sich hier durch sein edles, freimüthiges und kluges Benehmen die Achtung des Fürsten in solchem Grade, daß dieser ihn 1647 zu den Friedensunterhandlungen auf den Reichstag nach Münster und Osnabrück schickte, wo ihm die allgemeinste Anerkennung der dort versammelten Gesandten zu Theil wurde. Im Jahr 1649 folgte er einem Ruf nach Hamburg als Prediger an der St. Jakobskirche; die zu gleicher Zeit erfolgte Berufung nach Augsburg lehnte er ab. Sein leutseliges Betragen, sowie seine volksthümliche Beredtsamkeit gewannen ihm bald die Liebe seiner Gemeinde, was ihn gewiß bei seiner hohen Meinung über die Pflichten eines Predigers außerordentlich beglückt hätte, wenn er nicht durch vielfache Verfolgungen und Kränkungen von heimlichen Neidern und Feinden mißmuthig und grämlich geworden wäre; dazu kam noch, daß 1650 seine geliebte Frau starb, und er sich 1651 zum zweitenmal mit Sophie Reinking vermählte, mit der er nicht so glücklich wie mit seiner ersten Frau scheint gelebt zu haben. Er starb den 26. Oktober 1661 zu Hamburg, nachdem er vorher schon länger kränklich gewesen.

Schupp, der außer mehrern lateinischen Schriften, die nicht hieher gehören, und einigen geistlichen Liedern, die weniger wegen ihres poetischen Werthes, als wegen der herzlichen und kindlichen Frömmigkeit, die sich darin ausspricht, Bedeutung haben, nur prosaische Werke herausgab, verdient wegen diesen eine nicht unbedeutende Stelle in der deutschen Literaturgeschichte. Es sind meist kürzere oder längere Aufsätze belehrenden Inhalts, die er Traktätlein nennt, und in denen er sich über die meisten wichtigen Ereignisse des Lebens mit Geist und Menschenkenntniß ausspricht. Besonders eifert er gegen die

Pedanterie der Gelehrten, und die Schriften, die dieses Thema behandeln, wie: „Der deutsche Lehrmeister", und: „Der Ambassadeur Zipphusius", können als Satyren betrachtet werden, ebenso: „Der ungeschickte Redner", eine witzige Anweisung für angehende Redner, wie sie es nicht machen sollen, und noch einige ähnliche Aufsätze. Im „Salomo oder Regentenspiegel" bespricht er, nach Anleitung des ersten Buches der Könige, das Staatsleben in allen seinen größern oder kleinern Verhältnissen; im „Freund in der Noth", unter allen seinen Schriften die ansprechendste, die er für seinen Sohn abfaßte, als dieser auf die Universität zog, entwickelt er die besten und edelsten Lehren, wie sich der junge Mensch in der Welt zu benehmen habe. Nicht weniger inhaltreich und belehrend sind: „Von der Einbildung oder vorgefaßten Meinung", „Von der Kunst, reich zu werden", „Ueber das Wörtlein Nichts" und noch einige derartige Schriften. Seine Predigten, z. B.: „Gedenk daran, Hamburg, oder eine Katechismuspredigt über das dritte Gebot", „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren", „Fabul-Hans", „Der ninivitische Bußprediger" und andere sind Zeugnisse ächt volksthümlicher Beredtsamkeit, die uns freilich heutiges Tages nicht ganz vereinbar erschiene mit der Würde der Kanzel, die aber zur damaligen Zeit ihren Zweck, die Zuhörer zu erbauen und zu bessern, im vollsten Grade erreichte. Seine anderen Schriften geistlichen Inhalts, wie: „Der geplagte Hiob", „Der rachgierige und unversöhnliche Lucidor", „Der bekehrte Ritter Florian", „Der geistliche Spaziergang" u. s. w., sind Zeugnisse sowohl seiner vielfachen Kenntnisse, als auch seiner Frömmigkeit und edlen Gesinnung. Seine Vertheidigungsschriften gegen die ungerechten und boshaften Anfeindungen seiner Neider erinnern zuweilen mit ihrem schlagenden Witz und treffender Satyre an ähnliche Schriften Lessings. Daß die Sprache in Schupps Schriften, die für die damalige Zeit außerordentlich gebildet und fließend war, uns jetzt schwerfällig und plump erscheint, findet ausreichende Erklärung in der damals so tief gesunkenen Sprache, die ein Einzelner nicht plötzlich reformiren konnte.

Schupps Schriften.

Aus: „dem Freund in der Noth."

Die beiden nordischen Königreiche Schweden und Dänemark hatten eben alle nachbarliche Freundschaft aufgehoben, und einen weit aussehenden Krieg zu Wasser und Land angefangen und durch einen Herold öffentlich angekündigt, als Philander*) seinen Sohn Ascanium in die Welt schickte und ihm, wie jene alte Maus dem jungen Mäuslein, daß auch reisen und die Welt sehen wollte, allerhand Instruktionen gab. Ascanius nahm Abschied von seines Vaters Freunden, präsentirte ihnen ein Stammbuch, welche ihm mit großer Höflichkeit versprachen, das sie seine Freunde und Beförderer sein wollten, amore, more, are ad ultimum aeternitatis punctum und noch fünfund-

*) Schupp nannte sich in seinen Schriften mit verschiedenen Namen, z. B. Philander, Antenor, Ehrenhold, Meklambius u. s. w.

zwanzig Jahre darüber. Ascanius wurde hoffärtig, bildete sich ein, daß er von diesen Verheißungen allbereit reich genug sei, und ein großes Kapital habe. Er dachte, wie er so manchen Brief gesehen, welchen Fürsten, Grafen und andere große Herren an seinen Vater geschrieben und oft mit eignen Händen sonderlich gnädige Komplimente darunter geschrieben hätten, und bildete sich fest ein, wenn sein Vater einmal eine Bitte an sie thun würde, wie die Mutter der Kinder Zebedäi, sie würde ihm nicht abgeschlagen werden. Er erinnerte sich, wie sein Vater Philander so manchem ehrlichen, edlen und unedlen Kerl so treulich unter die Arme gegriffen und ihm aus Nöthen geholfen, oder sonst sein Glück befördert habe, und bildete sich ein, wenn er seine und seines Vaters Patrone, Freunde, Schwäger, Gevattern, Vettern, Brüder und alle diejenigen, welche sich für seine obligirten Diener ausgäben, zusammen hätte, er wolle dem König von Schweden oder dem König von Dänemark eine kleine Armee zuführen. Philander hörte dieses, schüttelte endlich den Kopf und antwortete dem Ascanius: „Sohn, du bist nicht klug. Du bist noch nicht an den Orten gewesen, da man Speck auf Kohlen gebraten hat. Du bist auch noch nicht in dem Garten gewesen, darin Christus mit einem Kuß ist verrathen worden. Du weißt noch nicht, was es für ein Unterschied sei zwischen einem Freund und einem Aufschneider oder Komplimentenmacher. Ich will dir etwas erzählen, und es gilt gleichviel, ob du es für eine Historie oder für eine Fabel annimmst. Man sagt, daß einmal ein junger Mensch aus fremden Landen zu seinem alten Vater kommen sei, und habe gerühmet, wie er so manchen vornehmen Freund habe in Italien, in Frankreich, in Spanien, den Niederlanden und anderswo. Mit dem und dem Grafen sei er bekannt worden im Ballhause, der habe ihm alle Gnade und Ehre erwiesen. Mit dem und dem Baron sei er bekannt worden auf der Reise von Paris nach Lion, daß sie immer bei einander geschlafen und so vertraulich mit einander gelebt hätten, als wären sie leibliche Brüder. Mit diesem und jenem Edelmann habe er auf unterschiedenen Universitäten in Deutschland Freundschaft gemacht, und sie haben mit einander gelebt, als ob einerlei Herz und eine Seele in zwei Leibern wohne. Und es seien jetzt noch in der Stadt vieler vornehmer Leute Kinder, mit welchen er solche Freundschaft halte, wie David mit dem Jonathan. Sie seien noch gestern auf dem Weinkeller beisammen gewesen, und haben die alte Freundschaft erneuert". Der alte Vater habe dem Sohn eine Zeit lang zugehört, und habe endlich gesagt: „Mein Sohn, wie viel Freunde hast du denn wohl"? Der Sohn antwortete: „Lieber Vater, ich weiß, daß ich in dieser Stadt über hundert Freunde habe. Außer der Stadt, in andern fremden Ländern und Königreichen, in vornehmen großen Städten, an großer Herren Höfe, auf Universitäten und anderswo habe ich etliche tausend Freunde." Der Vater habe geantwortet: „Mein Sohn, ich bin viel älter als du, ich bin mit mehr Leuten umgegangen wie du, ich habe mich der Höflichkeit und anderer Tugenden so wohl befleißigt als du, aber in der ganzen Welt habe ich nicht mehr als einen einzigen Freund. Und ich will dir einen Rath geben, wie du

probiren könnest, wer dein Freund sei oder nicht." Ging damit hin und schlachtete ein Kalb, steckte dasselbe in einen Sack, daß der Sack ganz blutig wurde, und sagte zu seinem Sohn, er sollte diesen Sack gegen Abend auf die Schultern legen und zu allen seinen Freunden gehen, mit denen er bisher gegessen und getrunken habe, und sollte vorgeben, er hätte Einen erstochen, welches ihm leid sei, und er habe ihn in diesen Sack gesteckt und bitte, daß sie ihm einen verborgenen Ort in ihrem Hause zeigen, da er diesen Todten hinbegraben könne, damit der Todtschlag nicht offenbar würde. Der Sohn nahm den Sack und ging hin zu einem mit dem er kurz zuvor auf Brüderschaft getrunken, der ihm hoch und theuer versprochen, er wolle mit ihm in den Tod gehen und Gut und Blut seinetwegen lassen. Als er nun zu ihm kam, meinte dieser sein Saufbruder, er wolle etwa mit ihm auf dem Brett spielen, oder wäre auf der Jagd gewesen und bringe einen guten Braten, den sie mit einander verzehren und dabei lustig sein könnten. Es stellte sich aber dieser, als ob er ganz erschrocken sei, erzählte seinem Dutzbruder mit kläglichen Worten, daß er einen Todtschlag begangen und den Erschlagenen in diesen Sack gesteckt habe. Bat ihm demnach, daß er ihm einen verborgenen Ort zeigen solle, wo er ihn begraben könne. Der Dutzbruder aber sagte: „Nein, der Hehler ist so gut wie der Stehler; pack dich, du Mörder, oder ich will dir Füße machen." Von diesem seinem Dutzbruder ging er zu einem seiner nahen Verwandten, welcher ihm so oftmals geschrieben, daß er bis in sein Grab bleiben wolle sein treuer Vetter und Freund. Als er ihm aber den Sack zeigte und klagte, daß er in Unglück gerathen sei, da sagte er nicht mehr: „Vetter Johann, kommt herein", sondern fuhr ihn an mit rauhen Worten und sagte: „Johann, was bildet ihr euch ein, daß ich eurethalben mich, mein Weib und Kinder werde in Gefahr setzen? Bleibt mir aus dem Haus, ihr Mörder, oder ich werde zum Burgemeister schicken. Die Büttelei ist euer Quartier und nicht eines ehrlichen Mannes Haus; packt euch, oder ich will alsbald meinen Diener hinschicken, der soll Leute holen, die euch hinführen, wo ihr hingehört". Von diesem seinem Vetter ging er zu andern Freunden, denen er oft die Gurgel gespült und aus Nöthen geholfen hatte. Allein sie thaten, als ob sie ihn nicht kenneten, als ob er neulich aus Arabien, oder aus Nova Zembla kommen, als ob er ein Finnländer oder Lappländer sei, daß sie seine Sprache nicht verständen, und drohten ihm, er solle ihnen aus dem Hause gehen, oder sie wollten ihm was anders weisen. Der Sohn kam wieder zu seinem alten Vater, und klagte, wie es ihm mit seinen falschen Freunden ergangen sei. Der Vater sagte: „Nun wohlan, so nimm den Sack und gehe zu meinem einzigen Freund und siehe, was er thun wird. Der Sohn ging hin zu seines Vaters Freund, klagte, daß er einen Todtschlag unversehens begangen, den Erschlagenen aber in diesen Sack gesteckt habe, und bat ihn, daß er um der Freundschaft willen, die er mit seinem Vater gepflogen, ihm wolle einen guten Rath geben, wo er den Erschlagenen hin begraben und sich selbst verbergen könne, damit er der Obrigkeit nicht in die Hände gerathe. Des Vaters Freund erschrak und sagte alsbald: „Komm

herein, mein Sohn, von solchen Sachen muß man auf der Straße nicht viel reden". Als er in das Haus kam, sagte er: „Bleibe hier im Finstern, bis ich befohlen habe, daß all' mein Gesinde zu Bette gehe". Kurz hernach kam er wieder, brachte eine Hacke, Spaten und andere Instrumente, führte ihn in ein geheimes Gewölbe, und fing an ein Loch zu machen, daß er den Erschlagenen darin begraben könne. Der Sohn konnte sich nicht länger halten, fing an zu weinen und bat ihn, er wolle sein Freund sein, wie er seines Vaters Freund bisher gewesen. Dann sagte er: „Ich sehe wohl, daß ich keinen Freund habe, mein Vater hat einen einzigen Freund". Zeigte ihm darauf das geschlachtete Kalb im Sack, und erzählte ihm den ganzen Verlauf. Der Sohn kam wieder zu seinem Vater, beklagte sein Unglück, daß er nicht einen rechten Freund unter so viel tausend Bekannten habe. Er gratulirte aber seinem Vater, daß er einen einzigen treuen Freund in der Welt habe. Der Vater antwortete: „Sohn, du weißt nicht, wie lange ich diesen einzigen Freund behalten werde. Ich kenne die Welt und weiß, wie wunderlich der Menschen Gemüther sich verändern. Er hat dir jetzt einen Puff ausgehalten, wer weiß, ob er es thun würde, wenn du zum zweitenmal kämest? Fürwahr, ich liebe diesen meinen Freund von Herzen, und Liebe erwirbt Liebe. Es ist die Liebe wie ein Magnet. Gleich wie ein Magnet Eisen anzieht, also ziehet die Liebe ein Herz an sich, wenn es auch hart und unbeweglich wäre, wie Eisen. Allein ich habe erfahren, daß viele Leute sind wie die Hunde, wenn die Jungfrauen dieselben im Schooß haben und spielen mit ihnen, so schmeicheln sie ihnen auch. Wenn sie aber dieselben zornig machen, so murren sie und beißen um sich. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß viele Leute sind wie die Musqueten; wenn die Musquete schon geladen ist, so thut sie doch keinen Schaden, man darf sie hinten und vorn angreifen und verbrennt die Hand nicht; aber wenn man Pulver auf die Pfanne schüttet und die Lunte auffsetzt, so gibt es einen großen Knall und speiet Feuer und Flamme, von sich. Ich habe meinen Freund noch nicht erzürnt. Wer weiß was er thäte, wenn ich ihn einmal erzürnte". Ferner sprach er zu Ascanio: „Setze dich, ich muß dir noch etwas sagen; weil du so große Lust hast, die Welt zu sehen, und zu wissen, wie es in der Welt hergeht, so muß ich dir erzählen, was sich einmal auf einer vornehmen Universität zutrug. Da setzten sich einmal Zwei auf die Kniee, und tranken mit einander auf Brüderschaft. Der Eine machte große Komplimente, schlug an die Brust und sagte: „Siehe da, mein Bruder, da hast du mein Herz und meine Hand, nichts als der Tod soll unsere Freundschaft trennen. Befiehl nur und sage wie, wo, oder wann ich dir dienen könne. Nicht nur mein Hab und Gut soll zu deinen Diensten sein, sondern ich will mein Blut deinetwegen vergießen". Als der Andere darauf antworten wollte, fiel ihm der Erste in die Rede und sagte: „O mein Bruder, trinke fort, damit wir aufstehn können, denn die Kniee thun mir weh, ich kann nicht länger so auf den Knieen sitzen". Der Andere lachte und sagte: „Mein Bruder, ich meinte, du wolltest für mich dein Blut vergießen? ist es dir denn nun beschwerlich, meinethalben ein wenig

auf den Knieen zu sitzen"? Ich denke jetzt an einen ehrlichen Mann, der seinen Sohn auf der Universität besuchte. Der Sohn legte mit Fleiß sein Stammbuch auf den Tisch und dachte, der Vater sollte sehen, was er für ein Kerl sei, was für einen Sohn er erzogen habe, dem so viel redliche Kerle, so viel von Adel in das Stammbuch geschrieben und ihn seinen Freund und Bruder genannt haben. Allein der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Ich sehe wohl, so mancher frater allhier ist, so manche Kanne Wein hat es mich gekostet". Glaube mir, Sohn, ein Freund, ein Freund sage ich, ist ein edles Kleinod, welches mit keinem Geld zu bezahlen ist. Ich habe dir gerathen, du solltest dich bekannt machen mit vornehmen Juwelieren, und sehen, daß du allerhand Edelsteine kennen lernst und von denselben recht urtheilen könnest. Wenn es dir den Nutzen nicht bringt, den ich gesagt habe, so wird es dir doch dazu dienen, daß du einmal bei großen Herren davon reden und ihnen zeigen kannst, wie sie von Juden und Juwelieren oft so schändlich betrogen und vexirt werden. Eine vornehme Gräfin wollte mich einmal sonderlich regaliren, und hatte zu einem Juden geschickt, um einen Ring mit einem schönen Diamanten zu kaufen. Der Jude kam und brachte einen Ring, den er sehr hoch hielt. Ich half den Ring bedingen. Endlich präsentirte ihn die Frau Gräfin mir mit höchster Höflichkeit. Ich wußte in diesem unversehenen Falle nicht Komplimente genug zu finden, um mit Worten und Geberden zu danken. Ich hatte den Ring lange Zeit bei mir und hielt ihn für einen besondern Schatz. Endlich wollte ich einmal auch an einem besondern Ort ein Präsent machen, und wollte aus dem Ring etwas anders machen und den Diamant anders fassen lassen, und redete mit einem vornehmen Juwelier darüber, der mein treuer Freund war; der zeigte mir, daß der Stein oder vermeinte Diament bei weitem nicht so viel werth sei, als das Gold, worin er gefaßt sei. Dagegen habe ich einmal zu Frankfurt einen falschen Ring um anderthalb Kopfstück gekauft, welcher von Zink und amulirt und mit einem falschen Diamant versehen war, und fragte einen vornehmen Juwelier zu N., welcher meinte, er sei keine Sau in Erkenntniß der Kleinodien, was der Ring werth sei? Da setzte er seine Brille auf die Nase und sagte: „Der Ring? der Ring ist unter 50 Reichsthaler nicht gekauft". Ich lachte und sagte: „Herr, ich mache keine Profession vom Betrügen, sonst wollte ich heute einen guten Handel thun". Ich sehe nun wohl, daß Claus Narr einmal habe geredet, nicht wie ein Narr, sondern wie ein weiser Mann. Denn als ihm einmal auch ein vornehmer Hofmann einen Diamant von 20 Karat zeigte und sagte: „Claus, was, meinst du wohl, ist dieser Stein werth"? da antwortete Claus: „So viel, als ein reicher Mann dafür geben will". Es hat mir jüngst eine vornehme Dame etliche köstliche Ringe zugeschickt und begehrt, ich solle doch auf diese Kleinodien ihr bei einem guten Christen ein Stück Geld aufnehmen. Ich zeigte die Ringe verschiedenen Juwelieren. Allein wenn ich zu ihnen kam, dachte ich an jenen papistischen Pfaffen, der sagte: „Viele Köpf, viel Sinne". Endlich dachte ich, ihr seid entweder allesammt Narren oder böse Christen. Einmal kam ein redlicher Christ zu mir und

klagte, daß er einen Diamant, den er um 250 Reichsthaler bezahlt, Einem im Nothfall versetzt und endlich wieder eingelöst habe. Nach etlichen Jahren habe er gedacht, dieser Ring bringe keine Rente, er wolle ihn verkaufen, das Geld ausleihen, damit seine Kinder davon ihre Renten bekommen könnten. Als er aber den Juwelier den Ring habe schätzen lassen, habe er endlich erfahren müssen, daß der Stein verwechfelt und anstatt des vorigen Diamant ein weißer Saphir eingesetzt, welcher nicht einen Dukaten werth sei. So großer Irrthum vorgeht in Kauf und Verkauf der Kleinodien, so großer Irrthum geht vor in Erwählung rechter Freunde. Wenn ich mein ganzes Leben betrachte, so finde ich, daß diejenigen, welche ich am meisten geliebt, welchen ich die größten Dienste und Freundschaft erwiesen, mir das größte Leid angethan und Alles mit Undank belohnt haben. Allein ich sehe auch, daß mir der liebe Gott wiederum das nobile vindictae genus allezeit an die Hand gegeben, daß ich mich immer durch Wohlthaten habe rächen können, und daß entweder sie oder ihre Kinder mich wieder geehrt und mit heimlichen Komplimenten erkannt haben, daß ihnen feurige Kohlen auf ihrem Kopfe gesammelt seien. Wenn ich betrachte, wie es in der Welt hergehe, so sehe ich, daß man unter falschen Freunden oftmals mehr Gefahr habe, als unter öffentlichen Feinden. David meinte, er habe an seinem Schwiegervater, dem Saul, einen solchen Freund, auf welchen er Häuser bauen könne. Allein er befand, daß Saul sein ärgster Feind war, der seinem Sohn Jonathan und allen seinen Knechten befohl'en, daß sie dem armen David, der es mit dem Saul und seinem Hause so gut meinte, sollten den Hals brechen. Da mußte er sich unter die Fremden begeben, und kam endlich zu der Moabiter König, und bat ihn, daß er ihn und seine Eltern beherbergen und vor seines Schwiegervaters Tyrannei schützen wolle, wie zu lesen ist im ersten Buch Samuelis am 2. Kapitel. Aber der Prophet Gad kam zu David und sprach: „Bleibe nicht in der Burg der Moabiter Könige, sondern gehe hin und komme in das Land Juda". David hatte der Moabiter König für seinen besondern Freund gehalten und vermeinte, in seiner Burg sei er vor allen Feinden sicher. Allein der Prophet Gad sah, daß es der Moabiter König mit David nicht redlich und aufrichtig meinte, darum rieth er ihm, er solle wieder in's jüdische Land kommen; denn er würde weniger Gefahr in seines öffentlichen Feindes, als in seines falschen Freundes Land haben. Ich denke jetzt an Alexander Magnus; der war einmal sebr verwundet und ließ sich verbinden. Da kam sein Kriegsfreund und Oberst Parmenio zu ihm, und verwies es ihm, daß er mitten unter seinen Feinden sich in solche Gefahr gesetzt habe. Da antwortete Alexander: „Höre, Parmenio, schütze du mich vor meinen falschen Freunden, vor meinen öffentlichen Feinden will ich mich schon selbst schützen". Gehe die alten Historien durch, da wirst du finden, daß dem Julius Cäsar, dem Lentulo, dem Pompejus Magnus, dem Pyrrho und andern vornehmen Herren ihre großen und gewaltigen Feinde oft nicht haben schaden können. Allein ihre Freunde, welche gleichsam ihre Kreaturen waren, welche sie befördert und erhoben hatten, die haben sie in das höchste Unglück, um

ihre Wohlfahrt und ihrer ein Theil um ihre Hälse gebracht. Ein Politicus oder Hofmann hat sich sonderlich wohl vorzusehen vor denen, welche er aus dem Staub erhoben und zu Leuten gemacht hat. Denn wenn er Unglück hat und bei seinem Herrn in Ungnade kommt, so sind gemeiniglich seine Kreaturen seine ärgsten Feinde, und wollen das Ansehn nicht haben, daß sie es mit ihm gehalten, damit sie sich nicht auch des Herrn Ungnade theilhaftig machen. Der geistreiche und aufrichtige Theolog Conrad Dietrich schrieb einmal an mich: „Ich möchte gern sehen, daß ihr bei und neben mir wäret. Allein weil ihr mit mir so naher Schwägerschaft verwandt seid, so kann ich meine herzliche Begierde nicht wohl in's Werk stellen. Damit habe ich unter Anderm meine Autorität in Ulm konservirt, daher ich keinen meiner Blutsfreunde dahin befördert habe. Und ich rathe euch, wenn ihr einst in einen höhern Ehrenstand tretet, so thut desgleichen. Sehet N. zu N. an, der wollte immer seine Leute, seine Kinder um und bei sich haben. Und die Leute, welche er seinen Töchtern gab, waren von solchen Qualitäten, daß sie in aller Welt hätten können Beförderung finden. Allein weil er sie mit aller Gewalt wollte neben sich haben, lud er sich und den Seinigen große Mißgunst auf den Hals. Ich halte dafür, daß es besser sei, daß man einen Freund an diesen, den andern an jenen Ort befördere. Ursachen will ich euch hinfüro sagen". Als ich noch ein junger Student zu Marburg war, war daselbst ein armer Mensch, der in Verwirrung des Hauptes gerathen und der tolle Johannes genannt wurde. Er redete gut Latein, und war in Historien ziemlich belesen. Unterweilens redete er ziemlich vernünftig. Dieser hatte einen Hund, den nannte er Vulgus. Ich fragte ihn einmal, „warum er den Hund Vulgus nenne"? Da fing er an zu lachen und sagte: „Vulgus amicitias utitate probat. Wenn ich meinem Hund zu fressen gebe, so ist er mein guter Freund, und begleitet mich, wo ich hingehe. Wenn ich selbst aber nichts zu essen habe, so hat die Freundschaft zwischen mir und meinem Hund ein Ende". Weil du ja in die Welt gehen willst, so gehe Jedermann mit Freundlichkeit und Höflichkeit unter Augen. Aber halte keinen für deinen Freund, du habest ihn denn in der Noth probirt. Verlaß dich auch nicht auf vornehme Leute, auf Könige, Fürsten und andere große Herren, denn sie sind Menschen, und alle Menschen sind Lügner. Wenn dir ein großer Herr etwas zusagt, so halte es für gnädige Komplimente, und denke, daß von diesen Worten bis zu den Werken noch ein weiter Weg sei. Man sagt, es sei einmal ein guter Kerl mit Namen Nathanael bei Hofe gewesen und habe seinem Herrn treu gedient. Der Herr habe ihm nichts gegeben, sondern habe ihn immer mit höflichen Komplimenten abgespeist und gesagt: „Wir bleiben euch allezeit in Gnaden wohl gewogen". Da habe er seine Katze in einen Kasten geschlossen und habe ihr nichts zu fressen gegeben. Die Katze habe im Kasten keine Mäuse fangen können; hätte gern ein Stück Speck haben mögen, habe sich demnach mit ihrem Miau hören lassen und ihren Hunger zu verstehen gegeben. Nathanael habe ihr immer zugerufen: „Kätzlein, gib dich zufrieden, mein gnädigster Herr ist mir in Gnaden wohl gewogen". Endlich sei die Katze Hungers gestorben. Nathanael sei kurz

hernach wieder zu seinem Herrn kommen, habe ihm etwas gebracht, womit sich der Herr sehr erlustigt und gesagt habe: „Nun wir bleiben euch in Gnaden wohl gewogen“. Nathanael habe geantwortet: „Ja, ja gnädigster Herr, von diesen Worten und vom Hunger ist meine Katze gestorben“. Mancher meint, die seien seine besten Freunde, welche ihn in Gegenwart loben, und ihm die allerbesten Worte geben. Aber solche Leute machen es oft wie die Katzen, welche vorne lecken und hinten kratzen. Sie loben Alles und geben gute Worte, wenn sie bei einem sind, aber sie schelten Alles, wenn sie von einem kommen. Jener sagte: „Wer mich lobt in praesenz, und mich schilt in absenz, den erwürge die Pestilenz“. Dieses begehre ich nicht zu sagen oder zu wünschen. Denn, wenn alle die falschen Leute, welche mir in Gegenwart die allerbesten Worte geben, und in Abwesenheit Alles schelten und reformiren, sollte die Pestilenz anstoßen, so würde an manchem Ort die Pestilenz sehr grassiren. Solche falsche Leute waren die Pharisäer. Die sandten zu Christus und ließen ihm sagen: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, und lehrest den Weg Gottes recht, und fragst nach Niemand. Denn du achtest nicht das Ansehn der Menschen. Sage uns, was dünket dich, ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Das waren glatte ungeschminkte Worte. Mancher hätte gemeint, Christus hätte keine bessern Freunde in Jerusalem als die Pharisäer. Denn sie thaten ihm ja alle Ehre an; aber es war lauter Falschheit und Betrug. Darum nannte sie Christus im folgenden Capitel Heuchler, und schrie acht Mal nach einander das „Wehe“ über sie. Wer ein treuer Freund ist, der sagt seinem Freund in Gegenwart, was ihm nicht wohl ansteht, und redet dagegen in Abwesenheit und hinter seinem Rücken alles Gute von ihm. Also machte es Christus, der Herr, der hatte die Juden lieb, und meinte es als ein treuer Freund mit ihnen. Wenn er nun bei ihnen war, so nahm er kein Blatt vor den Mund, sondern sagte ihnen, was ihnen zu sagen war. Er stellte ihnen ihre Untugend vor Augen. Er schalt sie Teufelskinder und sagte: „Ihr seid von dem Vater der Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun“. Wenn er aber von ihnen war, und bei den Heiden von den Juden redete, da redete er gar honorificé und wohl von ihnen. Da er mit einem griechischen Weibe redete, deren Tochter vom Teufel besessen war, da redete er von den Juden gar ehrgeizig. Er nannte sie seine Kinder und sagte: „Laß zuvor die Kinder satt werden. Es ist nicht fein, daß man den Kindern Brod nehme und werfe es vor die Hunde“. Mancher meint, der sei sein Freund, der ihm nach dem Munde redet, und Alles, was er thut, lobet. Allein es ist oft weit gefehlt. Esais im dritten Capitel sagt: „Mein Volk, deine Tröster, das ist Diejenigen, die dir nach dem „Munde reden und sagen, was du gerne hörst, die verführen dich, und zerstören den Weg, da du gehn sollst“. David sagt im 141. Psalm: „Der Gerechte schlage mich freundlich, und strafe mich, das wird mir so wohl thun als Balsam auf mein Haupt“. Verständige Leute halten Diejenigen für ihre besten Freunde, welche ihnen ihre Gebrechen offenbaren. David hielt den Nathan in hohen

Ehren, der ihm durch seine höfliche Rede zu verstehen gab, daß er ein Mörder und Ehebrecher sei. Kaiser Theodosius liebte und ehrte den Bischof Ambrosius, der ihn nicht allein in öffentlichen Predigten schalt und strafte, sondern ihn auch einmal in den Bann that. Der Samariter meinte es mit dem, der unter die Mörder gefallen, als ein Freund. Aber er goß ihm in die Wunden nicht nur Oel, sondern auch Wein. Wein ist scharf und beißt, das Oel aber ist gelinde. Also muß ein Freund dem andern unterweilens scharf zureden und strafen, aber er muß den Wein allezeit mit Oel, das ist Schärfe mit Gelindigkeit, vermischen. Mancher meint, Diejenigen, bei welchen er sein Geld verzehrt, seien seine besten Freunde. Denn er werde in ihrem Hause besser tractirt und accommodirt, als in seiner leiblichen Eltern Haus. Allein gedenke, wie es dem verlornen Sohn ergangen. So lange der noch Geld hatte, wurde er von Jedermann geehrt und respectirt. Da aber das Geld verzehrt war, da jagten ihn seine Saufbrüder aus dem Hause, und hatten nicht so viel Mitleid mit ihm, daß sie ihm ein wenig Träber hätten zu fressen gegeben, und seinen hungrigen Magen damit gefüllt hätten. Ich erinnere mich jetzt eines Vornehmen von Adel, der, weil er der Letzte von seiner Familie war, und keine Kinder hatte, lebte er alle Tage wie der reiche Mann, und dachte, sein Gut könnte vor dem jüngsten Tage nicht verzehrt werden. Er hielt demnach täglich gleichsam einen offnen Hof, machte mit Jedermann Freundschaft und Brüderschaft. Endlich gerieth er in Armuth. Da hatte er sich einmal beklagt, daß hierbevor, da seine Braten am Feuer allzeit gerasselt, und seine Keller, seine Küche und Speicher voll gewesen seien, da seien viel Grafen und Herren, viel Vornehme von Adel zu ihm gekommen und haben gesagt: „Bruder N., ich habe nicht unterlassen können, wiewohl ich sonst zu eilen habe, bei dir einzusprechen, und zu vernehmen, ob du dich mit deiner Liebsten noch wohl befindest"? Allein, sagt er, nachdem ich so viel tausend Reichsthaler und so viel Fuder Wein ihnen durch die Hälse gejagt hatte, da hieß es nicht mehr Bruder N., sondern wenn mich Einer von Weitem in seinem Haus durch das Fenster sah, schlug er das Fenster zu und sagte zu seinen Knechten: „da kommt der alte Schmarotzer N., wenn er nach mir fragt, so sprecht, ich sei nicht zu Hause". Ich bin mit einem Cavalier bekannt gewesen, der eine Festung aufgegeben hatte, und sobald er bei der Generalität ankam, des Morgens vor Kriegsrath kommen und sterben sollte. Es lief allerhand Mißgunst mit unter, geschah dem ehrlichen Cavalier Unrecht. Es war aber noch nicht Tag, da kam seine Liebste und bat mich, daß ich bei der Generalität eine Supplication in ihrem Namen eingeben und das Beste für ihren Mann reden wollte, und beklagte mit vielen Thränen und Seufzen, daß ihr Mann mit so vielen vornehmen Cavalieren sei bekannt gewesen, welche ihm so viele Fuder rheinischen Wein ausgesoffen hätten. Allein in dieser Noth sei sie von ihnen verlassen, und wollte ihr keiner mit Rath oder Trost beistehn. Ich that, was mir möglich war, ich redete der Generalität beweglich zu, und machte, daß ihm der Degen, welcher sollte zerbrochen werden, wieder geschenkt wurde. Da kam ein Säufer, welcher mit im Kriegsrath gesessen

hatte, zu dem guten Cavalier, welcher sterben sollte, und überredete ihn, er solle nur gutes Muthes sein, er würde nur ein wenig geschreckt werden, man würde ihn nur lassen ein wenig niederknieen, nachher würde er Pardon erlangen. Der Cavalier war auf dieses Säufers Rede lustig, trieb allerlei Possen. Allein ich fragte recht nach, und sagte: „Herr, ich habe gethan, was ich konnte. Aber ihr werdet einen Streich bekommen, daran die Ewigkeit hängt". Da fiel er mir um den Hals, küßte mich und sagte: „Nun sehe ich, daß ihr mein Freund und alle meine Saufbrüder Bärenhäuter seien". Aber da so viele Obersten mit ihm schmaußten, da hätte er und seine Liebste sich nicht eingebildet, daß sie ihn verlassen und ich sein Freund in der Noth sein würde. Freundschaft, die auf Fressen und Saufen, auf Gewinnst, auf Glück, auf Eigennutz gegründet ist, die ist nicht eine Bohne werth. Denn so bald sich das Glück ändert, so bald ändert sich auch die Freundschaft. Hiob redet hiervon aus der Erfahrung sehr artig und sagt: „Meine Brüder gehn verächtlich vor mir über, wie ein Bach, wie die Wasserströme vorüberfließen". Nach meinem wenigen Verstand halte ich dafür, daß Hiob mit diesen Worten habe so viel sagen wollen: wenn es viel nach einander regnet, und du wanderst an einem Bach vorüber, und du bist selber naß und wohlberegnet, so siehst du, daß der Bach voll Wasser ist, aber du begehrest nicht, daraus zu trinken. Wenn du aber wieder zurückreisest, und die Sonne scheint heiß, und du wolltest gern deinen Durst löschen, so ist oftmals derselbe Bach ganz ausgetrocknet und du findest nicht ein Tröpflein Wasser darin. Also, will der vielgeplagte Hiob sagen, machen es auch meine Freunde und Brüder. Da ich selbst reich war, und der Segen Gottes gleichsam vom Himmel auf mich regnete, da hatte auch ein jeder meiner Freunde genug. Da hieß es: Bruder Hiob, ist dir mit tausend Kameelen, mit ein Paar tausend Schafen etwas gedient, ich will sie dir schicken. Sprich nur ein Wort, innerhalb Monatszeit sollst du sie haben. Setze es nur à Conto, wir wollen des Kaufes schon einig werden. Aber nachdem ich arm worden bin, so thun alle meine Freunde, als ob sie auch Pracher und Bettler seien, als ob der Segen Gottes auch bei ihnen verschwunden sei. Cicero vergleicht solche Freunde den Schwalben. Wenn es Sommer ist, so kommen die Schwalben, wohnen bei den Leuten und wollen gute Nachbarschaft mit ihnen halten. Sobald es aber Winter wird, so fliehen sie davon. Also machen es auch solche Freunde. Wenn sie sehen, daß es den Leuten wohlgeht, daß man sich bei ihrem Feuer wärmen könne, so kommen sie täglich gelaufen und fragen: „Ist's noch wohl mit seiner Liebsten, mit seinen Kindern, mit Vater und Mutter? Gott erhalte sie lange dabei". Aber wenn die Sonne solchen Leuten nicht mehr scheinen will, wenn sie friert nach dem Sonnenschein, wenn ein unglücklicher Wind nach dem andern daher stürmt, so fliehen solche Freunde weg, gleich wie die Schwalben, wenn der Winter kommt. Wenn aber der Frühling wiederkommt und die Sonne wieder anfängt zu scheinen, so stellen sich solche Freunde wieder ein, und wollen wieder Freunde sein wie zuvor. Gleichwie die Schwalben ihre alten Nester wieder suchen. Ich halte aber den für einen rechtschaffenen Freund, der in

glücklichem Stande zu mir kommt, wenn ich bitte, und mich in unglücklichem Stande besucht ungebeten. Ein solcher Freund war der Samariter. Der kam zu dem armen Menschen, welcher unter die Mörder gefallen war, ungebeten. Der Verwundete hatte ihm keinen Boten geschickt. Weil er aber sah, daß des armen Menschen Elend groß war, sagte ihm sein eignes redliches, aufrichtiges Herz, was zu thun sei bei dem Menschen, den er zuvor nicht gekannt hatte. Mancher ist indiscret und will seinem Freund Alles aufbürden, was ihm zu tragen beschwerlich ist. Er will den Dorn aus seinem Fuß ziehen und ihn in seines Freundes Fuß stecken. Allein das ist auch wider die Gesetze der Freundschaft gehandelt. Denn du siehst aus der heiligen Schrift, daß du deinen Nächsten lieben sollst, wie dich selbst. Man sagt: ein willig Pferd solle man nicht zu viel reiten. Abraham war ein rechter Freund des Königs zu Sodoma. Denn, wiewohl er ihm als einem König große Dienste gethan und seine Feinde geschlagen hatte, so wollte er doch deswegen kein recompens haben, sondern sagte: „Ich hebe meine Hände auf zu dem Herrn, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, daß ich von allem dem, was dein ist, nicht einen Faden, noch einen Schuhriemen nehmen will, daß du nicht sagst, du habest Abraham reich gemacht. Ausgenommen was die Jünglinge verzehrt haben und die Männer Aner, Escol und Mamre, die mit mir gezogen sind, die laß ihr Theil nehmen". Abraham wollte seinem Freund, dem König zu Sodoma, keine Unkosten machen, er wollte eben von ihm nicht reich werden. Allein er wollte auch seines Freundes halber keinen Schaden leiden.

Aus den Morgen- und Abendliedern von Schupp.

Morgenlied.

Lob und Dank sag' ich dir,
Du, meine Himmelszier,
Daß ich gesund aufstehe,
Du Hüter auf der Höhe;
Send' deine Gnadenwerke,
Du, meines Lebens Stärke.

Daß mich in dieser Nacht
Der Höllen Löwen Macht
Nicht gänzlich hat verderbet,
Mit Angst und Noth gefärbet,
Das ist, du Burg der Frommen,
Von deiner Allmacht kommen.

Ach, nimm doch, nimm dich doch
Auch meiner ferner noch
In Gnaden an, und hüte,
Du unerschöpfte Güte,
Daß mich kein Unfall rühre
Und keine Sünd' verführe.

Den Teufel und die Welt,
So tausend Netze stellt,
Die Deinigen zu binden,
Laß mich, Herr, überwinden.
Laß deine Gnade scheinen
Mir und den lieben Meinen.

Gieß' deines Geistes Schein
In meine Seele ein,
Daß ich heut' deinen Willen
In allem mög' erfüllen;
Nur nach der Tugend strebe
Und ohne Sünde lebe.

Rühr' meinen Unverstand
Mit deiner Weisheit Hand,
Daß ich in deinen Wegen
Durch deines Geistes Segen,
In ehrbar'm Thun und Wandel
Vollführe meinen Handel.

Ach! unterrichte mich,
Herr Jesus, ohne dich
Und deine Geistesgaben
Ist alles, was wir haben,
Nur Finsterniß, d'rum lehre
Und rede, Herr, ich höre.

Eröffne du das Herz,
Daß es sich sonder Scherz
Nach dir und nach der Ehre
Der wahren Weisheit kehre,
Daß meine blöden Sinnen
Nichts wider dich beginnen.

O großer Gott, gib du
Doch meiner Seele Ruh';
Dir sei es heimgestellet,
Thu' was dir wohlgefället.
Beschütze, segne, lehre,
Erhalte, nähre, mehre.

Zweite Hälfte der vierten Literaturperiode.

Einleitung.

Durch die zweite schlesische Schule, die von demselben Gedanken ausging, wie die Pegnitzschäfer, mehr Phantasie in die Poesie hineinzubringen, und die zugleich den bis dahin streng festgehaltenen Opitzischen Grundsatz, daß die Poesie vorzüglich nützen und belehren müsse, verbannte, erhielt die deutsche Poesie in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums eine neue Wendung. Die von den Gründern dieser Schule aufgestellten Grundsätze, daß der Zweck der Poesie Ergötzung, nicht Belehrung sei, und daß die Phantasie, nicht der Verstand vorzüglich dabei wirksam sein müsse, litten, ebenso wie der andere Grundsatz, daß die Poesie belehren müsse, an einer Einseitigkeit, und an diesen Einseitigkeiten scheiterten alle Bemühungen, die Poesie zu dem Grad der Vollkommenheit zu bringen, zu dem sie später gelangte, als begabtere Männer auftraten, die diese Klippen zu vermeiden wußten. Denn allerdings soll die Poesie den Menschen überall veredeln und das Göttliche in ihm immer mehr anregen und beleben, von dieser Seite also ist ihr Zweck ein moralisch nützender, aber sie soll dies nicht auf beschränkte Weise, nicht so, daß sie blos das sittliche Handeln des Menschen in's Auge faßt, sondern so vielmehr, daß sie den ganzen innern Menschen über das Gemeine erhebt und ihm etwas Edleres und ewig Höheres zeigt. Auf der andern Seite aber soll die Poesie auch ergötzen, und die Dichter, welche sich nach dieser Seite hin aussprachen, hatten vollkommen recht, wenn sie behaupteten, daß, wenn man die moralische Besserung bei der Poesie allein im Auge behalte, dieselbe durchaus nüchtern, trocken und leblos werden müsse, aber sie hatten in der Hinsicht entschieden unrecht, daß sie meinten, es sei ein sinnliches Vergnügen, welches sich die Poesie zum Ziel nehmen müsse, da doch vielmehr jene geistige Belebung, welche durch die Poesie hervorgebracht werden soll, unmittelbar auch eine geistige Befriedigung mit sich führt. Ebenso war es mit dem zweiten Grundsatz. Während die frühern Dichter dieses Zeitraums die Phantasie beinahe gewaltsam zurückdrängten, wodurch sich, wie wir gesehen haben, viele ihrer Dichtungen nur der Form nach von der gewöhnlichen Prosa unterscheiden, ließ die zweite schlesische Schule die Phantasie ausschließlich in ihren Dichtungen walten, und es leiden daher die Poesien dieser Männer an einer Ueberfülle von Bildern, zierlichen und ausschmückenden Beiworten, wodurch ihre Gedichte nicht allein schwülstig und unnatürlich, sondern oft auch schwer verständlich sind. Diese beiden Fehler: das Vorherrschen des Sinnlichen

und Frivolen, und die bis zum Uebermaße gesteigerte Phantasie, die bei den Gründern der Schule noch erträglich sind, da sie bei ihnen doch mit poetischen Anlagen verbunden erscheinen, bei ihren Anhängern aber immer unangenehmer hervortraten, wie ja stets die Fehler der Meister ausgeprägter in ihren Schülern erscheinen, brachte bald eine Reaction hervor, und zwar ging diese von zwei verschiedenen Dichtergruppen aus. Die eine derselben, an deren Spitze Christian Weise stand, stellte dem unnatürlichen Schwulst und Bombast der Schlesier Einfachheit und Natürlichkeit entgegen. Doch verfiel Weise und noch mehr seine Anhänger ihrerseits wieder in den Fehler, statt natürlich, platt und statt einfach, wässerig und langweilig zu werden. Dadurch, daß Weise den auch schon früher aufgestellten Grundsatz, den die Schlesier verworfen hatten, daß die Poesie etwas Erlernbares sei, wieder annahm, fand er eine Menge Nachahmer, die seine Natürlichkeit in die platteste Reimerei verwandelten. Es haben daher die Poesien der meisten dieser Dichter beinahe gar keinen Werth, doch ist diese ganze Gruppe für die Literaturgeschichte von Interesse, nicht allein, weil sie die Ersten waren, die den Schwulst der Schlesier stürzten, sondern besonders deshalb, weil der spätere Gottsched sich an sie anschloß, und hieraus der Streit der Schweizer mit Gottsched sich entwickelte, der für die Förderung der Poesie so wichtige Folgen hatte.

Die andere Gruppe von Dichtern, die gegen die Schlesier auftraten, an deren Spitze die Hofdichter Canitz und Besser standen, glaubten am besten den Fehlern der Schlesier entgegenzutreten, wenn sie die damalige elegante und correcte französische Poesie als nachahmungswürdiges Muster anpriesen, während die Schlesier sich hauptsächlich die Italiener zu Vorbildern genommen hatten. Der Fehler, in welchen die Anhänger dieser Dichter nun verfielen, ist vorzüglich der, daß sie in ihrem Streben nach eleganter Form oft inhaltslos und gedankenleer sind. Da sowohl die Schlesier, wie auch die beiden andern genannten Dichtergruppen nur wenige wirklich poetisch begabte Männer aufzuweisen hatten, so genügt es hier die bedeutendsten näher zu besprechen und die andern nur namentlich anzuführen. Von den Schlesiern sind die hervorragendsten die beiden Stifter der Schule: Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Caspar von Lohenstein, und dann noch Hans Aßmann, Freiherr von Abschatz. Die Poesien der andern Mitglieder dieser Schule, wie Heinrich Mühlpfort, Hans von Assig, Christian Heinrich Postel und noch Einiger sind gänzlich werthlos; ebenso die Romane des Anselm von Ziegler und Klipphausen, der als Prosaiker gleichfalls der zweiten schlesischen Schule angehörte. Postel wurde besonders bekannt durch seinen literarischen Streit mit dem später zu besprechenden Wernicke, in welchem er mit dem größten Eifer und mit maßloser Grobheit die Schlesier vertheidigte, deren schwülstige Poesien Wernicke angegriffen hatte. Auch war Postel zu seiner Zeit berühmt durch sein Heldengedicht: „Der große Wittekind", und seine zahlreichen Opern, unter denen die gepriesenste „Die wunderbar errettete Iphigenia" war, die er nach der „Iphigenia des Euripides" bearbeitete. Unter den erstgenannten Gegnern der Schlesier verdient nur ihr Führer,

Christian Weise, nähere Betrachtung. Seine Anhänger sind: 1) Daniel Georg Morhof, Professor in Rostock, dessen Dichtungen wenig Werth haben, doch machte er sich durch sein Buch „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie", der erste Versuch einer allgemeinen Literaturgeschichte, um die Literatur verdient. 2) Johann Burchard Menke, der unter dem Namen Philander von der Linde schrieb, wurde dadurch besonders bekannt, daß er 1697 in Leipzig die deutschübende Gesellschaft gründete, die Gottsched 1727 erneuerte und die deutsche poetische Gesellschaft nannte. Dieselbe existirt noch und nennt sich seit 1827: Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. 3) Erdmann Neumeister, als geistlicher Liederdichter nicht ohne Talent, während seine weltlichen Lieder ganz werthlos sind. 4) Christian Friedrich Hunold, schrieb unter dem Namen: Menantes und versuchte sich in allen Gattungen der Poesie, leistete aber in keiner Bedeutendes; auch sein Name wurde, wie der Postels, in der Literaturgeschichte nur durch den Streit mit Wernicke berühmt, bei dem er sich betheiligte, da Wernicke ebenso wie die schwülstige Poesie der Schlesier die platte der Weisianer angegriffen hatte. 5) Johann Riemer; 6) Christian Friedrich Henrici, der unter dem Namen: Picander schrieb; 7) Gottlieb Siegmund Corvinus, und 8) Daniel Stoppe. Letztere waren die allerunbedeutendsten dieser Gruppe, welche die gewöhnlichsten Gegenstände in der trivialsten Manier besangen.

Unter den zweiten Gegnern der Schlesier, die in ihren Poesien dem französischen Geschmack huldigten, waren: Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von Canitz, Johann von Besser und Benjamin Neukirch die hervorragendsten. Ihre Anhänger, Johann Ulrich von König, Karl Gustav Heräus und Christian Gryphius, sind unbedeutend. Letzterer, der Sohn von Andreas Gryphius, war zuerst ein Nachahmer der Schlesier, und wandte sich erst später von ihnen ab und der genannten Dichtergruppe zu.

Außer diesen drei Gruppen verdient noch eine vierte nähere Betrachtung, deren Mitglieder zu Ende der vorliegenden Periode meist in Hamburg lebten, oder doch mit den in Hamburg lebenden in näherer Verbindung standen, und die gewöhnlich unter dem Namen „der Niedersachsen" begriffen werden. Obgleich sie keine eigentliche Schule bildeten, da sie keinerlei bestimmte Grundsätze über die Poesie aufstellten und sich mehr oder weniger an eine der drei genannten Dichtergruppen anschlossen, so fanden sie doch in ihrem Bestreben, alles Platte und Gemeine in der Poesie sowohl, wie im Leben zu bekämpfen, einen Vereinigungspunkt. Besonderes Interesse hat dieser Verein noch deshalb, weil Friedrich von Hagedorn, ein bedeutender Dichter des nächsten Zeitraums, in seiner Jugend zu den Mitgliedern desselben gehörte. Von den 62 übrigen Mitgliedern dieses Kreises wurden nur sehr wenige von Interesse für die Literaturgeschichte, und zwar sind dies: Christian Wernicke, Barthold Heinrich Brockes und Karl Friedrich Drollinger. Die andern Dichter des Vereins, wie Christian Friedrich Weichmann, der die gesammelten Poesien aller Mitglieder herausgab, Christoph Heinrich Amthor, Joachim Beccau,

Christoph Woltereck, Nikolaus von Bostel, Barthold Feind, Johann Valentin Pietsch, Michael Richey und Andere, sind ohne Bedeutung für die Literaturgeschichte, wenn auch Einzelne derselben nicht ohne poetische Anlagen waren. Wernicke, Brockes und Drollinger haben dagegen doppeltes Interesse, da sie nicht allein die Talentvollsten dieses Kreises waren, sondern sich auch bemühten, neue Stoffe in die Poesie einzuführen, was nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die Entwickelung der Poesie blieb.

Neben den genannten Dichtergruppen bleiben in der zweiten Hälfte dieser Literaturperiode noch eine Anzahl von Dichtern und Prosaikern zu erwähnen, die, beinahe unberührt von den verschiedenen Strömungen in der Poesie ihren eignen selbstständigen Weg gingen, und von denen mehrere, vor allen Johann Christian Günther, zu den bedeutendsten Talenten des ganzen Zeitraums gehören. Die meisten andern dieser unabhängigen Dichter haben sich nur als Verfasser geistlicher Lieder bekannt gemacht. Die hervorragendsten sind: Knorr von Rosenroth, Gerhardt Tersteegen, Quirin Kuhlmann, Joachim Neander und Benjamin Schmolk. Unter den weniger einflußreichen dieser unabhängigen Dichter, deren es noch eine große Anzahl gab, heben wir nur hervor: Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, den Stifter der Herrnhutergemeinde, der an zweitausend geistliche Lieder dichtete, die meisten zum Gebrauch in der Brüdergemeinde; Andreas Heinrich Buchholz und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig; Beide zu ihrer Zeit vorzüglich bekannt durch ihre Romane, die nach dem Geschmack der Zeit, steif, pedantisch und langweilig, viel unbedeutender sind, wie ihre Kirchenlieder, in denen poetisches Talent unverkennbar ist. Letzterer ist als Romanschreiber ein Anhänger der Schlesier, als Kirchenliederdichter jedoch gehört er hierher.

Als die bedeutendsten Prosaiker, die sich an keine der genannten Gruppen anschlossen, verdienen nähere Betrachtung: Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Christian Scriver, Samuel von Butschky, Abraham a Santa Clara und Adam Olearius. Schließlich bleiben noch eine Gruppe von Männern zu erwähnen übrig, die nicht eigentlich zur Literaturgeschichte gehören, da ihre Schriften nur bestimmte Wissenschaften berühren, die aber durch ihre Bestrebungen auf allen Gebieten der Wissenschaft von außerordentlichem Einfluß auf die Verbesserung der deutschen Sprache, also auch mittelbar von Einfluß für die Literatur waren. Es sind dies:

Der Geschichtsforscher Johann Jakob Mascou oder Mascow, geboren 1689 in Danzig, gestorben 1761 in Leipzig. Durch seine Geschichtswerke, besonders aber durch die „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie", die in einer für jene Zeit überaus edlen Sprache abgefaßt sind, blieb er nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Sprache und die Philosophen Leibnitz, Thomasius und Wolff, die noch bedeutender für die Literatur wurden, wie jener, weil sie die Ersten waren, die trotz dem herrschenden Vorurtheil einen Theil ihrer philosophischen Werke in deutscher Sprache schrieben, und weil sie überhaupt die pedantische Gelehrsamkeit mit der größten Energie und dem besten Erfolg bekämpften.

Thomasius machte sich außerdem als geistvoller Kritiker bekannt, da er eine gelehrte Zeitung in deutscher Sprache erscheinen ließ, in welcher er sich über einige wichtige Fragen der Literatur ausspricht, z. B. über die künstlerische Bedeutung des Romans und dergleichen.

Gottfried Wilhelm, Freiherr von Leibnitz, war geboren den 3. Juli 1646 in Leipzig und starb den 14. November 1716 in Hannover; Christian Thomasius, geboren den 12. Januar 1655 in Leipzig, starb den 23. September 1728 in Berlin, und Christian, Freiherr von Wolff, wurde den 24. Januar 1679 in Breslau geboren und starb den 9. April 1754 in Halle.

Erste Gruppe.

Zweite schlesische Schule.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein und Hans Aßmann, Freiherr von Abschatz.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geboren den 25. Dezember 1618 zu Breslau, besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, später das Gymnasium zu Danzig, und wurde dort in seinen frühesten dichterischen Versuchen von Opitz unterstützt, der zu jener Zeit in Danzig lebte; dann bezog Hoffmannswaldau die Universität Leyden, um die Rechte zu studieren, von wo er, nach beendigtem Studium, im Gefolge eines Fürsten von Tremontville die Niederlande, England, Frankreich und Italien bereiste. Nach seiner Heimkehr erhielt er eine Stelle in dem Rath zu Breslau, und zeichnete sich durch Eifer und Geschicklichkeit in seiner Amtsführung vorzüglich aus, so daß er in Anerkennung seiner Verdienste später zum Präsidenten des Breslauer Rathscollegiums, so wie zum Director des königlichen Burglehns Namslau ernannt wurde. In dieser Eigenschaft starb er zu Breslau den 8. April 1679.

Hoffmannswaldau, der Gründer der zweiten schlesischen Schule und Derjenige, der die poetischen Grundsätze derselben zuerst zur Geltung brachte, war nicht ohne poetisches Talent. Da aber, wie schon in der Einleitung gesagt, seine poetischen Grundsätze einseitig waren und von ihm falsch angewandt wurden, so versank er trotz seiner Anlagen in Aeußerlichkeiten. Er suchte die Schönheit der Poesie nur in der eleganten, doch verkünstelten Form und in schwülstigen, frivolen Bildern und Ausdrücken. Es sind daher seine sämmtlichen Dichtungen, trotz der Formgewandtheit, von geringem poetischem Werthe. Er verfaßte lyrische Gedichte aller Gattungen, geistliche Lieder, Sonette, galante Gelegenheitsgedichte, meist aber Liebeslieder, die am besten seine Manier kennzeichnen. Dann schrieb er auch Epigramme und sogenannte Heroiden, eine Gattung von Gedichten, die er dem römischen Dichter Ovid nachbildete. Es sind dies poetische Briefe, welche der Dichter gestorbenen berühmten Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts in den Mund legt.

Ferner übersetzte er Mehreres aus dem Italienischen, darunter besonders das Schäferspiel: „Der treue Schäfer von Guarini".

Seine Gedichte gab er erst kurz vor seinem Tode gesammelt heraus. Eine vollständigere Ausgabe derselben besorgte später Benjamin Neukirch.

Gedicht von Hoffmannswaldau.

Die Welt.

Was ist die Welt und ihr berühmtes Glänzen?
Was ist die Welt und ihre ganze Pracht?
Ein schnöder Schein in kurzgefaßten Gränzen,
Ein schneller Blitz bei schwarzgewölkter Nacht,

Ein buntes Feld, da Kummerdisteln grünen,
Ein schön Spital, das voller Krankheit steckt;
Ein Sklavenhaus, da alle Menschen dienen,
Ein faules Grab, das Alabaster deckt.

Das ist der Grund, darauf wir Menschen bauen
Und was das Fleisch für einen Abgott hält!
Komm', Seele, komm' und lerne weiter schauen,
Als sich erstreckt der Zirkel dieser Welt.

Streich' ab von dir derselben kurzes Prangen,
Halt ihre Lust für eine schwere Last:
So wirst du leicht in jenen Port gelangen,
Da Ewigkeit und Schönheit sich umfaßt.

Daniel Kaspar von Lohenstein, geboren den 25. Januar 1635 zu Niemptsch in Schlesien, entwickelte sich außerordentlich früh und schnell, so daß, als er im siebenten Jahre das Gymnasium zu Breslau besuchte, er schon durch seine raschen Fortschritte und poetischen Arbeiten die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog. 1650, also im fünfzehnten Jahre, dichtete er sein Trauerspiel: „Ibrahim Bassa", welches unter seinen Dramen das gelungenste ist, und im selben Jahre bezog er die Universität Leipzig, wo er sich neben seinem Fachstudium, der Jurisprudenz, besonders mit den neuern Sprachen und Literatur beschäftigte. Nachdem er sich nach beendigten Studien, in Tübingen das Doctordiplom erworben hatte, machte er Reisen nach der Schweiz, Ungarn, Oesterreich und den Niederlanden, kehrte dann in die Heimath zurück, verheirathete sich, und lebte in Breslau als kaiserlicher Rath und erster Syndikus der Stadt bis zu seinem Tode, den 28. April 1683.

Lohenstein, der Mitbegründer der zweiten schlesischen Schule, besaß ohne Zweifel ein noch größeres poetisches Talent, wie sein Freund Hoffmannswaldau; doch war er so sehr in den falschen poetischen Grundsätzen der Schule befangen, daß durch Schwulst und Unnatürlichkeit alle Poesie unterdrückt wurde. Dies ist besonders der Fall in seinen sechs Dramen (Ibrahim Bassa, Agrippina, Kleopatra, Epicharis, Sophonisbe und Ibrahim Sultan). Weniger bemerkbar sind diese Fehler in seinen lyrischen Dichtungen (geistliche und weltliche Lieder, Sonette und Heroiden), die nicht so frivol und sinnlich gehalten sind wie Hoffmannswaldau's Gedichte. Außerdem machte sich Lohen-

stein auch als Romanschriftsteller bekannt. Sein Roman: „Arminius und Thusnelda", der erst nach seinem Tode von Neukirch herausgegeben wurde, war nicht ohne Geist und Geschick angelegt, doch wurde derselbe durch die zu große Ausdehnung (er umfaßte zwei starke Quartbände) und durch die verschiedenerlei Zwecke, die Lohenstein bei Abfassung desselben im Auge hatte, unkünstlerisch und langweilig. Er hatte nämlich, wie Neukirch bei der Herausgabe des Buches sagte, bei Abfassung seines Romans eine dreifache Absicht: er wollte darin nicht nur eine Liebesgeschichte erzählen, die den Mittelpunkt des Ganzen bildete, sondern er wollte zugleich eine allgemeine Geschichte der Deutschen geben, namentlich aber darthun, daß alles Große in der Welt, mittelbar wenigstens, von Deutschen ausgeführt worden sei, weshalb er die ganze römische Geschichte mit einflocht und Verhältnisse hinzudichtete, welche die Bedeutsamkeit des deutschen Volkes nachweisen sollten. Die dritte Absicht seines Buches war, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, was ihn veranlaßte, von den Sitten und Gebräuchen anderer Völker, von wichtigen Staatshändeln, neuen Entdeckungen und dergleichen weitläufig zu berichten.

Gedicht von Lohenstein.

Umschrift eines Sarges. (Sonett).

Irdisches und sterblich Volk, lebend-todte Erdengäste,
Ihr Verworfene des Himmels, ihr Gespenste dieser Welt,
Denen nichts als falsche Waare, nichts als Rauch und Wind gefällt,
Narren, klettert und besteigt die bepalmten Ehrenäste;

Setzt euch Säulen aus Porphyr, mauert euch aus Gold Paläste,
Festigt Tempel euch aus Marmor, der der Zeit die Wage hält,
Rafft zu euch mit gift'gen Klauen den verruchten Klumpen Geld:
Macht euch euer stolzes Lob durch gelehrte Schriften feste;

Aber wißt, wenn das Verhängniß euer Lebensgarn reißt ab,
Schwindet Wissenschaft und Kunst, Schätze, Reichthum, Ehr' und Titel,
Und ihr nehmet nichts mit euch, als den nackten Sterbekittel.

Wo ihr anders aus dem allen noch erwerbet Sarg und Grab,
Tausend, tausend sind gewesen, die mich nicht erlanget haben,
Die die Lüfte, die die Glut, die der blaue Schaum begraben.

Hans Aßmann, Freiherr von Abschatz, geboren den 4. Februar 1646 auf dem Gut Wörbitz in Schlesien, verlor schon in frühester Jugend seinen Vater, und bald darauf auch seine Mutter, die seine erste Erziehung auf's sorgfältigste geleitet hatte. Er wurde nun von seinen Verwandten auf das Gymnasium zu Liegnitz geschickt, studierte dann auf den Universitäten Straßburg und Leyden die Rechte und beschäftigte sich dabei auch mit Poesie und Literatur. Nachdem er noch mehrere Reisen zu seiner Ausbildung unternommen hatte, kehrte er 1669 in die Heimath zurück, wo er sich verheirathete und die Verwaltung seiner väterlichen Güter übernahm. Als im Jahr 1675 die Herzogthümer Brieg, Wohlau und Liegnitz an den Kaiser Leopold fielen, wurde er Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz und

Ordinairdeputirter bei den Fürstentagen zu Breslau. Er zeigte sich hier als einen so einsichtsvollen und gewandten Staatsmann, daß man ihn bei mehrern wichtigen Veranlassungen als Gesandten nach Wien schickte. Später zog er sich wieder von allen Geschäften auf sein Gut Wörbitz zurück, da er sich, trotz seiner noch wenig vorgeschrittenen Jahre, schwach und entkräftet fühlte. Er starb dort nicht lange nachher den 22. April 1699. Wenige Stunden darauf folgte ihm seine Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte.

Wenn sich auch in Abschatz' Dichtungen der Charakter der zweiten schlesischen Schule nicht ganz verläugnet, so zeichnen sich die meisten derselben, bei gleicher Formgewandtheit, doch durch mehr Innigkeit des Gefühls und größere Kraft vor den Dichtungen der übrigen Schlesier aus, und es scheint beinahe, als habe er da, wo die schwülstige Manier der Schule sichtbar wird, mehr dem Einfluß seines Freundes Lohenstein nachgegeben, als seinem eigenen bessern Geschmack gefolgt. Die Sammlung seiner Gedichte, die erst nach seinem Tode erschien, enthält lyrische Gedichte aller Art, weltliche sowohl wie geistliche, Epigramme und Uebersetzungen, meist aus dem Italienischen, darunter besonders dasselbe Schäferspiel des Guarini: „Der treue Schäfer", welches auch Hoffmannswaldau übersetzte; doch ist Abschatz' Uebersetzung bei Weitem gelungener.

Lieder von Abschatz.

Bekenntniß.

Ich lege willig dir mein Haupt zu Füßen:
Bestrafe mich, ich will geduldig büßen,
Wofern du kannst für schuldig den erkennen,
Den, der da liebt, was liebenswerth zu nennen.

Ach! strafet sich nicht selber mein Verbrechen?
Vergeh'n vor Lieb' und nichts von Liebe sprechen
Ist Pein genug, wo keine Schuld zu kennen,
Als daß man liebt, was liebenswerth zu nennen.

An die Deutschen

Nun ist es Zeit, zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Rhon' und Seine schicke!

Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wend't Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinter'm Rücken
Die Fesseln nicht bestricken.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hahnes Prahlerei!
Er prangt mit euren Federn,
D'rum müßt ihr ihn entädern
Und jeder sich bemüh'n,
Das Seine wegzuzieh'n.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun, was euch gebührt,
Ein Herrmann wird sich finden,
Der eure Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Ostergedanken.

Laßt uns mit den frommen Frauen,
Nun der frühe Tag anbricht,
Vor erwachtem Sonnenlicht
Zu des Herren Grabe schauen!
Laßt uns Salb' und Specerei
Seinem Körper bringen bei!

Seht Aurorens Röth' aufsteigen!
Und der helle Morgenstern
Wird uns selbst den Weg zum Herrn
Durch den kühlen Thau anzeigen.
Aber ach, der schwere Stein
Fällt mir unterwegens ein.

Kann ich mit dem Stein der Sünden,
Der mir auf dem Rücken liegt,
Tausend Centner überwiegt,
Mich zur heil'gen Stätte finden?
Wo treff' ich den Simson an,
Der den Stein abwälzen kann?

Unverzagt, dir ist gerathen:
Der, den du besuchen willt,
Hat den Kummer schon gestillt;
Seine Treu' kommt dir zu statten,
Hebt den Stein für sich und dich
Und nimmt deine Last auf sich.

Mag ihn Sünd' und Tod nicht zwingen,
Hält ihn nicht der Hölle Kluft,
Kann er sich durch Stein und Gruft
Lebend in die Höhe schwingen,
So wird auch kein Sündenstein
Ihm bei dir zu mächtig sein.

Schau, das leere Grab ist offen,
Wo dein liebster Heiland lag;
Nun hast du den Ostertag
Froher Seligkeit zu hoffen,
Und durch's kühle Schlafgemach
Folgst du ihm in Himmel nach.

Epigramme von Abschatz.

Sparsamkeit.

Heller Hellern beigelegt,
Machet, daß man Thaler trägt.

Eile mit Weile.

Nichts behält, wer allzuviel
Auf einmal ergreifen will.

Freundlichkeit.

Zucker und sich freundlich weisen,
Dient zur Würz' an alle Speisen.

Hoffarth.

Schande hinter'm Sattel führt,
Wer in Hoffarth galoppirt.

Des Weisen Spiegel.

Fremden Glücks und Unglücks Schein
Kann des Weisen Spiegel sein.

Faulheit.

Ein fauler Schreiber wird gewahr,
Daß ihn verhindert jedes Haar.

Gute Dinge.

Junger Thaten,
Alter Rathen
Geht von statten.

Drei böse Dinge.

Nicht schlafen und dennoch liegen im Bett,
Vergebens erwarten, was man gern hätt',
Treu dienen und kein Erkenntniß genießen:
Sind Dinge, die einen auf's Sterben verdrießen.

Die beiden letzten Epigramme erinnern an die alte Priamel und tragen, wie Abschatz Epigramme alle, viel Volksthümliches an sich.

Zweite Gruppe.

Erste Gegner der Schlesier.

Christian Weise.

Christian Weise, geboren den 28. April 1642 in Zittau, wo sein Vater Lehrer war. Von diesem erhielt er eine sehr sorgfältige, vortreffliche Erziehung, die, verbunden mit großem Fleiß und guten Anlagen, seinen Geist früh bildete. Von 1660 studierte er in Leipzig Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Naturwissenschaft, doch muß er sich, trotz diesen verschiedenen anstrengenden Studien, noch eifrig mit Poesie und Literatur beschäftigt haben, da er schon 1669, gleichfalls in Leipzig, selbst als Lehrer der Rhetorik, Poetik und Moralphilosophie auftrat. Noch im selben Jahre erhielt er eine Hofmeisterstelle in Helmstädt, die er jedoch nur ein Jahr bekleidete, weil er 1670 die ihm angetragene Stelle eines Professors der Politik und Beredtsamkeit in Weißenfels annahm. Er war hier acht Jahre, bis 1678, mit dem besten Erfolge thätig, und übernahm dann das Rectorat des Gymnasiums in seiner Vaterstadt, welches Amt er dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, mit unermüdlichem Eifer und rastloser Thätigkeit verwaltete. Er starb in Zittau den 21. October 1708.

Weise, der besonders aus sittlichen und moralischen Gründen ein Gegner der zweiten schlesischen Schule und alles von derselben ausgehenden gesuchten, schwülstigen und frivolen Wesens war, hatte bei Abfassung seiner zahlreichen Schriften, poetischen sowohl wie prosaischen, vorzüglich die Ausbildung der Jugend im Auge. Daß bei dieser ganz bestimmten Absicht sein poetisches Talent sich nicht so frei entwickeln konnte, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre, ist natürlich. Es sind daher nur einzelne wenige Dichtungen Weise's von wirklichem Werthe für die Poesie; doch ist er für die Literaturgeschichte deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil er der Erste war, der mit Eifer und Geschick den Schlesiern entgegentrat. Er verfaßte außer mehrern Lehrbüchern über Dichtkunst und Beredtsamkeit, unter denen besonders hervorzuheben sind: „Kuriose Gedanken von deutschen Versen", und: „Der galante Hofredner", lyrische Gedichte aller Art, sowohl weltlichen wie geistlichen Inhalts, Dramen und Romane. Für die dramatische Poesie, und in dieser für das Lustspiel, hatte er entschieden das meiste Talent, und wenn nicht alle seine

Dramen (er hat deren gewiß an hundert geschrieben, von denen kaum die Hälfte gedruckt wurde) davon Zeugniß geben, so lag dies mit an den äußern Verhältnissen, durch die er in vielen Hinsichten gebunden war. So waren alle seine Dramen dazu bestimmt, von den Schülern des Gymnasiums aufgeführt zu werden, und da alle oder doch die meisten Schüler dabei beschäftigt sein sollten, so mußten in den Stücken so viel Personen vorkommen, wie irgend möglich. Schon diese beiden Gründe legten ihm eine Menge Beschränkungen auf, die er in vielen seiner Lustspiele, z. B. „Peter Squenz", „von der verkehrten Welt", und im „bäuerischen Machiavellus" glücklich überwand. Der Inhalt des „Peter Squenz" ist derselbe wie in Shakspeare's Sommernachtstraum, den auch schon Andreas Gryphius zu einem Lustspiel gleichen Namens benutzte. Weise's Romane, die in Anlage und Ausführung bei Weitem besser sind, wie die Romane der Schlesier, und vor allen deren langweilige Weitschweifigkeit vermeiden, haben meist einen didaktischen Zweck, der aber nicht störend hervortritt. Drei derselben: „Die drei ärgsten Erznarren", „Die drei klügsten Leute" und „Die drei Hauptverderber", sind noch jetzt von Interesse für den Leser, was man von den Romanen der andern Dichter dieser Zeit gewiß nicht sagen kann. „Die drei Erznarren" erinnert durch die verschiedenartigen Menschen und Verhältnisse, die dem Leser darin vorgeführt werden, etwas an die „sieben weisen Meister" des vorigen Jahrhunderts. Es reist nämlich Einer, der in Folge testamentarischer Verfügung die drei ärgsten Narren malen lassen soll, um diese aufzusuchen, da trifft er nun die verschiedensten Mängel und Gebrechen an, die hier, wie in Sebastian Brandts „Narrenschiff", unter dem Namen „Narrheiten" aufgeführt werden, und es bietet sich dabei die Gelegenheit, die mannichfaltigsten Zustände und Charaktere zu schildern, wodurch der Verfasser zugleich in den Stand gesetzt ist, seinen didaktischen Zweck zu verfolgen, die Thorheiten der Menschen, besonders aber die seines Zeitalters zu geißeln, darunter auch die Verirrungen auf dem Gebiete der Sprache und Poesie. Der zweite Roman: „Die drei klügsten Leute", ist ein Gegenstück zu ersterem, doch bei der beinahe gleichen Mannichfaltigkeit weniger interessant erzählt; und der dritte: „Die drei Hauptverderber", ist ein Gesicht in Moscherosch's Manier, in welcher Weise die drei Hauptgebrechen des deutschen Volkes bespricht, die nach seiner Meinung folgende sind: kirchliche Unduldsamkeit, trotz der Gleichgültigkeit in Glaubenssachen; Heuchelei bei Hohen und Niedern, und die Modesucht.

Weise schrieb unter dem Namen: Sigismund Gleichviel und Catharinis Civilis.

Lied von Weise.

Er beschuldigt Dorinden der Zauberei.

Dorindchen, darf ich's sagen
Und darf ich ohne Scheu
Dich öffentlich verklagen
Mit deiner Zauberei?
Ach, du verwandelst meinen Sinn,
Daß ich mir selbst nicht ähnlich bin

Sonst ist mein junges Herz
Bei allen Mädchen kalt
Und gibt der Liebeskerz'
Gar schlechten Aufenthalt;
Doch du verwandelst meinen Sinn,
Daß ich bei dir verliebet bin.

Verlier' ich ja bei andern
Manchmal ein gutes Wort,
So bin ich nun von Flandern
Und geh' bei Zeiten fort;
Doch du verwandelst meinen Sinn,
Daß ich bei dir beständig bin.

Ich habe meine Brüder
Ohn' allen Schein geliebt,
Sie haben mich auch wieder
Mit Willen nie betrübt;
Doch du verwandelst meinen Sinn,
Daß ich den Freunden untreu bin.

Ich bin zur Lust geboren,
Die hängt mir allzeit an
Und gibt mich nicht verloren,
So lang' ich lispeln kann;
Doch du verwandelst meinen Sinn,
Daß ich zuweilen traurig bin.

Ich kann an andern Orten
Vortrefflich lose sein,
Und lasse mich mit Worten
In manche Kurzweil ein;
Doch du verwandelst meinen Sinn,
Daß ich gar eingezogen bin.

Wie schlimm hast du gehandelt,
Ich kenne deine List!
Ich werde so verwandelt,
Du bleibest, wie du bist.
Ach Kind, verwandle deinen Sinn,
Wie ich bei dir verwandelt bin.

Prosa von Weise.

Aus dem Roman: „**Die drei ärgsten Erznarren.**“ 26. Capitel.

Celanor gedachte während des Essens an den alten Gänseglauben, welchen er an dem Schneider observirt, und belustigte sich trefflich über die Einfalt des Menschen. Doch hörte er, daß dergleichen Aberglauben sowohl bei vornehmen, als gemeinen Leuten im Schwange sei. Denn da war ein Fremder von Adel, der erzählte Folgendes: „Der Herr“, sagte er, „wird hier zu Lande nicht viel bekannt sein, denn sonst würde er von solchen Albernheiten etwas erfahren haben, indem die Leute auf die eitlen Einbildungen mehr halten, als auf Gottes Wort. Da geht Mancher, und will Gottes Befehl zur schuldigen Folge in die Kirche gehen, doch weil ihm eine alte Frau begegnete, so muß Gottes Befehl nachbleiben. Warum? Es ist nicht gut. Da ließe sich Mancher eher erschlagen, ehe er durch zwei Frauenzimmer durchginge. Ein Anderer zieht sein weißes Hemd am Montag an, und ginge lieber nackt, als daß er sich am Sonntag sollte frisch anziehen. Etliche halten den Tag, auf welchen der ehrliche St. Velten fällt, durch das ganze Jahr für fatal, und nehmen an demselben nichts vor. Ich kenne Leute, die stehen in der Meinung, wenn sie nicht am Aschermittwoch gelbes Muß, am grünen Donnerstag ein grünes Kraut von neunerlein Kräutern, am Pfingstmittwoch Schollen mit Knoblauch äßen, so würden sie noch dasselbe Jahr vor Martini zu Eseln. Und was soll ich sagen von Braut und Bräutigam, was die mehrentheils für Sachen merken müssen? Da sollen sie dicht zusammentreten, wenn sie sich trauen lassen, daß Niemand durchsehen kann; da sollen sie den Zapfen vom ersten Bier- oder Weinfasse in Acht nehmen, ja was das Possirlichste ist, da soll sich der Bräutigam wohl gar in einer Badeschürze trauen lassen. Mit einem Wort, der Händel sind sehr viel, daß man ein groß Buch davon beschreiben könnte.“

Celanor fragte, was doch solcher Aberglauben müßte für einen Ursprung haben. Dieser sagte: „Ich habe der Sachen oft mit Verwunderung nachgedacht, und befinde zwar, daß etliche aus bloßem Possen vorgebracht, und hernach von einfältigen Leuten im Ernst verstanden werden. Da nähme Mancher nicht viel Geld und wischte das Maul an das Tischtuch; denn es heißt: wer das Maul an das Tischtuch wischt, der wird nicht satt. Ja wohl, möchte ein Narr hundert Jahre wischen, er sollte doch vom Wischen nicht satt werden. Ingleichen sprechen sie, es sei nicht gut, wenn man das Kleid am Leibe flicken ließe, und Mancher lief lieber durch das Feuer, als daß er sich ließe einen Stich am Leibe thun. Doch ist das nicht Thorheit? wenn es gut wäre, brauchte man es nicht zu flicken. Was für Dinge geglaubt werden, die man thun soll, wenn ein Wolf oder ein Hase über den Weg läuft, ist wohl bekannt; denn wenn der Wolf davon lauft, ist es ein besser Zeichen, als wenn er dort bleibt; lauft aber der Hase davon, so ist es ein böses Zeichen, daß er nicht soll in der Schüssel liegen. Ingleichen ist es an etlichen Orten der Brauch, daß sie das Brod, welches zuletzt in den Backofen geschoben wird, sonderlich zeichnen und es den Wirth nennen; da halten sie dafür, so lange der Wirth im Hause sei, mangele es nicht an Brod, glauben derwegen, wenn das gezeichnete Brod vor der Zeit angeschnitten würde, so müßte theuere Zeit erfolgen. Doch es sind Thorheiten, so lange das Brod da ist, mangelt es nicht. Wie Jener, der sich einen Zweier in die Hose nähen ließ, und rühmte sich, er hätte stets Geld bei sich. Doch darf man allen Aberglauben auf solche possirliche Auslegung nicht führen. Das Meiste kommt meines Erachtens daher, weil die Eltern ihren Kindern ein und die andere Moral haben beibringen wollen, und haben ihrem kindischen Verstande nach eine Ursache beigefügt, welche doch hernach für Wahrheit genommen und in der Welt als eine sonderliche Weisheit fortgepflanzt worden. Zum Exempel es steht unhöflich, wenn man auf Alles mit den Fingern zeigt. Darum hat ein Vater ungefähr zu seinem Kind gesagt: „Bei Leibe, zeige nicht mit dem Finger, du erstichst einen Engel". Solches ist von dem Kinde aufgefangen und auf die Nachkommen gebracht worden, daß jetzt Mancher nicht viel Geld nähme und zeigte mit den Fingern in die Höhe, wenn es auch die größte Noth erforderte. Ingleichen weiß es ein Jeder, wie gefährlich es ist, wenn man das Messer auf den Rücken legt, denn es kann ein Anderer leicht dreingreifen und sich Schaden thun. D'rum hat der Vater gesagt: „Liebes Kind, lege das Messer nicht so, die lieben Engel treten sich hinein". Nun ist der Aberglaube so eingerissen, daß ich einen Priester in einer vornehmen Stadt kenne, der in einem Gastgebet öffentlich gesagt, wenn man zugleich ein Kind im Feuer und ein Messer auf dem Rücken liegen sähe, sollte man dem Messer eher als dem Kind zulaufen. Hätte nun ein solcher Kerl nicht verdient, daß man ihn mit bloßem Rücken in die heiße Asche legte, und ließe ihn so lange zappeln, bis man ein Messer zur Ruh gelegt hätte? Noch eines zu gedenken: es ist nicht fein, daß man die Becher oder Kannen überspannt, denn es kann dem Nachbar ein Eckel entstehen, wenn man Alles mit den

Händen betastet; so hat der Vater gesagt: „Mein Kind, thue es nicht, wer daraus trinkt, bekommt das Herzgespann". Nun sind die Leute so sorgfältig dabei, daß auch keine Magd beim Scheuern über die Kanne spannen darf. — Mehr könnte ich anführen, wenn es vonnöthen wäre.

Dritte Gruppe.

Zweite Gegner der Schlesier.

Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von Canitz, Johann von Besser und Benjamin Neukirch.

Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von Canitz, geboren den 27. November 1654 in Berlin, wurde, da sein Vater kurz vor seiner Geburt gestorben war, und seine Mutter sich bald wieder verheirathete, von seiner Großmutter, der Oberkammeräthin von Burgsdorf, auf's sorgfältigste erzogen. Mit siebzehn Jahren bezog er die Universität, um die Rechte zu studieren, und zwar zuerst in Leyden, später in Leipzig, und machte dann größere Reisen nach Italien, Frankreich, England und den Niederlanden. Davon zurückgekehrt, begleitete er den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg drei Jahre als Kammerjunker auf seinen Feldzügen, und wurde zum Amtshauptmann befördert. Von 1682 bis 1688 war er Hof- und Legationsrath, und entwickelte bei den mannichfaltigen diplomatischen Sendungen, mit denen man ihn beauftragte, so viel Geschick und Gewandtheit, daß er zum Geheimrath ernannt wurde, und eine einträglichere Stelle erhielt, später auch vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben ward. Als er 1698 als Minister des Kurfürsten an den diplomatischen Unterhandlungen im Haag Theil nehmen sollte, nöthigte ihn zunehmende Kränklichkeit, um seinen Abschied nachzusuchen; er zog nach Berlin und starb dort den 11. August 1699, nachdem er sich 1696 zum zweitenmal mit einem Fräulein von Schwerin vermählt hatte. Seine erste Gattin, geborene von Arnim, mit der er von 1681 bis 1695 in sehr glücklicher Ehe gelebt hatte, starb 1695.

Canitz, der sich, wie auch die meisten seiner Anhänger, in seiner Jugend an die Schlesier angeschlossen hatte, sich jedoch später, durch die Kenntniß der Literatur anderer Völker, namentlich aber der Franzosen, von der Geschmacklosigkeit der schlesischen Dichter überzeugte und sich deßhalb ganz von ihnen abwendete, war ein außerordentlicher Verehrer der französischen Poesie und vor allen des französischen Dichters Boileau. Er glaubte der deutschen Poesie einen großen Dienst zu erweisen, wenn er, bemüht dem Schwulst der Schlesier entgegenzutreten, auf die französischen Dichter als allein gültige Muster der Poesie hinwies. Während er dadurch auf der einen Seite der deutschen Dichtkunst einen Dienst erwies, daß er die frivolen Dichtungen der Schlesier verdrängte, schadete er ihr auf der andern Seite wieder dadurch sehr, daß er die auf Nachahmung beruhende Poesie von Neuem einführte, und nicht berücksichtigte, daß nur auf nationaler Grundlage die deutsche Poesie sich herrlich entfalten könne.

Was seine eigenen Dichtungen betrifft, die zu ihrer Zeit große Bewunderung erregten (sie erlebten von 1699, in welchem Jahre sie zuerst erschienen, bis 1727 vierzehn Auflagen), so zeichnen sich dieselben durch gefällige Leichtigkeit in der Form und durch den Sinn für das sittlich Reine aus, doch mangelt ihnen Tiefe des Gefühls und schwunghafte Phantasie, wie denn überhaupt dem Verfasser höhere poetische Anschauung abging. Er ist daher in seinen didaktischen Gedichten (Episteln und Satyren) glücklicher wie in den kleineren lyrischen, weil darin die genannten Fehler nicht so störend wirken.

Aus Canitzens dritter Satyre: **Von der Poesie.**

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh' geschwungen;
Und eine Redensart, die göttlich sollte sein,
Ward zu derselben Zeit den Sklaven nicht gemein.
Wo lebt jetzt ein Poet, der dies Geheimniß schonet?
Sobald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Loos bis an den Himmel trägt,
Den wir mit solcher Post so oft zum Zorne reizen,
Und öfters noch vielleicht, als sich die Sterne schneuzen,
Daß großen Theils die Welt in träger Lust verdirbt
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt
Ist der Poeten Schuld: der Weihrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel' um die Gebühr verpfändet.
Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erdenschwamm, sich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet,
Da er für jedes Loth, was ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glück's und schnöden Goldes zählt.
Man denkt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh' man an sie gedacht,
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht;
Da doch ein jeder weiß, daß in den Schildereien
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn er wird in Gestalt des Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abenteuer;
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so glücklich vorgestellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör' ich, Dido, dich von Lieb' und Undank sprechen,
So möcht' ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft jetzund kein Dichter die Natur,
Sie ist ihm viel zu schlecht, er sucht sich neue Spur,
Gießt solche Thränen aus, die Lachens würdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten and're weinen.
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht:
Kein Wort kommt an den Tag, was nicht auf Stelzen geht.

Johann von Besser, geboren den 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Curland. Sein Vater war dort Prediger und bestimmte ihn ebenfalls zum Theologen. Er bezog daher, als er die gehörige Reife erlangt hatte, die Universität Königsberg, studierte dort Theologie und erwarb sich die Magisterwürde. 1675 begleitete er einen jungen Curländer nach Leipzig; dieser aber wurde bald nachher im Duell erschossen, und da Besser nun die Hoffnung verlor, durch die angesehene Familie des jungen Mannes bald eine angemessene Stelle in seinem Vaterlande zu erhalten, er auch eigentlich nie rechte Lust zum Theologen gehabt hatte, gab er die Theologie auf, und studierte in Leipzig die Rechte. Hierauf ging er 1680 nach Berlin, wo ihm wegen seiner poetischen Talente der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, besonders geneigt war und ihn 1681 zum Legationsrath ernannte; 1682 verheirathete er sich; 1684 wurde er in diplomatischen Geschäften nach London geschickt und lernte dort das Hofceremoniel in seinem ganzen Umfang kennen; durch diese Kenntniß erhielt er 1690 die Stelle eines Ceremonienmeisters am kurfürstlichen Hof, womit zugleich das Amt eines Hofpoeten und der Adel verbunden war. 1701 wurde er zum Oberceremonienmeister und Geheimrath befördert; diese Beförderung hatte er vorzüglich seinen Lob- und Ehrengedichten auf das kurfürstliche Haus zu verdanken. Auch nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich Wilhelm behielt er unter König Friedrich I. seine Aemter, ward aber 1713 von dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., verabschiedet, und gerieth dadurch in eine sehr bedrängte Lage, bis er endlich 1717 von Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, zum geheimen Kriegsrath und Ceremonienmeister ernannt wurde. Er starb als solcher in Dresden den 10. Februar 1729.

Besser war ein kenntnißreicher, feiner Weltmann, voll schöner Talente, aber kein großer Dichter. In seiner Jugend dichtete er ganz im Geschmack Hoffmannswaldau's, wodurch vollends alle ächte Wärme und Begeisterung in ihm vernichtet wurde. Später ahmte er seinem Freund Canitz nach, und befleißigte sich einer einfachen, im französischen Geschmack gebildeten Darstellung, aber freilich sind dadurch seine Lob- und Ehrengedichte auf das kurfürstliche Haus, sowie seine Fest- und Singspiele, die bei Hoffesten aufgeführt wurden, für die damalige Zeit elegant und correct geschriebene, sonst aber nur matte, wässerige Reimereien. Unter den kleinern Gedichten aus der spätern Zeit finden sich jedoch mehrere, in welchen er sinnreiche Gedanken mit Glück darstellt.

Gedicht von Johann Besser.

Die durch Melindens Thränen siegende Traurigkeit.

Die Traurigkeit ging dieser Tage
Selbst voller Schmerzen und betrübt,
Und sprach: weil ich die Menschen plage,
Werd' ich von keinem fast geliebt.
Wie mach' ich es mit meinem Leide,
Daß ich was angenehmer sei?
Ein jeder liebet Lust und Freude,
Wie komm' ich meiner Feindin bei?

Sie dachte, muß ich häßlich scheinen,
Das rührt vermuthlich nur daher,
Daß wenig schöne Augen weinen,
Wie, wenn ich künftig klüger wär'.
Wie, wenn ich einmal auf die Wangen
Der allerschönsten Nymphe käm'?
Ich weiß, man würde mich verlangen,
Die Thränen würden angenehm.

Der Anschlag galt, sie traf Melinden
Bei einer werthen Leiche an:
O rief sie, meine Trauerbinden,
Hier hab' ich, was euch zieren kann.
Wohl mir, nun soll es mir auch glücken,
Man wird mich bald erhoben sehn:
Mit der Melinde Wunderblicken
Wird meine Traurigkeit mit schön.

Melinde fing kaum an zu klagen,
Da fühlte man schon ihren Zug,
Ein jeder suchte Leid zu tragen
Weil es Melindens Auge trug.
Die Männer liebten die Beschwerden,
Die Nymphen drängten sich zur Pein:
Die Schönen, schöner noch zu werden,
Die Ungestalten schön zu sein.

Was für ein Mittel dies zu heilen?
Die Freude lief zur Traurigkeit
Und sprach: zum mind'sten laß uns theilen,
Es wechsele jetzt denn Freud' und Leid.
Willst du nicht deinen Ehrgeiz zähmen,
So wird, weil jeder Leid empfind't,
Die Welt sich bald zu Tode grämen.
Was bist du, wo nicht Menschen sind?

Die Traurigkeit erwog dies Sehnen
Und sprach: wohlan ich bin vergnügt,
Daß ich durch der Melinde Thränen
Dich überwunden und besiegt.
Ich laß es zu, brich ihre Schmerzen
Sobald du sie wirst weinen sehn,
Und bitte sie und alle Herzen
Von Trauern wieder abzustehn.

Benjamin Neukirch, geboren den 27. März 1665 zu Reinke, einem Dorfe in Schlesien, studierte in Frankfurt, Halle und Leipzig die Rechtswissenschaft. Von der Universität zurückgekehrt, lebte er eine Zeit lang als Advokat in Breslau; da ihm aber diese Beschäftigung nicht zusagte, gab er sie, trotzdem er gänzlich mittellos war, auf, und widmete sich ganz der Poesie, die von jeher seine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Um sich dabei jedoch seinen Lebensunterhalt zu erwerben, ging er nach Frankfurt und ertheilte Unterricht in der Poesie und Beredtsamkeit. Endlich wurde er im Jahre 1703, nach vielen fruchtlosen Bemühungen um eine passende Anstellung, zum Professor an der neu errichteten Ritterakademie in Berlin ernannt. Die Besoldung war aber so karg, daß er auch dort in den gedrücktesten Verhältnissen lebte, zudem wurde die Akademie 1718 wieder aufgehoben, und er befand sich wieder ohne Subsistenzmittel, bis er 1719 nach Anspach als Lehrer des Erbprinzen berufen ward, wo er bis zu seinem Tode, den 15. August 1729, in angenehmen Verhältnissen lebte.

Neukirch schrieb Lieder, Oden, Satyren und poetische Briefe, und zwar später ganz in Canitzens Manier, während er in seiner Jugend ein eifriger Verehrer der Schlesier gewesen. Unter seinen lyrischen Gedichten sind die geistlichen Oden die besten, seine weltlichen Lieder und poetischen Briefe sind meist matt und prosaisch. Seine Satyren zeugen von großer Fertigkeit und sind nicht ohne Gehalt.

Aus Benjamin Neukirchs sechster Satyre: **Wider unwissende Richter.**

Laß doch, Lysander, ab, mit Reimen dich zu plagen,
Und einer Bettelkunst halb rasend nachzujagen,
Die zwar die Phantasie durch süße Träume rührt,
Dich aber auf den Weg der Hungerwiesen führt;
Und endlich, wenn du dich läßt ihre Grillen treiben,
Mit Meistersängern wird in eine Rolle schreiben.
Das eben ist das Gift, das, wie die Missethat,
Gleich mit der Muttermilch mir in's Geblüte trat.

Wie glücklich wär' ich doch, wenn mich zur rechten Stunden
Ein kluger Arzt davon durch Kräutersaft entbunden,
Und alles, was ich nun von Versen angeblickt,
Durch hebend Antimon hätt' in die Luft geschickt;
So dürft' ich nicht, wie jetzt, in Kummerwinkeln sitzen
Und bei geborgter Luft von langen Sorgen schwitzen.
So hätt' ich auch vielleicht den Wuchergriff erlernt,
Wie man durch Ränke sich von der Vernunft entfernt;
Den Trieb der Redlichkeit mit Silberzäumen lenket,
Den Geist der Gottesfurcht in klugen Schlaf versenket;
Ein reiches Lasterweib zu seinem Willen beugt,
Durch höflichen Betrug auf Ehrenbänke steigt,
Und endlich, wenn die Kraft der Jugend uns verlassen,
Bei voller Tafel kann von fremdem Gute prassen.
So hab' ich manchen Tag und manche Nacht verreimt
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Lust in Zucker zugemessen;
Betrüger reich gemacht, mich aber gar vergessen,
Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit
Ein kurzer Sonnenblick bei Hofe noch erfreut,
Und Preußens Salomo, den ich mit Recht gepriesen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewiesen;
Ward doch durch seinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wuch'rerschaar bei ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen,
Die Zungendrescherei den Musen nachgesetzt
Und wahre Weisheit mehr, als Gut und Geld geschätzt;
Und daß ich, da der Hof zum laufen mich gezwungen,
Nicht noch zur rechten Zeit in Schulenstaub gesprungen;
Die matte Dürftigkeit in Mäntel eingehüllt,
Mit leerer Wissenschaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben
Und wöchentlich ein Lied für Thaler hingeschrieben.

Vierte Gruppe.

Niedersachsen.

Christian Wernicke, Barthold Heinrich Brockes und Karl Friedrich Drollinger.

Christian Wernicke, geboren um 1660 in Preußen. Von seinem Leben weiß man sehr wenig Bestimmtes. Weder Geburtstag, noch Ort, nicht einmal ganz genau seinen Namen, da ihn Einige Warnecke oder Warneck, Andere Wernicke oder Wernigk nennen. Im Jahre 1685 befand er sich auf der Universität Kiel und studierte wahrscheinlich Jurisprudenz. Später hielt er sich drei Jahre am Hofe der Herzogin von Mecklenburg auf, ohne jedoch eine feste Anstellung dort zu erlangen. Hierauf reiste er nach Frankreich und später nach England, wo er, wie es scheint, Anstellung bei einer Gesandt-

schaft fand, die er jedoch bald wieder aufgab uud dann einige Jahre in Hamburg lebte. Von da berief ihn der König von Dänemark, aufmerksam gemacht auf Wernicke's vielseitige Kenntnisse und politische Talente, zu seinem Staatsrath und schickte ihn als Residenten nach Paris, wo er wahrscheinlich um 1720 starb.

Wernicke, der nächst Grob und Logau der beste Epigrammendichter seiner Zeit war, wurde, ebenso wie Letzterer, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden und daher bald vergessen; selbst als später Bodmer seine Werke erneuert herausgab, fand er damit wenig Anklang, und erst als Ramler 1790 nochmals eine Ausgabe seiner Epigramme veranstaltete, wurde man auf ihn aufmerksam und erkannte, daß er einer der geistvollsten deutschen Epigrammatisten gewesen, der alle Lebensverhältnisse richtig aufzufassen und treffend darzustellen verstand. Nur hat seine Sprache zuweilen etwas Rauhes und Unbeholfenes, da er zu wenig Werth auf die Form legte. Viele seiner Epigramme sind gegen die Gebrechen der damaligen Dichtkunst gerichtet, sowohl gegen die Unnatur der zweiten schlesischen Schule, als auch gegen die wässerigen und matten Reimereien der Weisianer, wodurch er, wie in der Einleitung angedeutet wurde, die Veranlassung zum ersten literarischen Streit in der deutschen Literaturgeschichte gab, den er sowohl, wie seine Gegner, Hunold und Postel, mit Heftigkeit führten, und der die glücklichen Folgen hatte, daß man sich von beiden verkehrten Richtungen abwandte und neue, bessere Stoffe für die Poesie zu suchen begann. Wernicke's Epigramme erschienen zuerst 1697 zu Hamburg, unter dem Titel: „Ueberschriften". Außer diesen Epigrammen verfaßte er nur noch, als Gelegenheitsgedichte, vier Eclogen oder Idyllen, die er Schäfergedichte nennt und die unter den Schäfergedichten jener Zeit, zu den bessern gehören.

Epigramme von Christian Wernicke.

Auf die Mäßigkeit.

Der seiner vollen Krüge schonet,
Ist mäßig, und nicht der, der Durst gezwungen leid't.
In einem leeren Fasse wohnet
Der Durst und nicht die Mäßigkeit.

Die Tugend und der Lorbeerbaum.

Bei einem Lorbeerbaum sah ich die Tugend stehn
Und beid', ohn' anzusehn, das Volk vorüber gehn;
Grün', edles Paar, sagt' ich, obschon
Man keinen sieht dir Ehr' erzeigen,
Bist du nicht dein selbst eigner Lohn?
Krönst du dich nicht mit eignen Zweigen?

Almosen.

Almosen gibt man zwar den Armen,
Doch mehr aus Hoffarth, als Erbarmen,
Und d'rum erreichet hier kein Reicher Ziel und Zweck.
Am besten geben die, die selbst im Elend wandern;
Ein Reicher wirft die Gabe weg,
Ein Armer borget sie dem Andern.

Verflossene und gegenwärtige Zeit.

Wenn man der alten Zeit Geschichte fleißig lies't,
Und, was jetzt im Gebrauch, nicht läßt aus seiner Hut,
So ist die alte Zeit, so wie die neue, gut:
Man lernt, wenn man bedachtsam ist,
Von jener, was am besten glücket,
Von dieser, was sich bestens schicket.

Ihr wisset nicht, was ihr bittet.

Wenn du gedenkst, dein Schöpfer sei entrüst't,
Weil er nicht billigt dein Verlangen,
So warte nur, bis er erzürnet ist,
So kannst du, was du bitt'st, erlangen.

Blumenreiche Gedichte.

Man find't, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unsere deutschen Vers' anfüllen oder schließen,
Mit dem Verstand des Dichters überlegt:
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Ueber gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnet,
Und in der hohlen Eich', als seinem Neste, lebet,
Das um unwegsam' Gebirge brummend schwebet,
Und oft auch nicht des Blut's des müden Pilgrims schonet;
Merk' aber, wie er dich durch falsche Pracht betrüge,
Du denkst, es sei ein Löw', und es ist eine Fliege.

Auf ein gewisses Sonett.

Es schreibt Perikles ein Sonett,
In welchem der Verstand in steter Irre geht,
In welchem nach der letzten Zeilen
Die dreizehn erstern, wie in ihr Wirthshaus, eilen;
Denn ist gleich weder falsch, was vorhergeht, noch wahr,
So ist der Endspruch dennoch klar:
Er schließt durch ein grob' Wort sein dunkeles Gedichte,
Und spritzt die Feder aus, dem Leser in's Gesichte.

Beschaffenheit der Ueberschriften. (Epigramme.)

Dann läßt die Ueberschrift kein Leser aus der Acht,
Wenn in der Kürz' ihr Leib, die Seel' in Witz bestehet.
Wenn sie nicht allzutief mit ihrem Stachel gehet,
Und einen Abriß nur von einer Wunde macht,
Wenn Thränen sie allein den Lachenden auspreßt,
Und dem, der's nöthig hat, zur Ader kitzelnd läßt.

B a r t h o l d H e i n r i c h B r o c k e s, geboren den 22. September 1680 zu Hamburg. Er verlor seinen Vater, einen angesehenen Kaufmann, schon im dreizehnten Jahre, erhielt aber von seiner hochgebildeten Mutter eine

vortreffliche Erziehung. Im Jahre 1700 bezog er die Universität Halle, und studierte dort Jurisprudenz. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach Wetzlar, um sich beim dortigen Reichskammergericht in der cameralistischen Praxis zu üben. Die Sehnsucht nach fremden Ländern ließ ihn aber nicht lange dort; er reiste an den Rhein, später nach Nürnberg und dann nach Italien, von da über Paris und Holland nach Hamburg zurück. Auf dieser Reise wurde seine Vorliebe für die schönen Künste (er hatte sich schon auf der Schule mit Dichten und Zeichnen beschäftigt) von vielen bedeutenden Männern, die er kennen lernte, genährt, und 1704 nach Hause zurückgekehrt, verheirathete er sich und lebte in stiller Zurückgezogenheit ganz der Wissenschaft und Kunst bis zum Jahre 1720, wo er den Bitten seiner Mitbürger nachgab und als Beisitzer in den Rath seiner Vaterstadt eintrat, welcher ihn, da er in politischen Angelegenheiten sehr gewandt war, mehrmals an verschiedene Höfe, unter andern auch nach Wien schickte. Dort erhielt er die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen. Er starb in Hamburg den 16. Januar 1747.

Brockes, ein vielseitig gebildeter, kenntnißreicher Mann, war der Erste, der den von Wernicke angebahnten Weg, neue Stoffe in die Poesie hineinzubringen, betrat, und daß er dieses that, ist sein Hauptverdienst; denn seine Dichtungen selbst sind, trotz seiner Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, vom Standpunkt der höhern Poesie betrachtet, von geringem Werthe. Veranlaßt durch sein reines und frommes Gemüth, suchte und fand er den Stoff zu seinen Poesien in einer kindlichen und liebevollen Betrachtung der Natur; dabei aber konnte er sich nur selten hinaufschwingen zu der höhern Ansicht, alles Irdische in Gott zu sehen, sondern verlor sich in Schilderungen des Kleinsten und Unbedeutendsten, und knüpfte daran fromme Betrachtungen, wodurch seine Poesien, wenn auch einzelne dieser Schilderungen als äußerst gelungen bezeichnet werden können, meist eine breite, nüchterne Moral darbieten ohne Fülle des Geistes und Schwung der Phantasie. Er gab mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte heraus: die bedeutendste derselben führt den Titel: „Irdisches Vergnügen in Gott". Auch verfaßte er eine Anzahl Epigramme, und übersetzte nicht ohne Geschick mancherlei aus dem Französischen und Italienischen, darunter vor allen die Fabeln des Lafontaine.

Gedichte von Brockes.

Aus dem irdischen Vergnügen in Gott.

Große Buchstaben.

Frage doch die Thiere nur, ob sie dich nicht lehren werden,
Daß ein Gott, ein Schöpfer sei? oder rede mit der Erden,
Wenn sie gleich mit keinen Lippen und mit keiner Zunge spricht,
Gibt sie dir von dieser Wahrheit dennoch deutlichen Bericht.
Das Geflügel in der Luft darfst du ebenfalls nur fragen,
Selbst mit ihrem stummen Munde werden dir's die Fische sagen.
Frage Blumen, Bäum' und Kräuter, es erzählen Thal und Höhen

Von des großen Schöpfers Liebe, Weisheit, Herrlichkeit und Macht,
Deine Seele wird die Sprache, siehet sie nur mit Bedacht
Die geschaff'nen Wunder an, durch dein Auge bald verstehen;
Menschenrede prüft das Ohr; diese Sprache kannst du sehen,
Und durch dein Gesicht vernehmen und begreifen. Schaue dann
In des Weltbuchs schönen Lettern unseres Schöpfers Schriften an.

Die Ameise.

In dieser holden Frühlingszeit,
Da alles voller Glanz und neuer Herrlichkeit,
Trat ich, gerührt durch solchen Schein,
In Frommhold's schönen Garten ein,
Woselbst in reichem Schmuck die schönen Bäume blühten,
Woselbst in bunter Gluth der Flora Kinder glühten.
Ein jedes Bild war unvergleichlich schön,
So lieblich und so herrlich anzusehn.
Ein balsamreicher Duft
Erfüllete die laue Luft.
Das Wasser schien bemüht, mit tausend bunten Bildern
Die glatte Fläche zu beschildern:
Man sah mit Lust die schattigen Alleen
Im gelblich-grünen Schmuck der jungen Blätter stehn.
Auf manchem Pomeranzenbaum
Fand ich mit ungemeinem Prangen
Bei silberweißer Blüth' fast goldene Aepfel hangen,
Und kurz, mein Auge konnte kaum
Sich satt an aller Schönheit schau'n.
In diesem holden Ort und schönen Lustrevier
Erblickt' ich einen Ameis-Haufen.
Ich sah verwunderungsvoll dies kleine Thier
Mit unverdrossenem Fleiß und eifriger Begier
Sich stets bewegen, rennen, laufen.
Es eilte sonder Ruh' und hatte keine Zeit,
Die ungemeine Pracht, die holde Zierlichkeit,
Veränd'rung, Farben, Glanz, Schmuck, Ordnung, Seltenheit
Des Gartens anzusehn. Ach, rief ich überlaut:
Du scheinst, wie sehr mir auch vor der Vergleichung graut,
Uns zum belehrenden Exempel vorgestellt,
Die Ameis' ist der Mensch, der Garten ist die Welt.

Karl Friedrich Drollinger, geboren den 26. December 1688 in Durlach, studierte von 1704 bis 1710 die Rechte zu Basel. Dann ward er in seiner Vaterstadt Registrator des geheimen Archivs und Doktor juris. 1722 ernannte ihn der Markgraf von Baden-Durlach zum Hofrath und 1726 zum geheimen Archivhalter. In Folge der Kriegsunruhen begleitete er seinen Fürsten nach Basel, führte mit großem Eifer dessen Angelegenheiten und starb daselbst, von überhäuften Arbeiten und Anstrengungen erschöpft, den 1. Juni 1742.

Drollinger war in seiner Jugend ein Anhänger der zweiten schlesischen Schule, bildete sich aber später ganz nach Brockes, und verfaßte ähnliche, doch

noch verstandesmäßigere lyrische Gedichte, wie jener. Größeres poetisches Talent zeigte er in seinen geistlichen Oden, die an Gedankenkraft und Fülle zu den gelungensten derartigen Gedichten der Zeit gehören.

Geistliche Ode von Drollinger.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele.

Regentin meiner Leibeshütte,
Ich eile nun zur langen Ruh'.
Dem Körper naht mit schnellem Schritte
Die Herrschaft der Verwesung zu.
Kaum stößt jetzt noch des Herzens Höhle
Das halb verrauchte Lebensöle
Mit müden Schlägen langsam aus.
Die Muskeln sind entspannt und schwinden,
Der Sinne schwächliches Empfinden
Verkündigt schon des Todes Graus.

Wohlan, der Körper mag zerstäuben,
Sein blödes Zeug kann nicht bestehn.
Doch du, o Seele, wirst du bleiben?
Wie, oder mußt du mit vergehn?
Ist denn dein Stoff auch ein Gedränge
Von Theilen ungezählter Menge,
Als wie ein Körper zugericht't?
Ein Bau von so viel tausend Stücken,
Auf welchen Zeit und Zufall drücken,
Bis ihre Fügung wieder bricht?

Doch nein, du öffnest deine Schätze,
Und legst uns überzeugend dar,
Daß keines Körpers Grundgesetze
Und keine Mischung dich gebar.
Was ist ein Leib? des Geistes Hülle!
Sein Klumpe lieget todt und stille,
Sobald ihm ein Beweger fehlt.
Nicht so der Geist, der lebt und denket,
Mit schneller Macht die Sinne lenket,
Erwägt, beschließt, verwirft und wählt.

So lerne denn, daß Tod und Sterben
Allein in grobe Körper dringt,
Und der Zerstörung Grundverderben
Ein geistig Wesen nie bezwingt.
Der Mischung Bau wird leicht zerstücket,
Dich aber hat ein Sein beglücket,
Das weder Stück, noch Theile kennt.
Vergeblich sucht der Raub der Zeiten
Dein einfach Wesen zu bestreiten:
Nichts als Gefügtes wird getrennt.

Ist's glaublich, daß dich Gott vernichte?
Er schuf dich viel zu groß und schön.
Schau', welch' ein Glanz, schau', welche Früchte
Aus edler Seelen Trieb entstehn!
Mich däucht, in jeder Seele funkelt,
Wenn sie kein grober Dunst verdunkelt,
Ein Schimmer von der Gottheit Licht.
So zeugt er auch von ihrem Währen.
Wer kann ein solches Sein zerstören?
Was göttlich ist, verdirbet nicht.

Schau', wie bei Sturm und Kriegsgefahren
Ein Mann oft einen Haufen schreckt,
Und vor dem Raub der wilden Schaaren
Den unbewahrten Säugling deckt;
Wie dort ein Held, von Gott beseelet,
Die Wollust flieht, die Sorgen wählet,
Für anderer Glücke sich verbannt!
Er wacht, damit wir sicher schlafen,
Erhält sein Volk durch Witz und Waffen,
Und stirbt mit Lust für Kirch' und Land.

Und ihr, der Weisheit erste Söhne,
Geweihter Dichter heil'ger Chor;
O welche Kraft, o welche Töne
Durchdringen plötzlich Herz und Ohr!
Es wirket euer mächt'ger Wille
Der tiefsten Sinne Sturm und Stille,
Er stellt den Regungen Gebot.
Ich hör', ich höre Davids Lieder,
Der Himmel steigt zu uns hernieder,
Und unser Geist hinauf zu Gott.

Wer zählt das Heer der lichten Sterne?
Wer mißt der Sonne ihren Lauf?
Wer dringt in ungemess'ne Ferne
Und deckt des Himmels Ordnung auf?
Ist's nicht des Geistes Wunderstärke?
Hier setzt er schrecknißvolle Werke,
Gebäude, die den Wolken droh'n;
Bald stürzt er wieder Thürm' und Mauern,
Die Last, die ewig schien zu dauern,
Sein donnernd Erz zermalmt sie schon.

Doch, hör' ich nicht ein Lied erklingen,
Daß unsern Geist so prächtig schmückt,
Und eines Wesens Kraft besingen,
Aus dem so mancher Mangel blickt?
Wo bleiben seiner Stärke Proben,
Wenn der Begierden wildes Toben

Dem schwachen Herrscher selbst gebeut?
Ist dieses der geprief'ne Schimmer,
Den Wahn und Zweifel je und immer
Mit dickem Nebel überstreut?

Wohlan, es mengt in uns're Schätze
Sich auch der Schwachheit Zusatz ein,
Doch dies bestärket selbst die Sätze
Von uns'rer Seele stetem Sein.
Wo bliebe sonst des Schöpfers Liebe,
Die, daß sie unsern Geist nur übe,
Ihn so zu stetem Forschen treibt.
Wofern wir, ehe wir erbleichen,
Den Zweck aus Schwachheit nicht erreichen,
Und nach dem Tode nichts mehr bleibt?

So merket denn, daß dieses Leben
Auf eine lange Zukunft zielt,
Hier ist uns nur ein Raum gegeben,
D'rauf unsers Geistes Kindheit spielt.
Dann öffnet sich nach kurzen Zeiten
Der Schauplatz großer Ewigkeiten;
Da geht sein Lauf unendlich fort.
So hatt' die Allmacht es beschlossen,
Hier treibt der Geist die ersten Sprossen,
Was hier gekeimt, das reifet dort.

D'rum zeigt er jetzt schon ein Gefühle
Von Trieben, die nichts Endlich's stillt,
Er setzt sich immer neue Ziele
Und sucht umsonst, was ihn erfüllt;
Er wünscht, genießt und wünscht auf's Neue,
Durchirrt der Güter lange Reihe,
Und kann bei keinem stille ruhn.
Gab Gott, der nichts vergeblich's füget,
Uns einen Trieb, den nichts vergnüget?
Die Ewigkeit denn muß es thun.

O, was entdeckt sich meinem Blicke,
Was wird mir für ein Schauspiel kund?
Welch' unerforschliches Geschicke
Beherrscht der Erde weites Rund?
Hier seh' ich unter Ach und Flehen
Den Heiligen in Qual vergehen,
Den Dampf und Flamme langsam schmaucht,
Wenn, satt von Jahren, Lust und Fülle,
Sein Würger dort in sanfter Stille
Den lastervollen Geist verhaucht.

Wie, theilt uns denn mit blinder Wage
Ein Schicksal zu, was uns befällt?
Regiert ein Zufall uns're Tage
Und mischt verwirrt den Lauf der Welt?
Doch nein! des Zweifels Nebel brechen,
Kein ungerechtes Urtheil sprechen,
Entehrt der Allmacht Richterthron.
Du sterblich Volk, die Wahrheit lehret:
Dein Wesen wird nicht ganz zerstöret,
Es bleibt noch was zu Straf' und Lohn.

Es ist, es ist noch ein Gerichte,
Die Zukunft kommt mit Lohn und Schwert
Und reicht mit billigem Gewichte
Den Thaten den verdienten Werth.
Mein Vorwitz soll sich nicht vergehen,
Den tiefen Abgrund einzusehen,
Der hier der Allmacht Rath verhüllt.
Doch diesen Satz kann nichts vertreiben:
Gott ist gerecht; die Seelen bleiben,
Was hier gebricht, wird dort erfüllt.

Der Wahrheit Macht ist durchgedrungen,
Es hört Ost, Süden, West und Nord
Durch ungezählter Völker Zungen
Ihr kräftig überzeugend Wort.
Gesetzt, ein Hauf' sei noch bethöret,
Was uns ein Plato göttlich lehret,
Braucht keines Hurons Beifall nicht.
Soll dies der Lehre Kraft vermindern,
Wenn dort, vergnügt mit seinen Kindern,
Ein viehisch Volk ihr widerspricht?

Getrost, es macht sich ihre Stärke
Durch größter Geister Zeugniß kund,
Der Helden göttlich schöne Werke
Entspringen nur aus ihrem Grund.
Sie hören ein geheimes Sprechen:
Ihr Seelen, eu're Körper brechen,
Doch euch vernichtet keine Zeit.
O, folget einem edlen Ziele,
Geübter Tugend Lustgefühle
Begleiten euch in Ewigkeit.

O Geist! der Geister erste Quelle!
O Wesen! unbeschränkter Macht,
Schick' einen Strahl von deiner Helle
In finst'rer Geister trübe Nacht!
Erleucht' ein Volk, von dir gebauet,
Dem noch vor seiner Größe grauet,
Das der Zernichtung Scheusal ehrt;
Und gib, daß, frei von seiner Bürde,
Mein froher Geist in neuer Würde
Zu deiner Gottheit wieder kehrt.

Fünfte Gruppe.

Dichter und Prosaiker dieser Zeit, die zu keiner der genannten Gruppen gehören.

Johann Christian Günther, Knorr von Rosenroth, Gerhardt Tersteegen, Quirin Kuhlmann, Joachim Neander, Benjamin Schmolk, Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Christian Scriver, Samuel von Butschky, Abraham a Santa Clara und Adam Olearius.

Johann Christian Günther, geboren den 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien. Sein Vater war Arzt und ein gebildeter und kenntnißreicher Mann, der, trotz seiner beschränkten Verhältnisse, dem talentvollen, phantasiereichen Knaben eine sorgfältige Erziehung gab. Doch reichten später seine Mittel nicht aus, den Sohn, seinem Wunsche gemäß, das Gymnasium bis zu Ende besuchen zu lassen, und es fügte sich daher glücklich, daß einer seiner Freunde, Doktor Thiem, der Gefallen an dem begabten Knaben fand, ihn im vierzehnten Jahre mit nach Schweidnitz nahm, wo er zuerst das Gymnasium besuchen sollte, um dann die Universität beziehen zu können. Auf dem Gymnasium zeichnete er sich vor Allen durch Fleiß und Kenntnisse aus, und gewann dadurch, noch mehr aber durch sein liebenswürdiges Benehmen und sein poetisches Talent die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler in hohem Grade. Doch als er 1715 die Universität Wittenberg bezog, um Medicin zu studieren, änderte sich plötzlich sein ganzes Wesen. Es waren nächst seinem leidenschaftlichen Charakter zwei Dinge, die dies veränderte Benehmen verursacht hatten. Zuerst war er unzufrieden mit dem von ihm gewählten Studium der Medicin, da es ihn verhinderte, seinem innern Drange zu folgen, sich ausschließlich mit der Poesie zu beschäftigen; dazu kam eine unglückliche Liebe zu Leonore, der Tochter des Doktor Jachmann in Wittenberg, was ihn vollends in Verzweiflung stürzte. Er führte von nun an ein wüstes, unordentliches Leben, und besonders war es das Laster des Trunkes, dem er sich ergab, so daß nicht allein sein Wohlthäter, Thiem, sich von ihm wandte, sondern sein Vater ihn auch verstieß, und er deßhalb 1717 Wittenberg verlassen mußte, da er aus Mangel an Mitteln weder sein Studium fortsetzen, noch überhaupt sein Leben fristen konnte. Er begab sich nach Leipzig, wo er nothdürftig von Gelegenheitsdichterei und Unterstützungen einzelner Freunde lebte, die er sich durch sein immer noch liebenswürdiges Wesen erwarb. Einige dieser Freunde bemühten sich auch, ihm eine passende Anstellung zu verschaffen, und schickten deshalb sein berühmt gewordenes Gedicht auf den Prinzen Eugen nach Wien an den Kaiser, doch ohne Erfolg. Glücklicher würden die Bemühungen, ihm am sächsischen Hofe eine Stelle zu verschaffen, ausgefallen sein, wenn er nicht durch sein liederliches Leben einigen Neidern Gelegenheit gegeben hätte, ihn zu verläumden, wodurch er, kaum dort angekommen, wieder entlassen wurde. Belehrt durch die Erfah-

rungen so vieler traurigen Jahre, faßte er die festesten Vorsätze, sich zu bessern, doch gänzlich hülf- und mittellos, von seinem Vater, den er reumüthig um Verzeihung gebeten hatte, unbarmherzig verstoßen, versank er immer tiefer in Elend, und verlor endlich sowohl an Geist, wie an Körper die Kraft, sich empor zu raffen. Er irrte in verschiedenen Städten Schlesiens und Sachsens umher, von Gelegenheitsgedichten lebend, und starb endlich in Jena in unseligen Verhältnissen den 15. März 1723, erst 28 Jahre alt.

Während bis jetzt alle Dichter dieser Periode, auch die sogar, die in ihren poetischen Werken der Sinnlichkeit fröhnten, in ihrem Leben durchaus untadelhaft erscheinen, ist Günther Derjenige, dessen Leben schlechter war, als seine Poesien. Denn er besaß Alles, wie seine Zeitgenossen und auch Spätere, darunter vor Allen Goethe anerkannten, was zu einem Dichter gehört. Er war geistreich, witzig, phantasievoll, hatte ein feines Gefühl für Reim und Rhythmus, und nur seine Charakterlosigkeit war Schuld an dem Rohen und Gemeinen, in seinen Dichtungen sowohl, wie in seinem Leben. Hätte er einen festen Halt in sich selbst gehabt, er würde ein ausgezeichneter Dichter und ein herrlicher Mensch geworden sein; denn auch sein Charakter war ursprünglich edel angelegt, er war redlich und offen, fromm und gefühlvoll, nur seine ungezügelte Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit verleitete ihn zu Ausschweifungen. Wir finden bei Günther dasselbe Hin- und Herschwanken des Charakters, wie später bei Schubart und Bürger, mit denen er auch in seinen Poesien Aehnlichkeit hat. Heute besiegt von ihrer sinnlichen Leidenschaft, ohne Kraft, der Sünde zu widerstehen; dann von Reue ergriffen, Gott um Verzeihung bittend und sich selbst quälend, doch ohne Besserung. Nur mit Wehmuth kann man seine herrlichen Liebeslieder, seine reumüthigen Gedichte an seinen Vater und seine von ächter Frömmigkeit durchwehten geistlichen Lieder lesen, wenn man daneben sein Leben betrachtet.

Er verfaßte außer lyrischen Gedichten aller Art, darunter eine Menge Gelegenheitsgedichte, die sich zu ihrem Vortheil von allen andern derartigen Dichtungen unterscheiden, poetische Briefe (Episteln), Satyren und Epigramme. Für letztere hatte er am wenigsten Talent.

Gedichte von Günther.

An Leonoren.

Gedenk' an mich und meine Liebe,
Du, mit Gewalt entriss'nes Kind,
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts, als dich verehren werde.

Gedenk' an mich in allen Leiden
Und tröste dich mit meiner Treu'!
Die Luft mag jetzt empfindlich schneiden,
Die Wetter gehn doch all' vorbei;
Und nach dem ungeheuren Knallen
Wird auch ein fruchtbar Regen fallen.

Gedenk' an mich in deinem Glücke;
Und wenn es dir nach Wunsche geht,
So setze nie den Freund zurücke,
Der blos um dich in Sorgen steht!
Auch mir kann in dem besten Leben
Nichts mehr, als du, Entzückung geben.

Gedenk' an mich in deinem Sterben,
Der Himmel halte dies noch auf;
Doch sollen wir uns nicht erwerben
Und zürnt der Sterne böser Lauf,
So soll mir auch das Sterbekissen
Die Hinfahrt durch dein Bild versüßen.

Gedenk' an mich und meine Thränen,
Die dir so oft das Herz gerührt
Und die dich durch mein kräftig Sehnen
Zum ersten auf die Bahn geführt,
Wo Kuß und Liebe treuer Herzen
Des Lebens Ungemach verschmerzen.

Gedenk' auch endlich an die Stunde,
Die mir das Herz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde
Die letzten Abschiedsworte sprach.
Gedenk' an mich und meine Plagen,
Mehr kann und will ich jetzt nicht sagen.

Rosenlied.

An Rosen such' ich mein Vergnügen,
An Rosen, die die Herzen zieh'n;
An Rosen, die den Frost besiegen
Und hier das ganze Jahr durch blüh'n,
An Rosen, die wir bei Selinden,
Sonst nirgends leicht so reizend finden.

Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie sind auch ihres Lobes werth;
Doch weil sie nur die Kinder holen,
So bin ich nicht für sie erklärt;
Ich wähle mir die holden Strahlen,
Womit die vollen Rosen prahlen.

Erhebt mir nicht die Kaiserkronen,
Die sonder Kraft und Balsam sind!
Entfernt euch mit den Anemonen,
Ihr Nam' und Ruhm ist nichts als Wind.
Narcissen sind im besten Lande
Ein Abriß von dem Unbestande.

Die Rose trägt das Blut der Götter
Und ist der Blumen Königin,
Ihr Antlitz sticht das schönste Wetter
Und selbst Aurorens Wangen hin,
Sie ist ein Stern der milden Erden
Und kann von nichts verfinstert werden.

Die Ros' erquickt die blöden Sinnen
Und hat das beste Zuckerrohr;
Ihr gold'ner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.
Die Rose nährt die süßen Triebe
Und reizt die Liebe selbst zur Liebe.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare,
Die Rosen tauch' ich in den Wein;
Die Rose soll für meine Jahre
Die allerbeste Stärkung sein;
Die Rose zieret meine Flöten
Und krönt mich mächtigen Poeten.

Auf Rosen mach' ich gute Reime,
Auf Rosen schläfet meine Brust;
Auf Rosen hab' ich sanfte Träume,
Von still und warm und weicher Lust;
Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre.

O, dürft' ich nur bei einer Rose,
Wie Bienen, Honig naschen geh'n,
Gern ließ ich wahrlich unserm Bose
Den schön und theu'ren Garten stehn
Und wollt' es mir bald angewöhnen,
Mich nie nach fremder Kost zu sehnen.

Mit dieser Rose will ich scherzen,
Und hier erschreckt mich nicht der Dorn,
Denn bei verliebt und schönen Herzen
Ergötzt uns oft ein kleiner Zorn;
Und so viel Anmuth abzubrechen,
Verachtet man ein kleines Stechen.

Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte.

Wo ist die Zeit, die gold'ne Zeit,
Wo sind die süßen Stunden,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohl gefiel,
Und durft' an keinem Morgen
Für Kleid und Nahrung sorgen.

Die Einfalt gab mir Fried' und Ruh',
Der Unverstand viel Glücke;
Es setzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeiz plagte Geist und Sinn,
Ich lebt' in aller Hoffnung hin
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

Ich schwör' es, die Zufriedenheit
Der armen Christtagsbürde
War dort von größ'rer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Domherr würde;
Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weihnachttextes höre.

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mir künstlichster Poete.

Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergötzte.
Oft war ein Nest voll Vögel da,
Da klang ein froher Hurrah,
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad entsprungen.

Die Nachbarskinder ließen mir
Die Ehre, sie zu lenken;
Da spielten, lacht und sprangen wir
Auf Rasen, Berg und Bänken.
Was dieser hört' und jener sah,
Was in der großen Welt geschah,
Das sucht auch ich mit Vielen
Im Kleinen nachzuspielen.

Der Schweden Beispiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen;
Der Eifer war mehr Ernst als Schein,
Und unser täglich Himmelschrei'n
Hat etwa auch viel Plagen
Des Vaterland's verschlagen.

Wie ernstlich war ich dort ein Christ!
Wie brannt' oft mein Verlangen,
Dich, der du unser Heiland bist,
Persönlich zu umfangen!
Wie freudig dacht' ich an den Tod!
Ach Gott, gedenk' einmal der Noth,
Für die ich als ein Knabe
Voraus gebetet habe!

Mit was für Liebe, Trost und Treu'
Konnt ein's das and're klagen,
Wenn etwa blinde Tyrannei
Das Stiefkind hart geschlagen!
Wir stritten leicht; doch aller Streit
War stündliche Versöhnlichkeit,
Und von der Eltern Gaben
Mußt' jeder etwas haben.

Jetzt lern' ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen:
Es ist doch nichts, als Wind und Müh',
Wonach wir sehnlichst rennen.
Es gaukeln Reichthum, Stand und Kunst,
Die Wollust macht nur blauen Dunst,
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu' gebären.

Mein eignes Kreuz ist überhaupt
Ein Bündniß aller Schmerzen,
Und geht mir, weil es Niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach! Himmel mind're meine Qual,
Wo nicht, so lass' mich doch einmal
Nur eine Gunst erwerben,
Und mehre sie zum Sterben!

Die seufzende Geduld.

Morgen wird es besser werden!
Also seufzt mein schwacher Geist,
Den die Menge der Beschwerden
Ueber allen Abgrund reißt.

Aber ach! wann bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die so langen Sorgen
Nach und nach vergessen kann?

Sklaven auf den Ruderbänken
Wechseln doch mit Müh' und Ruh';
Dies, mein unaufhörlich Kränken,
Läßt mir keinen Schlummer zu.

Niemand klagt mein schweres Leiden,
Dies vergrößert Last und Pein.
Himmel, laß mich doch verscheiden,
Oder gib mir Sonnenschein!

Will ich mich doch gerne fassen,
Wenn mich nur der Trost erquickt,
Daß dein ewiges Verlassen
Mich nicht in die Grube schickt.

Christian Knorr von Rosenroth, geboren den 15. Juli 1636 zu Altrauden, einem Dorf im Fürstenthum Liegnitz, wo sein Vater Pastor war. Er besuchte zuerst die Schulen in Fraustadt und Stettin, später die Universitäten Leipzig und Wittenberg, und studierte dort besonders Chemie und orientalische Sprachen. Nach beendigten Studien bereiste er Frankreich, England und Holland, und machte in Amsterdam die Bekanntschaft einiger Männer, die sich mit alchymistischen und kabbalistischen Studien beschäftigten und da er von jeher eine große Leidenschaft für diese geheimnißvollen Studien besessen hatte, so schloß er sich ihnen an und arbeitete mit solchem Eifer, daß er sich bald ausgebreitete Kenntnisse darin erwarb. Der Pfalzgraf Christian August von Sulzbach, der sich auch mit derartigen Studien beschäftigte, lernte ihn kennen, ernannte ihn 1668 zu seinem Geheimrath und ersten Minister, und vertiefte sich nun mit ihm neuerdings in alchymistische Studien; sie suchten nach dem Stein der Weisen und dergleichen, und ließen sich durch keine Hindernisse von ihrem Forschen abschrecken. Bis zu seinem Tode war Rosenroth im Dienste des Pfalzgrafen; er starb den 4. Mai 1689 in Sulzbach.

Die ganze schwärmerische und phantastische Richtung Rosenroth's, der in jeder Beziehung ein eigenthümlicher Mann war, würde uns hier ebenso wenig beschäftigen, wie seine kabbalistischen und alchymistischen Werke, wenn nicht auch seine hierher gehörigen Schriften (geistliche Lieder und zwei dramatische Werke) denselben Charakter an sich trügen. Seine geistlichen Lieder, die er unter dem Titel: „Neuer Helikon, das ist geistliche Sittenlieder", herausgab und in denen er sich entschieden an die mystische Richtung Scheffler's anschloß, vereinigen in sich ächt dichterische Begeisterung und Innigkeit des Gefühls; auch zeigt sich in allen Rosenroth's Gewandtheit in Behandlung der Form. Viele derselben sind in die Gesangbücher aufgenommen worden, doch sind nicht alle sein alleiniges Eigenthum, da er zu einigen lateinische Hymnen und ältere deutsche Lieder benutzte. Seine beiden dramatischen Werke: „Geistliches Lustspiel", das die Vermählung Christi mit der Seele sinnbildlich darstellt, und „die durch Phöbus und Palladis erfundene Fortpflanzung des Goldes", sind allegorische Darstellungen ohne tiefern Gehalt.

Lied von Rosenroth.

Morgenlied.

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Hilf in dieser Morgenzeit,
Daß dein Schein sich zu uns richte,
Und vertreib' durch deine Macht
Uns're Nacht.

Die bewölkte Finsterniß
Müsse deinem Glanz entfliehen,
Die durch Adams Apfelbiß
Und die kleine Welt beziehen,
Daß wir, Herr, durch deinen Schein
Selig sein.

Deiner Güte Morgenthau
Senke sich auf uns hernieder,
Daß, gleich Blumen auf der Au',
Sich die Seel' erhebe wieder;
Und erquick' uns, deine Schaar,
Immerdar.

Gib, daß deiner Liebe Gluth
Uns'rer Herzen Kält' ertödte,
Und erwecke Sinn und Muth
Bei entstand'ner Morgenröthe,
Daß wir, deine Bahn zu geh'n,
Recht aufsteh'n.

Laß uns ja das Sündenkleid
Durch des Bundes Blut vermeiden,
Daß uns die Gerechtigkeit
Mög', als wie ein Rock, bekleiden
Und wir so vor aller Pein
Sicher sein.

Ach, du Anfang aus der Höh',
Gib, daß auch am jüngsten Tage
Unser Leichnam aufersteh'
Und, entfernt von aller Plage,
Sich auf jener Freudenbahn
Freuen kann.

Leucht' uns selbst in jener Welt,
Du verklärte Gnadensonne;
Führ' uns durch das Thränenfeld
In das Land der süßen Wonne,
Da die Lust, die uns erhöht,
Nie vergeht.

Quirin Kuhlmann, geboren den 25. Februar 1651 in Breslau, besuchte das dortige Gymnasium und entwickelte schon in früher Jugend große Anlagen, besonders zur Poesie. (1671 ließ er einen Band geistlicher Gedichte drucken, die er schon im dreizehnten Jahre verfaßt hatte.) Zugleich mit diesen poetischen Anlagen zeigte er auch einen außerordentlichen Hang zur Schwärmerei, der noch dadurch genährt wurde, daß er in einer tödtlichen Krankheit, die ihn 1671 befiel, Visionen zu haben glaubte. Er studierte von 1668 — 1671 in Erfurt, Leipzig und Jena die Rechte, und ging dann nach Leyden, um sich den Doktorgrad zu erwerben. Dort aber erwachte seine Schwärmerei in doppeltem Grade durch das Lesen mystischer Schriften und die Bekanntschaft mit einigen Mystikern. Er wandte sich nun von allen weltlichen Wissenschaften ab, an denen er einen plötzlichen Widerwillen bekommen hatte, und widmete sich ausschließlich dem Studium religiöser, besonders mystischer Schriften, was ihn endlich dahin brachte, zu glauben, er sei zum Heiligen erkoren und berufen, eine neue Religion zu stiften, die er das Kuhlmannsthum nannte, und deren Aufgabe es sei, Juden und Christen zu einer Religion zu vereinigen. Er durchzog nun, um seine neue Religion zu verkündigen, Holland, wo er sich verheirathete, England und Frankreich, später auch die Türkei und Rußland. In der Türkei, wo man seine eifrigen Bekehrungsversuche für gefährlich ansah, entging er nur mit Noth der Gefahr gespießt zu werden, als er aber auch in Rußland ohne Rücksicht seine Religion offen predigte, ward er in Moskau auf Befehl des Patriarchen verhaftet und nach kurzem Prozeß den 4. Oktober 1689 lebendig verbrannt.

Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, war Kuhlmann ein noch größerer Schwärmer wie Knorr von Rosenroth, zugleich aber auch ein noch größeres poetisches Talent, was klar aus denjenigen seiner Gedichte hervorgeht, in welchen die Poesie nicht von der Schwärmerei überwuchert wird. Es zeigt sich in diesen Gedichten begeisterte Frömmigkeit, verbunden mit lebendiger Phantasie, poetischer Anschauung und Fülle der Gedanken. In diesen seinen bessern Poesien, aus denen, wie natürlich, seine mystische Richtung auch hervorleuchtet, hat er viel Aehnlichkeit mit Spee und Scheffler. Kuhlmann's Hauptwerk ist die Sammlung religiöser Gedichte, die er in den Jahren 1684—1687 unter dem Titel: „Kühlpsalter", herausgab, und welches

in zehn Bücher eingetheilt ist. Seine andern poetischen Werke, ein Band vermischter Gedichte: „Tugendblumen" genannt, eine Sammlung religiöser Gedichte, betitelt: „Himmlische Liebesküsse", (dieselben, die er als dreizehnjähriger Knabe verfaßte), und ein Band Epigramme, die er „Grabschriften" nennt, sind viel unbedeutender, als seine erstgenannten Poesien. In den beiden letztern (Himmlische Liebesküsse und Epigramme) zeigt er sich als Nachahmer der Schlesier, welchen Weg er jedoch später ganz verließ und deren Irrthümer in einem Gedicht darlegt. Außer diesen poetischen Werken verfaßte er mehrere prosaische Schriften, in denen er seine religiösen Ansichten verkündigt, die uns daher nicht näher berühren, und gab eine Sammlung prosaischer Sprüche und Anekdoten heraus, betitelt: „Lehrhof, in sich haltend schöne Tugendblumen geistlicher und weltlicher Moraldiskursen."

Der 13. Kühlpsalm.

Was betrübt dich, mein Gemüthe?
Lobe Gottes große Güte
In der zugestoß'nen Plag',
Lobe Gott bei Nacht und Tag!
Gott der Herr wird alles wenden,
Und du wirst zum Port anländen.

Ist nicht Gott dein Vater worden?
Bist du nicht im Engelorden?
Jesus ist dein Bruder ja!
Gott, der heil'ge Geist bleibt nah',
Weil er Freund und Tröster bleibt
Und Jesus Wort dir ewig bleibt.

Meine Seele, willst du zagen,
Daß du Jesus Kreuz sollst tragen?
Nimm die Zeichen seiner Gnad',
Folge seinem Lebenspfad!
Jesus ist so vorgegangen,
Du mußt Jesus Weg verlangen.

Welcher Kriegsmann wollte fliehen,
Wenn er zu dem Sieg soll ziehen?
Und du wolltest flüchtig sein,
Nun die Ehrenkrone dein?
Weil dich ganz will Jesus fassen,
Müssen Feind' und Freund' dich hassen.

Meine Seele, jauchze prächtig,
Weil dein Jesus in dir mächtig;
Du bist nicht von dieser Welt!
Schau', wer um dich Wache hält!
D'rum laß fälschlich mit dir handeln,
Daß du magst bald freier wandeln.

Steh' in Jesus sonder Wanken!
Du wirst ihm auf ewig danken,
Wenn die Falschheit sich verflucht,
Weil sie sich, nicht Gott, gesucht.
Selig ist, auf Erden weinen
Und dort voller Wonn' erscheinen.

Lobe Gott in allen Dingen,
Weil dir alles Nutz muß bringen
Hier und dort in Ewigkeit;
So genießt du Engelfreud':
Denn ohn' Unterlaß Gott loben,
Machet Engel hier und droben.

Gerhardt Tersteegen, geboren den 25. November 1697 zu Mörs in Rheinpreußen, erlernte, nachdem er das Gymnasium besucht hatte, bei einem Oheim in Mühlheim an der Ruhr das kaufmännische Geschäft; doch gab er diesen Stand bald wieder auf und blieb als Bandweber in Mühlheim, um, wenn auch bei geringem Erwerb, Muße zu religiösen Betrachtungen zu gewinnen, wozu er von jeher einen großen Hang gehabt hatte. Später, in seinem dreißigsten Jahre, trat er zuerst bei Versammlungen von Freunden, dann auch in größern Kreisen, als Prediger auf, und fand so großen Beifall,

daß er sein Handwerk niederlegen mußte, um allen Anforderungen zu genügen, die an ihn gestellt wurden. Dabei war er, ungeachtet seiner Kränklichkeit und seines geringen Einkommens, bis zu seinem Tode unermüdlich thätig, Arme zu unterstützen, Kranke zu trösten und zu pflegen. Er starb den 5. April 1769 in Mühlheim.

Auch Tersteegen gehörte, wie die beiden vorhergenannten Dichter, zu den Mystikern und hat, ebenso wie diese, in seinen geistlichen Liedern Aehnlichkeit mit Scheffler. Er gab seine Gedichte, die er meist in seinen frühern Jahren verfaßte, unter dem Titel: „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen", heraus. Das Buch enthält 111 geistliche Lieder in einfacher, doch edler Form, voll kindlicher Frömmigkeit, von denen viele noch jetzt in den Gesangbüchern zu finden sind.

Lied von Tersteegen.

Kommt, Christen!

Kommt, Christen, laßt uns gehen,
Der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüstenei!
Kommt, stärket euren Muth,
Zur Ewigkeit zu wandern,
Von einer Kraft zur andern
Und denkt: das End' ist gut.

Es wird uns nicht gereuen
Der schmale Pilgerpfad,
Wir kennen ja den Treuen,
Der uns gerufen hat.
Kommt, folgt und trauet dem,
Ein jeder sein Gesichte
Von ganzem Herzen richte
Hin gen Jerusalem.

Laßt uns wie Pilger wandern,
Geduldig, frei und leer;
Viel Sammeln, Halten, Handeln
Macht unsern Gang nur schwer.
Wer will, der trag' sich todt;
Wir reisen abgeschieden,
Mit Wenigem zufrieden,
Und brauchen's nur zur Noth.

Wohl ist der Weg oft enge,
Ist einsam, krumm und schlecht,
Der Dornen uns in Menge
Und manches Kreuz auch trägt;
Doch fürchten wir uns nicht,
Wir ziehen fröhlich weiter,
Und folgen unserm Leiter
Und seinem hellen Licht.

Wir wandeln, eingekehret,
Verachtet und verkannt,
Man siehet, kennt und höret
Uns kaum im fremden Land;
Und höret man uns ja,
So höret man uns singen
Von Gottes großen Dingen,
Die uns'rer warten da.

Auf, Brüder, laßt uns gehen,
Der Heiland gehet mit,
Er selbst will bei uns stehen
Bei jedem schweren Tritt.
Er will uns machen Muth,
Mit süßen Gnadenblicken
Uns locken und erquicken;
Gewiß, wir haben's gut.

Und sollt' ein Schwacher fallen,
So greif' der Stärk're zu;
Man trage, helfe Allen,
Und pflanze Lieb' und Ruh'.
Kommt, schließt euch fester an:
Ein jeder sei der Kleinste,
Doch auch wohl gern der Reinste
Auf uns're Pilgerbahn!

Kommt, laßt uns munter wandern,
Der Weg kürzt stets sich ab;
Es folgt ein Tag dem andern,
Bald fällt der Leib in's Grab.
Nur noch ein wenig Muth,
Nur noch ein wenig treuer,
Von allen Dingen freier,
Gewandt zum ew'gen Gut.

Es wird nicht lang' mehr währen,
D'rum haltet muthig aus,
Es wird nicht lang' mehr währen,
So kommen wir nach Haus;
Da wird man ewig ruh'n.
Wenn wir mit allen Frommen
Daheim zum Vater kommen,
Wie wohl, wie wohl wird's thun.

So wollen wir's denn wagen,
Es ist wohl wagenswerth,
Und gründlich dem absagen,
Was aufhält und beschwert.
Welt, du bist uns zu klein;
Wir geh'n durch Jesu Leiten
Hin in die Ewigkeiten;
Es soll nur Jesus sein.

Joachim Neander, geboren 1610 in Bremen. Er widmete sich der Theologie, ohne eigentlichen innern Beruf dazu. Doch nachdem er durch die Predigten des dortigen Pfarrers Unterdyk mächtig erschüttert worden, änderte sich sein ganzes Wesen, und er ward nun ein eifriger, begeisterter Anhänger der reformirten Kirche, zu der er gehörte. In Heidelberg, wohin er einige junge Leute begleitet hatte, setzte er selbst seine theologischen Studien fleißig fort und wurde dann als Rektor des reformirten Gymnasiums nach Düsseldorf berufen. Doch trotz der großen Mühe, die er sich dort gab, erntete er nur Undank, nahm deßhalb 1679 freudig die ihm angebotene Stelle eines Predigers in seiner Vaterstadt an, und starb dort schon im folgenden Jahre, den 31. Mai.

Während die drei zuletzt genannten Dichter ganz zum Mysticismus hinneigten und daher an Scheffler erinnerten, traten Neander und der noch zu besprechende Schmolke in die Fußstapfen Paul Gerhardt's. Man hat nicht mit Unrecht Neander schon oft den reformirten Paul Gerhardt genannt, da er der bedeutendste Liederdichter der reformirten Kirche, wenn auch nicht so poetisch begabt wie Gerhardt, in den meisten seiner Lieder beinahe die gleiche Innigkeit, Frömmigkeit und Wahrheit des Gefühls zeigt, wie jener. Seine Sprache ist einfach, aber edel und besonders durch musikalischen Wohllaut ausgezeichnet, für den er ein feines Ohr hatte, da er sehr musikalisch war und viele seiner Lieder selbst in Musik setzte, von denen eine Menge Aufnahme in die Gesangbücher gefunden haben.

Lied von Neander.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Christ, Alles, was dich kränket,
Befiehl getrost dem Herrn;
Er, der die Himmel lenket,
Ist auch von dir nicht fern.
Erwach' aus deinem Schlummer,
Zu Gott erhebe dich,
Er siehet deinen Kummer
Und liebt dich väterlich.

Sind's Sünden, die dich schmerzen?
Ja, fühle deine Schuld;
Doch trau' mit ganzem Herzen
Auf deines Mittlers Huld.
Zu wahrer Tugend führet
Die Reu', die Gott gefällt;
Allein den Tod gebieret
Die Traurigkeit der Welt.

Trau' Gott, nicht deinen Schlüssen,
Die Wahl des Besten zu;
Sprich, wer wird's besser wissen,
Dein Schöpfer oder du?
Er weiß ja, was dir fehlet,
In jedem Augenblick;
Was er, dein Vater, wählet,
Das dient zu deinem Glück.

Der Gott, auf dessen Segen
Dein ganzes Wohl beruht,
Ist stets in seinen Wegen
Gerecht und weis' und gut.
Und was er seinen Kindern
Zu ihrem Heil ersah,
Kann kein Erschaff'ner hindern;
Wenn er gebeut, steht's da.

Es mag die Hölle wüthen,
Umsonst empört sie sich,
Wenn er dich will behüten!
Und er behütet dich.
Wer gleicht ihm? Seinem Winken
Gehorchen Erd' und Meer.
Laß deinen Muth nicht sinken,
Dein Schirm und Schild ist Er.

Gott zählet deine Zähren
Und wird, was gut ist, gern
Nach deinem Wunsch gewähren;
Harr' in Geduld des Herrn.
Er ist ein Hort der Frommen,
Hoff' unverzagt auf ihn;
Denn seine Zeit wird kommen
Und deine Wohlfahrt blüh'n.

Ergib dich ihm mit Freuden,
Sei stark in seiner Kraft;
Sei auch zur Zeit der Leiden
Ein Christ und tugendhaft.
Und dann ergreif' im Glauben
Den Trost der Ewigkeit.
Wer kann dir diesen rauben,
Der allen Gram zerstreut?

Sei froh! dein Gott regieret,
Sein Rath ist wunderbar;
Einst wirst du überführet,
Daß er der beste war.
Du denkst wohl unterdessen,
Der Herr erbarmt sich nicht;
Der Herr hat mein vergessen;
Doch höre, was er spricht:

Ist auch der Mütter eine,
Die ihres Sohn's vergißt?
Denk' an dies Wort, und weine
Die Freudenthrän', o Christ!
Und kann sie sein vergessen,
Will ich doch deiner nicht,
Ich deiner nicht vergessen!
Der Herr ist's, der es spricht.

Mit ruhigem Gemüthe
Verlaß auf ihn dich fest,
Und wiss', daß seine Güte
Dich ewig nicht verläßt.
Er will nach einer Weile
Dich desto mehr erfreu'n,
Zu deinem größern Heile
Verzieht er, harre sein.

Wohl dir alsdann, du Treuer,
Wie groß ist einst dein Lohn!
Dein Richter, dein Befreier
Reicht dir die Siegeskron';
Auf kurze Prüfungstage
Folgt ew'ger Preis und Dank;
Dann schweiget jede Klage
Und wird zum Lobgesang.

Benjamin Schmolk, geboren den 21. Dezember 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz, wo sein Vater Prediger war, dem er nach beendigten theologischen Studien 1700 als Gehilfe beigegeben wurde. 1702 ward er als Diakonus nach Schweidnitz berufen, und erwarb sich dort in hohem Grade durch sein außerordentliches Rednertalent, noch mehr aber durch seinen edlen Charakter, sowie auch seine schönen geistlichen Lieder die Liebe und Verehrung seiner ganzen Gemeinde. 1714 wurde er zum Oberpfarrer und Kirchen- und Schulinspektor zu Schweidnitz ernannt, welche Aemter er trotz seiner großen Kränklichkeit bis zu seinem Tode, den 12. Februar 1737, treulich verwaltete.

Schmolk, der gekrönter Dichter war, verfaßte weltliche und geistliche Lieder. Erstere, von denen sich nur wenige erhalten haben, sind unbedeutend, während die geistlichen Lieder stets eine Zierde des evangelischen Kirchengesanges bleiben werden. Auch seine Lieder erinnern, wie die des vorhergehenden Dichters, mit ihrer kindlichen Frömmigkeit und Wahrheit des Gefühls

an Paul Gerhardt's Lieder, mit denen sie auch das volksthümliche Element gemein haben, wodurch viele Poesien beider Dichter, außer in den Gesangbüchern auch in dem Munde des Volkes fortleben. Schmolk's Lieder, deren er über tausend verfaßte, wovon natürlich nicht alle gleichen poetischen Werth haben, erschienen zuerst in verschiedenen kleinern Sammlungen, unter meist gesuchten und sonderbaren Titeln, nach dem Geschmack jener Zeit (z. B. „Freudenöl in Traurigkeit", „Lustiger Sabbath in der Stille zu Zion" und dergleichen mehr), und wurden erst nach seinem Tode in einer vollständigen Sammlung vereinigt.

Lieder von Schmolk.

Das vergnügte Herz bei der sparsamen Ernte.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
So denken Gottes Kinder;
Er sieht sie oft so finster an
Und liebt sie doch nicht minder.
Er zieht ihr Herz nur himmelwärts,
Wenn er sie läßt auf Erden
Ein Ziel der Plagen werden.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Gibt er, so kann man nehmen;
Nimmt er, sind wir nicht übel d'ran,
Wenn wir uns nur bequemen.
Die Linke schmerzt, die Rechte herzt
Und beide Hände müssen
Wir doch in Demuth küssen.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Er zeigt uns oft den Segen,
Und eh' er noch gedeihen kann,
Muß sich die Hoffnung legen.
Weil er allein der Schatz will sein,
So macht er and're Güter
Durch den Verlust nur bitter.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Es geh' nach seinem Willen:
Läßt es sich auch zum Mangel an,
Weiß er ihn doch zu stillen.
Obgleich das Feld nicht Ernte hält,
So können wenig Gaben
Uns doch genug erlaben.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Das Feld mag traurig stehen,
Wir geh'n getrost die Kirchenbahn
Und wollen Gott erhöhen.
Sein Wort ist Brod, so hat's nicht Noth;
Die Welt wird eh' verderben,
Als wir vor Hunger sterben.

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
So wollen wir stets schließen;
Ist gleich bei uns kein Canaan,
Wo Milch und Honig fließen,
Doch ist genung zur Sättigung,
Wenn Gott den Löffel segnet,
Wenn's gleich nicht Scheffel regnet.

Sterbelied.

Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich sterbe,
Ich weiß, wie bald der Mensch vergeht.
Ich finde hier kein sich'res Erbe,
Kein Gut, was ewiglich besteht;
D'rum zeige mir in Gnaden an,
Wie ich recht selig sterben kann.

Mein Gott, ich weiß nicht, wann ich sterbe,
Ob es nicht heute noch geschieht,
Daß mich des Todes Hauch entfärbe.
Der Blume gleich, die schnell verblüht;
D'rum mache täglich mich bereit
Zum Hingang in die Ewigkeit.

Mein Gott, ich weiß nicht, wie ich sterbe,
Wie mich des Todes Hand berührt.
Dem Einen wird das Scheiden herbe,
Sanft wird der And're heimgeführt.
Doch wie du willst, nur das verleih',
Daß ich getrost im Scheiden sei.

Mein Gott, ich weiß nicht, wo ich sterbe
Und welcher Hügel einst mich deckt;
Genug, wenn ich nur dies erwerbe,
Daß ich zum Leben werd' erweckt:
Wo dann mein Grab auch möge sein,
Die Erd' ist allenthalben dein.

Nun, treuer Vater, wenn ich sterbe,
So nimm du meinen Geist zu dir,
Ich weiß, daß ich dann nicht verderbe,
Lebt Christus und sein Geist in mir.
Darum erwart' ich glaubensvoll,
Wo, wie und wann ich sterben soll.

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Durch das abenteuerliche Leben, welches dieser Schriftsteller führte, wurde nur sehr wenig Bestimmtes über seine Lebensverhältnisse bekannt, und man hat erst in neuester Zeit einiges Genauere über ihn erfahren, sowie auch jetzt erst seinen wahren Namen entdeckt. Denn da er jede seiner mannichfaltigen Schriften unter einem andern Namen herausgab, die er freilich meist durch Buchstabenversetzung aus seinem wirklichen gebildet hatte, so entstanden vielfache Irrthümer über seinen eigentlichen Namen. Er nannte sich unter andern Samuel Greiffensohn von Hirschfeld, German Schleifheim von Sulzfort, Seigneur Meßmahl u. s. w.

In seinem Hauptwerk, dem Roman: „Der abenteuerliche Simplicissimus", ist Manches, vielleicht das Meiste eignes Erlebniß; doch kann man freilich nicht bestimmt angeben, was dabei hinzugedichtet wurde. Das, was wir Gewisses über sein Leben wissen, ist, daß er etwa um 1625 zu Gelnhausen in der Wetterau geboren war, ob, wie in seinem Buch, der Sohn eines vornehmen Cavaliers, dessen Gemahlin sich dahin flüchtete, oder ob der Sohn eines Bauern, ist nicht bekannt; daß er 1635 von den Hessen aufgegriffen wurde, und bis zum Jahr 1643 das wilde Soldatenleben jener Zeit mitmachte, sich dann mit Katharina Henninger verheirathete und als bischöflich straßburgischer Schultheiß zu Reimchen im Schwarzwald bis zu seinem Tode, den 17. August 1676, lebte.

Grimmelshausen nimmt unter allen Schriftstellern jener Zeit eine ganz eigenthümliche hervorragende Stelle ein, und jedenfalls ist er, wenn nicht der einzige, doch der bedeutendste Vertreter des volksthümlichen Elementes im 17. Jahrhundert. Man kann seine Schriften in drei Klassen eintheilen, die wenig Aehnlichkeit mit einander haben. Die eine Gattung derselben sind Liebesromane, ganz im Geschmack der Zeit, ebenso weitschweifig und langweilig wie die meisten andern Romane des 17. Jahrhunderts. Dahin gehören: „Dietwald und Amelinde", „Proximus und Lympida" und andere mehr. Die andere Gattung seiner Schriften sind die Volksromane, in denen er sich zur Aufgabe macht, das Leben des eigenen Volkes darzustellen und ein lebendiges Gemälde seiner Zeit zu entwerfen. Diese Aufgabe hat er in allen hierher gehörigen Romanen erreicht, am besten und vollständigsten aber in dem schon erwähnten abenteuerlichen Simplicissimus. Derselbe gibt ein viel treueres Bild von dem Zustande Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges, als manches gelehrte geschichtliche Werk, welches über diesen Gegenstand handelt. Doch ist dies nicht sein einziges Verdienst, es zeichnet sich dabei aus durch treffende Charakterzeichnung, Leben und Beweglichkeit, gemüthlichen Humor, religiösen Sinn und durch eine einfache volksthümliche Darstellung, ganz verschieden von der breiten Weitschweifigkeit der meisten andern Romane des 17. Jahrhunderts, so daß der Simplicissimus, trotz der vielfachen Rohheiten und Gemeinheiten, die er enthält und die oft bei der Schilderung des rohen Lebens jener Zeit unvermeidlich waren, als einer der besten deutschen Romane und zwar nicht nur des 17. Jahrhunderts angesehen

werden kann. Derselbe erschien 1669 in fünf Büchern, denen später ein sechstes folgte; er fand zu seiner Zeit ungeheueren Beifall, und erlebte bis zum Jahr 1729 neun Auflagen. 1836 erschien eine Bearbeitung der fünf ersten Bücher von E. von Bülow, und in neuester Zeit gab H. Kurz den ganzen Simplicissimus mit Erklärungen heraus. Die andern Volksromane Grimmelshausens sind, wenn auch nicht so bedeutend wie der Simplicissimus, doch interessante Bilder des damaligen Lebens. Es sind dies: „Springinsfeld", „Trutz-Simplex oder Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin Courage", „Wunderbarliches Vogelnest" und „der erste Bernhäuter".

Der kurze Inhalt des Simplicius ist der: Simplicissimus, der Sohn eines vornehmen Kriegsmannes, wurde nach seiner Geburt, welche seiner Mutter das Leben kostete, von einem armen Bauer im Spessart, zu dem sich seine Mutter geflüchtet hatte, erzogen. Als er zehn Jahre alt war, verheerte eine Reiterschaar die einsam stehende Wohnung seines Pflegevaters. Er selbst entfloh, und gelangte zu einem Einsiedler, der ihn bis zu seinem Tode bei sich behielt, ihn unterrichtete und erzog. Nach des Einsiedlers Tod wurde Simplicius, als er sich aus dem Walde wagte, von Schweden aufgegriffen und zum Commandanten von Hanau gebracht, der ihn als Page aufnahm. Da sich aber Simplicius trotz seines natürlichen Verstandes zuerst nicht in die ihm fremden Verhältnisse zu schicken weiß, so hält ihn der Commandant für einen Dummkopf und gebraucht ihn für einen Narren. Simplicius behagt diese Stelle auch bei zunehmender Einsicht sehr, da er unter dieser Maske den Andern, die ihn verhöhnen manchen Possen spielen kann. Eines Tages geräth er bei einer Streiferei, die er mit einigen Soldaten unternommen hatte, den Kroaten in die Hände, entwischt denselben jedoch wieder, und verbirgt sich im Walde, wo er eine Zeit lang als Einsiedler, jedoch vom Diebstahl lebt. Dabei geräth er wieder andern Soldaten in die Hände, die ihn nach Magdeburg bringen, wo er bei einem Oberst wieder als Narr gebraucht wird, da er die Narrenkleider noch trug. Endlich dieses Narrenlebens müde, wird er selbst Soldat und zeichnet sich durch Kühnheit und Gewandtheit vor allen so aus, daß er unter dem Namen des Jägers (er hatte sich von erbeutetem Gelde Jägerkleider machen lassen) rings umher gekannt und gefürchtet wird.

Er besaß jetzt Alles, was er sich in seinen Verhältnissen nur wünschen konnte: Achtung und Ansehn bei Feinden und Freunden, Kraft, Schönheit Muth und Geld, so viel er begehrte, was er sich durch seine Streifereien in der Umgegend erwarb und ebenso leichtsinnig verschenkte, wie er es erhielt. Nicht lange jedoch dauerte dieses angenehme Leben. Nachdem er sich aus schwedischer Gefangenschaft, in die er gerathen war, befreit und einen großen Schatz gefunden hatte, der es ihm möglich machte als reicher und vornehmer Mann aufzutreten, verheirathete er sich, was ihn aber bald gereute, da er sehr unglücklich mit seiner Frau lebte; auch mußte er bald darauf nach Köln reisen, weil der Kaufmann, bei dem er seinem Schatz niedergelegt hatte, schlecht stand. Von da ging er mit dem Reste seines Schatzes, der größte Theil war verloren, in Begleitung zweier jungen Adeligen nach Paris, wo er ein

leichtsinniges, wüstes Leben führte und, von den Blattern entstellt, arm und krank, bettelnd nach Deutschland zurückkehrte, und dort wieder Kriegsdienste that, um sich zu ernähren. Nach vielen Abenteuern, als er sich nochmals ein kleines Vermögen erworben hatte, kaufte er sich ein Bauerngut und heirathete zum zweitenmal, um endlich ein glückliches und ruhiges Leben zu führen. Doch auch seine zweite Ehe ist unglücklich, und er entschließt sich, nachdem er mit seinem Pflegevater wieder zusammen gekommen und von diesem erfahren hatte, daß jener Einsiedler sein Vater und die Schwester des Commandanten in Hanau seine Mutter gewesen, wieder auf neue Abenteuer auszuziehen. Da ihm aber Deutschland nichts Neues mehr bieten konnte, so durchzog er ganz Europa und Asien und kam mit der Ueberzeugung zurück, daß der niemals das Glück finden wird, der es nicht im eignen Herzen trägt, weßhalb er sich nun ganz von der Welt zurückzog, um als Einsiedler seine Tage zu beschließen.

Dies ist der Inhalt der ersten fünf Bücher, das sechste Buch enthält eine ganz willkürliche, unnöthige Fortsetzung des Romans und steht an poetischem Werthe hinter den ersten fünf Büchern weit zurück. In demselben zieht Simplicius nochmals auf Abenteuer aus, und wird schließlich auf eine einsame Insel verschlagen, wo er bis zu seinem Lebensende bleibt und eine sich ihm darbietende Gelegenheit, in die Heimath zurückzukehren, nicht benutzt. Dieser sechste Theil hat viel Aehnlichkeit mit den spätern Robinsonaden, als deren ältester deutscher er gelten kann.

Grimmelshausens dritte Klasse von Schriften sind didaktischer Art und gehören zu den bedeutendsten derartigen Schriften der Zeit. Es sind dies Satyren, theils in Form von Visionen nach Moscherosch's Manier, wie: „Die verkehrte Welt", „Der fliegende Wandersmann", „Die Traumgesichte von dir und mir" und „Die Reisebeschreibung nach der neuen Mondswelt", theils auch nur einfache Satyren, wie: „Der stolze Melcher", „Das Rathsstübel Plutonis", „Der satyrische Pilgrim" und mehrere. Ein anderes didaktisches Werk, jedoch nicht satyrischen Inhalts, ist, sein: „Ewig währender Kalender", der neben Erzählungen aus der Geschichte des Krieges, Anekdoten, Schwänken und dergleichen, Bemerkungen über das Hauswesen und Betreibung der Wirthschaft, sowie über das Kalenderwesen und Alles, was man zu jener Zeit damit verband, enthält.

Aus dem Simplicius von Grimmelshausen.

Das achte Capitel des ersten Buches. **Wie Simplicius durch hohe Reden seine Vortrefflichkeit zu erkennen gibt.**

Einsiedler: Wie heißt du? Simplicius: Ich heiße Bub. Einsiedler: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist; wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen? Simplicius: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. Einsiedler: Wer hat dir denn das Hemd gegeben? Simplicius: Ei, mein Meuder. Einsiedler: Wie hieß dich dein Meuder? Simplicius: Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, ungeschickter Töpel und Galgenvogel.

Einsiedler: Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen? Simplicius: Niemand. Einsiedler: Bei wem hat denn deine Mutter gewohnt? Simplicius: Bei meinem Knan. Einsiedler: Wie hat dich denn dein Knan geheißen? Simplicius: Er hat mich auch Bub genannt. Einsiedler: Wie hieß aber dein Knan? Simplicius: Er hieß Knan. Einsiedler: Wie hat ihn aber deine Meuder gerufen? Simplicius: Knan und auch Meister. Einsiedler: Hat sie ihn niemals anders genannt? Simplicius: Ja, sie hat. Einsiedler: Wie denn? Simplicius: Rülp, grober Bengel, volle Sau und noch wohl anders, wenn sie haderte. Einsiedler: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern, noch deinen eigenen Namen weißt. Simplicius: Ei, weißt du's doch auch nicht. Einsiedler: Kannst du auch beten? Simplicius: Nein, unser Ann und mein Meuder haben als das Bett gemacht. Einsiedler: Ich frage nicht danach, sondern ob du das Vater unser kannst? Simplicius: Ja ich. Einsiedler: Nun, so sprich's denn. Simplicius: Unser lieber Vater, der du bist Himmel, geheiliget werde Nam, zukomme dein Reich, dein Will gescheh Himmel und Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geben, führ uns nicht in kein bös Versuche, sondern erlös uns von dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen. Einsiedler: Bist du nie in die Kirche gegangen? Simplicius: Ja, ich kann wacker steigen und habe als einen ganzen Busen voll Kirschen gebrochen. Einsiedler: Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirche. Simplicius: Haha, Kriechen? gelt, es sein so kleine Pfläumlein? gelt du? Einsiedler: Ach, daß Gott walte! weißt du nichts von unserm Herr Gott? Simplicius: Ja, er ist daheim an unsrer Stubenthür gestanden auf dem Helgen; meine Meuder hat ihn von der Kürbe (Kirmeß) mitgebracht und hingeklebt. Einsiedler: Ach, gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was für große Gnade und Wohlthat es ist, wem du deine Erkenntniß mittheilst, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht gibst. Ach Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, um diese hohe Gnade so eifrig zu danken, als freigebig du gewesen, mir solche zu verleihen. Höre, du Simplici, denn anders kann ich dich nicht nennen, wenn du das Vater unser betest, so mußt du also sprechen: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel, unser täglich Brod gib uns heute, und“ — Simplicius: Gelt du, auch Käs dazu? Einsiedler: Ach, liebes Kind schweige und lerne! Solches ist dir viel nöthiger als Käs. Du bist wohl ungeschickt, wie deine Meuder gesagt hat; solchem Buben, wie du bist, stehet es nicht an, einem alten Mann in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich gerne wieder hinbringen und sie zugleich lehren wie sie Kinder erziehen sollten. Simplicius: Ich weiß nicht wo ich hin soll, unser Haus ist verbrannt, und meine Meuder hinweggelaufen und wieder kommen mit dem Ursele, und mein Knan auch, und unsere Magd ist krank gewest und hat im Stall gelegen. Einsiedler: Wer hat denn das Haus verbrannt?

Simplicius: Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die seind so auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselben Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen, und da bin ich auch weggelaufen, und da ist danach das Haus verbrannt gewesen. Einsiedler: Wo war denn dein Knan? Simplicius: Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Geiß die Füß' geleckt, da hat mein Knan lachen müssen, und hat denselben eisernen Männern viel Weißpfennig gegeben, große und kleine, auch hübsche gelbe und sonst schöne klitzerichte Dinger und hübsche Schnür voll weißer Küglein. Einsiedler: Wann ist dies geschehen? Simplicius: Ei, wie ich der Schaf hab hüten sollen; sie haben mir auch mein Sackpfeif wollen nehmen. Einsiedler: Wann hast du der Schaf sollen hüten? Simplicius: Ei, hörst du's nicht, da die eisernen Männer kommen sind; und danach hat unser Ann gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen, sie hat aber die eisernen Männer gemeint; und da sein ich weggelaufen und sein hierher kommen. Einsiedler: Wo hinaus willst du aber jetzt? Simplicius: Ich weiß nicht, ich will bei dir bleiben. Einsiedler: Dich hier zu behalten, ist weder mein, noch dein Gelegenheit; esse, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen. Simplicius: Ei, so sage mir denn auch, was Leut' für Dinger sein. Einsiedler: Leute sind Menschen, wie ich und du; dein Knan, deine Meuder und euer Ann sind Menschen, und wenn deren viele bei einander sind, so werden sie Leute genannt. Simplicius: Ha ha ha! Einsiedler: Nun geh und esse.

Dies war unser Discurs, unter welchem mich der Einsiedel oft mit den allertiefften Seufzern anschaute; nicht weiß ich, ob es darum geschah, weil er ein so groß Mitleiden mit meiner Einfalt und Unwissenheit hatte, oder aus der Ursache, die ich erst über etliche Jahr nachher erfuhr.

Das 12. Capitel des ersten Buches. **Sympler merkt eine Art selig zu sterben, Ein Begräbniß auch leicht zu erwerben.**

Zwei Jahr ungefähr hatte ich so bei dem Einsiedel zugebracht, und das harte eremitische Leben kaum gewohnt, als mein bester Freund auf Erden seine Haue nahm, mir aber die Schaufel gab und mich seiner täglichen Gewohnheit nach an der Hand in unsern Garten führte, da wir unser Gebet zu verrichten pflegten. Nun Simplicius, liebes Kind, sagte er, dieweil, Gott Lob! die Zeit vorhanden, daß ich aus dieser Welt scheiden, die Schuld bezahlen und dich in dieser Welt hinter mir verlassen soll, zumalen deines Lebens künftige Begegnisse beiläufig sehe und wohl weiß, daß du in dieser Einöde nicht lange verharren wirst, so habe ich dich auf dem angetretenen Weg der Tugend stärken und dir einige Lehren zum Unterricht geben wollen, vermittelst deren du, als nach einer unfehlbaren Richtschnur, zur ewigen Seligkeit zu gelangen, dein Leben anstellen sollst, damit du mit allen heiligen Auserwählten das Angesicht Gottes in jenem Leben ewiglich anzuschauen gewürdiget werdest.

Diese Worte setzten meine Augen in Wasser. Einmal sie waren mir so unerträglich, daß ich sie nicht ertragen konnte; doch sagte ich: Herzliebster

Vater, willst du mich denn allein in diesem wilden Wald verlassen? soll denn — Mehreres vermochte ich nicht herauszubringen, denn meines Herzens Qual war aus überfließender Liebe, die ich zu meinem getreuen Vater trug, also heftig, daß ich gleichsam wie todt zu seinen Füßen sank. Er hingegen richtete mich wieder auf, tröstete mich, so gut es Zeit und Gelegenheit zuließ, und verwies mir gleichsam fragend meinen Fehler, ob ich nämlich der Ordnung des Allerhöchsten widerstreben wollte? Weißt du nicht, sagte er Weiteres, daß solches weder Himmel, noch Hölle zu thun vermögen? Nicht also, mein Sohn, was unterstehst du dich, meinem schwachen Leib (welcher für sich selbst der Ruhe begierig ist) aufzubürden? Vermeinst du mich zu nöthigen, länger in diesem Jammerthal zu leben? Ach nein, mein Sohn, laß mich fahren, sintemal du mich ohne das, weder mit Heulen, noch viel weniger mit meinem Willen länger in diesem Elend zu verharren wirst zwingen können, indem ich durch Gottes ausdrücklichen Willen daraus gefordert werde, welchem göttlichen Befehl ich auch mit allen Freuden nachzukommen mich jetzo bereite. Folge, anstatt deines unnützen Geschreies, meinen letzten Worten, welche sind, daß du dich, je länger je mehr, selbst erkennen sollst, und wenngleich du so alt als Methusalem würdest, so laß solche Uebung nicht aus deinem Herzen, denn daß die meisten Menschen verdammt werden, ist die Ursache, daß sie nicht gewußt haben, was sie gewesen und was sie werden können, oder werden müssen. Weiteres rieth er mir getreulich, ich sollte mich jederzeit vor böser Gesellschaft hüten, denn derselben Schädlichkeit wäre unaussprechlich. Er gab mir dessen ein Exempel und sagte: „Wenn du einen Tropfen Malvasier in ein Geschirr voll Essig schüttest, so wird es alsbald zu Essig, wirst du aber einen Tropfen Essig unter so viel Malvasier gießen, so wird er auch unter dem Malvasier hingehen". Liebster Sohn, sagte er, vor allen Dingen bleib' standhaft, lasse dich die Kreuzeshitze von deinem angefangenen löblichen Werke nicht abwendig machen, denn wer verharret bis an's Ende, der wird selig. Geschieht's aber wider mein Verhoffen, daß du aus menschlicher Schwachheit fällst, so bleibe ja nicht boshafter Weise in deinen Sünden stecken, sondern stehe durch eine rechtschaffene Buße geschwind wieder auf. Dieser sorgfältige, fromme Mann hielt mir allein dies Wenige vor, nicht zwar, als hätte er nicht Mehreres gewußt, sondern darum, dieweil ich ihn erstlich meiner Jugend wegen nicht fähig zu sein bedünkte, ein Mehreres in solchem Zustand zu fassen, und dann, weil wenige Worte besser als ein langes Geplauder im Gedächtniß zu behalten sind, und wenn sie anders Saft und Nachdruck haben, durch das Nachdenken größeren Nutzen schaffen, als ein langer Sermon, den man ausdrücklich verstanden hat und bald wieder zu vergessen pflegt. Diese drei Stücke: sich selbst erkennen, böse Gesellschaft meiden und beständig verbleiben, hat dieser fromme Mann ohne Zweifel deßwegen für gut und nöthig geachtet, weil er Solches selbst practicirt und es ihm dabei nicht mißlungen ist; denn nachdem er sich erkannt, hat er nicht allein böse Gesellschaft, sondern die ganze Welt geflohen, ist auch in solchem Vorsatz bis an das Ende verharret, an welchem ohne Zweifel die Seligkeit

hängt. Welcher Gestalt aber das Ende war, folget hernach. Nachdem er mir nun obige Stücke vorgehalten, hat er mit seiner Haue angefangen sein eigenes Grab zu machen; ich half, so gut ich konnte, wie er mir befahl, und bildete mir doch Dasjenige nicht ein, worauf es abgesehen war. Indessen sagte er: „Mein lieber und wahrer, einziger Sohn, denn ich habe sonsten keine Creatur als dich zur Ehre unsers Schöpfers erzogen, wenn meine Seele an ihren Ort gegangen ist, so leiste meinem Leib deine Schuldigkeit und die letzte Ehre; scharre mich mit derjenigen Erde wieder zu, die wir jetzt aus dieser Grube gegraben haben". Darauf nahm er mich in seine Arme und drückte mich küssend viel inniger an seine Brust, als einem Manne, wie er zu sein schien, hätte möglich sein können. Liebes Kind, sagte er, ich befehle dich in Gottes Schutz und sterbe um so viel fröhlicher, weil ich hoffe, er werde dich darin aufnehmen. Ich hingegen konnte nicht anders, als klagen und weinen, ich hing mich an seine Kette, die er am Halse trug, und vermeinte ihn zu halten, damit er mir nicht entgehen sollte. Er aber sagte: „Mein Sohn, laß mich, damit ich sehe, ob mir das Grab lang genug sei", legte demnach die Kette ab sammt dem Oberrock und begab sich in das Grab, gleichsam wie Einer, der sich schlafen legen will, sprechend: „Ach, großer Gott, nun nimm wieder hin die Seele, die du mir gegeben. Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist"! Hierauf schloß er seine Augen und Lippen sänftiglich, ich aber stand da und meinte nicht, daß seine liebe Seele den Leib gar verlassen haben sollte, dieweil ich ihn öfters in dergleichen Verzückungen gesehen hatte. Ich verharrte, wie meine Gewohnheit in dergleichen Begebenheiten war, etliche Stunden neben dem Grab im Gebet. Als sich aber mein allerliebster Einsiedel nicht mehr aufrichten wollte, stieg ich zu ihm in's Grab hinunter und fing an, ihn zu schütteln, zu küssen und zu liebeln; aber da war kein Leben mehr, weil der grimmige, unerbittliche Tod den armen Simplicius seiner holden Beiwohnung beraubet hatte. Ich begoß oder, besser zu sagen, ich balsamirte den entseelten Körper mit meinen Zähren, und nachdem ich lange mit jämmerlichem Geschrei hin und her gelaufen und mich mit Haarausraufen übel geberdet hatte, fing ich an, ihn mit mehr Seufzern als Schaufeln voller Grund zuzuscharren, und wenn ich kaum sein Angesicht bedeckt hatte, stieg ich wieder hinunter, entblößte es wieder, damit ich's noch einmal sehn und küssen möchte. Solches trieb ich den ganzen Tag, bis ich fertig worden, und auf diese Weise die Todtenfeier und Opfer allein geendet, weil ohne das weder Bahre, Sarg, Decke, Lichter, Todtenträger, noch Geleitsleute und auch keine Clerisei vorhanden gewesen, die den Todten besungen hätten.

Christian Scriver, geboren den 2. Januar 1629 zu Rendsburg in Holstein, der Sohn eines dortigen Kaufmanns. Da er schon in früher Jugend seinen Vater verlor, und seine Mutter seit der Zeit in sehr kümmerlichen Verhältnissen lebte, in denen sie nur sehr unzureichend für die Erziehung ihrer vielen Kinder sorgen konnte, war es ein Glück für den begabten Knaben, daß ein Bruder seiner Großmutter sich seiner Erziehung

annahm. Derselbe ließ ihn zuerst in Rendsburg und Lübeck das Gymnasium besuchen, dann in Rostock, nach seinem Wunsche, Theologie studieren. Nach beendigten Studien war Scriver eine Zeit lang Hofmeister bei einer angesehenen Familie in Lübeck, wurde dann 1653 Diakonus in Stendal, 1664 Prediger an der St. Jakobskirche in Magdeburg und 1685 Senior daselbst. Er erwarb sich durch sein außerordentliches Rednertalent, sowie durch seinen milden, edlen Charakter allenthalben Freunde und Verehrer, so daß sein Ruf bis in die entferntesten Gegenden drang und er zahlreiche Anerbietungen nach Berlin, Halberstadt, Stockholm u. s. w. erhielt, die er jedoch alle ausschlug. Erst 1600 nahm er einen Ruf der Prinzessin Anna Dorothea, Aebtissin von Quedlinburg, an, und ging als Hofprediger und Kirchenrath nach Quedlinburg, wo er nach kurzer segensreicher Wirksamkeit den 5. April 1693 starb.

Scriver verfaßte ausschließlich Erbauungsschriften, und es erscheint hier am Platze, ehe wir seine Werke näher betrachten, einige Worte über Erbauungsschriften im Allgemeinen vorauszuschicken, besonders um jedem Irrthume vorzubeugen, den Unterschied festzusetzen zwischen Erbauungsbuch und dem eigentlichen Gebetbuch. Unter Erbauungsschriften versteht man solche, die mit der bestimmten Absicht abgefaßt sind, den Gedanken des Lesers eine fromme, zu Gott gewendete Richtung zu geben, mit einem Wort ein Buch, welches den Menschen innerlich erhebt und erbaut; es kann dabei seinen Stoff wählen woher es will. Ein solches Erbauungsbuch entspricht also, wenn es seine Absicht erreicht, ohne dieselbe störend hervortreten zu lassen, allen Anforderungen der Poesie, es nützt, d. h. es veredelt den Menschen innerlich und es erfreut, sei es nun durch den gewählten Stoff, oder durch die schöne Form, und darf daher in der Literaturgeschichte nicht unerwähnt bleiben. Während ein Gebetbuch nur einfach das in Worte faßt, was jeder sich gedrängt fühlt, Gott, als dem Vater aller Menschen, in Form von Bitten, Klagen und Danksagungen vorzutragen, und da ein solches Buch in keiner Weise Anspruch auf poetischen Werth macht, sondern nur als Ausdruck der Andacht gelten will, so gehört es nicht in die Literaturgeschichte. Was nun Scriver's Erbauungsschriften betrifft („Seelenschatz", „Gotthold's zufällige Andachten" und „erbauliche Parabeln"), so können sie als Meisterwerke in ihrer Art gelten. Sie erreichen vollkommen ihren Zweck, doch tritt derselbe keineswegs störend hervor; dabei sind sie in einer edlen, gefälligen Sprache abgefaßt, durchdrungen von dem Hauch ächter Poesie, sowie kindlicher und liebenswürdiger Frömmigkeit. Ganz besonders gilt dies von der Parabelsammlung, welche 1667 in Leipzig erschien unter dem Titel: „Gotthold's zufällige Andachten, vierhundert". Der Verfasser nahm darin die Gleichnißreden des neuen Testamentes zum Muster, indem er, wie dort, seine Betrachtungen an irgend eine äußere Erscheinung anknüpft.

Aus: Gotthold's zufälligen Andachten von Scriver.

Das spielende Kind.

Ein kleines Kind lief in der Stube umher und machte sich viel Spielens und kindlicher Lust. Sein Geld waren Scherben, sein Haus etliche Klötze, sein Pferd ein Stecken, sein Traktament ein Apfel, sein Sohn eine Puppe und so fortan. Der Vater saß am Tisch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete und in gute Richtigkeit brachte, damit sie dermaleinst eben diesem Spielvöglein nutzen möchten, zu welchem das Kind oft heranlief, viele kindliche Fragen that und viel zur Beförderung seines Spiels begehrte. Der Vater beantwortete das Wenigste, fuhr indessen in seiner Arbeit fort und hatte doch immer ein wachendes Auge auf das Kind, damit es nicht fallen und Schaden nehmen möchte. Gotthold sah solches und dachte: das ist eine artige Abbildung der väterlichen Vorsorge Gottes; wir alten Kinder laufen in der Welt umher und spielen oft thörichter wie die Kinder; wir sammeln und zerstreuen, wir pflanzen und reißen aus, wir reiten und fahren, wir essen und trinken, wir singen und spielen und meinen, wir thun große Dinge, die Gott sonderlich in Obacht nehmen müsse. Indessen sitzt der allwissende Gott und schreibt unsere Tage auf in sein Buch, er ordnet und schafft, was wir vor oder hernach thun, er richtet Alles zu unserm Besten und zu unserer Seligkeit, und hat dabei stets ein wachendes Auge auf uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen Schaden nehmen. Mein Gott, solche Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kann's zwar nicht begreifen, aber ich will dich dafür allezeit loben und preisen. Laß mich, mein Vater, aus deiner Acht und Aufsicht nicht, zuvörderst dann, wenn ich etwa, wie solch ein Kind, thöricht handle.

Der fruchtbare Baum.

Ein schöner Obstbaum war mit seinen vielen Früchten so sehr beschwert, daß er seine Zweige sämmtlich zur Erde gekrümmt und gleichsam mit vollen Händen den Menschen seine Aepfel hinhielt. Gotthold sah ihn mit großer Beliebung an, pries Gottes Segen und, weil sie fast zeitig, ging er hin und wollte einen abbrechen. Wie er aber denselben ein wenig zu stark abriß und den schwanken Zweig zu sehr regte, fielen ihm viele andere entgegen. Ei, sagte er, du liebes Bäumlein, wie milde bist du! Gibst du mir doch mehr als ich begehre. Mein Gott, dieser Baum erinnert mich deiner unbegreiflichen und unverdienten Güte, die uns auch ihre Wohlthaten als fruchtbare Zweige zuwendet und sagt: Hier bin ich, hier bin ich. Ja, die da mehr thut, als wir bitten oder verstehen. Hanna, das betrübte Weib, bittet um ein Kind und erhält sechs; Salomo bittet um Weisheit, damit er seine Unterthanen löblich regieren möchte, und er erhält sie nicht allein, sondern so viel Ehre und Reichthum dazu, als nicht leicht ein Anderer gehabt. Wir bitten oft nur um einen Apfel zum täglichen Brod, und deine unerschöpfliche Güte gibt uns wohl fünf oder zehn. Doch wie diese Aepfel mir so häufig entgegenfallen, weil sie fast zeitig sind, also thust du auch mehr, als wir bitten,

wenn es uns nütz und selig ist. Was soll ein Kind mit einem, geschweige mehr unzeitigen Aepfeln? Also dienets mir nicht zu erlangen, wenn ich etwas bitte, was meine Seele gefährden kann. Wir Menschen aber sollten auch also sein, und die Früchte des Glaubens Allen, die ihrer benöthigt, anbieten, unsere gesegneten Zweige zu den Dürftigen wenden und im Segen mit Ueberfluß willig geben. Weil aber solches so selten geschieht, muß man befürchten, daß in Gottes Garten viel unfruchtbare Bäume stehen, die nur das Land hindern und also nichts, als der Axt und des Feuers zu erwarten haben. Mein Gott, mache mich fruchtbar und willig, dir zu dienen, wie mir alle deine Geschöpfe dienen.

Samuel von Butschky, geboren den 10. Februar 1612 in Breslau, der Sohn eines Geistlichen. In seinem zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Wittenberg und studierte dort bis 1637 die Rechte. Doch nahm er nach vollendeten Studien keine Anstellung an, sondern gründete 1654 eine Buchdruckerei, die er aber später aufgab und sich ausschließlich mit der Verwaltung mehrerer Güter, die er sich angekauft hatte, beschäftigte. Im Jahr 1658 trat er zur katholischen Kirche über; bald darauf ward er vom Kaiser Leopold geadelt, der ihm nach und nach auch mehrere Aemter, sowie den Titel eines kaiserlichen Rathes verlieh. Er starb als solcher in Breslau den 13. März 1678.

Butschky, der zu den Mystikern gehörte und der, gleich seinem Landsmann Scheffler, zur katholischen Kirche übertrat, weil dieselbe mehr seinen mystischen Anschauungen entsprach, hat sehr viel geschrieben. Meistens sind es kleinere Aufsätze und Betrachtungen, in denen er sich mit Geist und poetischem Gefühl über alle Verhältnisse des innern und äußern Lebens ergeht. Er spricht mit gleicher Begabung von Glaube und Hoffnung, Freundschaft und Liebe, Poesie und Natur, sowie von Allem, was das menschliche Herz bewegt, und wählt, um seine Betrachtungen anschaulicher zu machen, gern und mit Glück die Form der Parabel. Alle seine Schriften sind dabei ausgezeichnet durch eine, edle reine Sprache. Seine Hauptwerke sind: 1) Fünfhundert sinn-, geist- und lehrreiche Reden und Betrachtungen; 2) Sonderbare Reden und Betrachtungen; 3) Wohlbebauter Rosengarten in sechshundert sinnreichen, ungemeinen Reden und Betrachtungen.

Aus: Butschky's Schriften.

Die besten Freunde.

Der Welt Liebhaber ist einem Menschen gleich, der drei Freunde hatte, und den einen mehr wie sich selbst, den andern wie sich selbst, den dritten aber weniger als sich selbst liebte. Als er nun eine böse That begangen und deßwegen vor dem König zu erscheinen gefordert wurde, ging er mit traurigem Gemüthe zu dem ersten Freunde und bat beweglichst um Hülfe und Beistand, indem er ihn jederzeit mehr geliebet hätte, als sich selbst, bekam aber zur Antwort, er kenne ihn nicht, doch wolle er ihm ein Tuch zur Decke geben lassen.

Folgenden Tages erhob er sich zu dem andern Freunde, suchte gleichmäßige Hülfe bei ihm; derselbe entschuldigte sich, er habe in seinen eigenen Angelegenheiten allzuviel zu verrichten, könnte sich nicht abmüßigen, doch wollte er ihm das Geleit bis an den königlichen Hof geben. Endlich eilte er zu dem dritten und sprach: „Ich darf dich nicht wohl anreden, denn ich habe dich nicht recht geliebt, wie ich billig hätte thun sollen; aber doch, Lieber, verlaß mich nicht, leiste mir Beistand, weil mich männiglich verlassen."

Dieser dritte Freund antwortete mit fröhlichem Angesichte: „Du bist mir ein lieber Freund, ich will gern mit dir zum Könige gehen, für dich um Gnade bitten."

Durch den ersten Freund wird angedeutet der Reichthum, durch den der Mensch viel Gefahr aussteht, aber zur Zeit des Todes hat er ein Mehreres nicht davon zu erwarten, als ein verächtliches Todtenleilach oder Tuch.

Durch den andern Freund wird verstanden Weib und Kinder, Blutsfreunde und Verwandte, die geben uns nur das Geleite zum Grabe und gehen wieder an ihre Geschäfte.

Der dritte Freund ist der Glaube, Hoffnung und Liebe; denn das Almosen und die christlichen guten Werke gehen bei unserm Abscheiden vor uns her, bitten Gott für uns und helfen uns aus Teufels Gewalt erretten. Und dieses sind die rechten, wahren Freunde, die wir erwählen sollen.

Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), geboren den 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten in Schwaben, trat 1660 zu Mariabrunn in Oesterreich in den Orden der Augustinerbarfüßler, wo er den Klosternamen Abraham a Santa Clara annahm, unter dem er am meisten bekannt ist. Er studierte in Wien im Kloster seines Ordens Theologie und Philosophie, und nachdem er die priesterliche Weihe erhalten hatte, wurde er als Prediger nach Kloster Taxa in Oberbayern berufen; doch blieb er hier nicht lange, denn schon 1669 kam er als kaiserlicher Hofprediger nach Wien zurück, wo er sich durch sein Rednertalent und seinen unermüdlichen Eifer als Seelsorger, besonders während der schrecklichen Pest 1679, Liebe und Anerkennung bei Hohen und Niedern gewann. Er starb in Wien 1709 am 1. Dezember, nachdem er 1689 noch zum Provinzialen seines Ordens in Deutschland gewählt worden war.

Auch bei Megerle sehen wir dasselbe, was wir schon bei vielen Schriftstellern zu beobachten Gelegenheit hatten, daß es nämlich erst der neuern Zeit vorbehalten war, ein richtiges, von keiner Verblendung getrübtes Urtheil über ihn abzugeben. Während Megerle zu seiner Zeit und noch lange nachher von der einen Seite für nichts als einen geistlichen Possenreißer angesehen wurde, pries man ihn auf der andern Seite als den größten geistlichen Redner und Schriftsteller, den Deutschland hervorgebracht habe. Auch hier lag die Wahrheit, wie so häufig, in der Mitte, denn es bedarf nur eines Blickes in Megerle's Schriften, um sich zu überzeugen, daß er mit ausge-

zeichneten Gaben ausgestattet war und besonders alle die Eigenschaften besaß, die für einen guten Redner unerläßlich sind. Er vereinigte mit einer stets strömenden Fülle der Phantasie ausgebreitete Kenntnisse, unerschöpflichen Witz, Klarheit des Blickes für alle Verhältnisse des Lebens, lebendig fesselnden Vortrag und eine Unerschrockenheit, die das Laster angriff, es mochte sich finden, wo es immer wollte. Dieselben Vorzüge, die ihn als Redner auszeichneten, finden sich auch in seinen Schriften. Doch fehlte ihm der Sinn für das Schickliche und der feine Geschmack, so daß er das Gemeine, Platte und Pöbelhafte unter das Edle, Hohe und Würdige mischt und sich nicht scheut, unanständige Possen in seinen Schriften sowohl, als seinen Predigten anzubringen. Auch verstand er es nicht, seine Phantasie zu zügeln, wodurch er sich oft zu einer endlosen Breite und Weitschweifigkeit verleiten läßt. Zwar ist das Platte und Possenhafte seiner Predigten und Schriften theilweise mit aus dem Geschmack seiner Zeit zu erklären, denn er hätte wohl ohne das, schwerlich, so viele Zuhörer und Leser bekommen; wie er ja selbst in einer seiner Schriften sagt: „So lange ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedte, eine aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predigt macht, da ist Jedermann gut Freund: Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann, ich hör' ihm mit Lust zu, u. s. w. Wenn er aber anfängt, einen scharfen Ernst zu zeigen, wenn er anfängt, großen Herren, den hohen Ministris und Räthen, den Edelleuten, den Geistlichen, den Soldaten, dem Magistrat und der Obrigkeit, den Zimmerleuten, Bäckern, Gärtnern, Wirthen, den Bauern und Kindern und dem Frauenzimmer die Wahrheit zu sagen, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerter, so bringt ihm solches Sagen Klagen. Er verfeindet sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leiden, die Kirchstühl werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirche wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt, und an allen Orten wird man hören: „Was key ich mich um den Prediger." Doch bleibt diese Possenhaftigkeit in Megerle's Schriften trotz alledem ein Fehler, der es jetzt beinahe unmöglich macht, dieselben zu lesen. Seine Manier ahmte Schiller in der Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager mit richtigem Verständniß und feinem Geschmack nach. Megerle gab eine Menge Schriften heraus, meist Predigten, jedoch nicht immer in der Form der Predigt, sondern bisweilen in der Form des Romans. Dahin gehört vor Allem eines seiner bedeutendsten Werke: „Judas, der Erzschelm für ehrliche Leute", ein satyrischer Roman, zu welchem die sagenhafte Geschichte Judas Ischarioths den Rahmen bildete. Doch ist darin der didaktische Zweck die Hauptsache (weßhalb das Buch, als Roman betrachtet, nicht befriedigt), und die Geschichte des Judas dient ihm nur als Anknüpfungspunkt, um über die verschiedensten Gegenstände, als Hofleben, Kinderzucht, Ehestand, Undankbarkeit, böse Gesellschaft u. s. w. sprechen zu können.

Andere ähnliche Schriften Megerle's sind: „Merk's Wien", „Geistliches Waarenlager mit apostolischen Waaren", „Ganz neu ausgeheckte Narren-

nest", „Hui und Pfui der Welt", „Etwas für Alle", „Auf, auf, ihr Christen" (eine Türkenpredigt, aus welcher besonders Schiller schöpfte), „Heilsames Gemisch, Gemäsch" u. s. w.

Aus: Judas dem Erzschelm von Abraham a Santa Clara.

1. Theil, 16. Capitel.

Undankbarkeit.

Der Bauer, die Schlange und der Fuchs.

Ein Bauer wollte einstens etwas in die nächstgelegene Stadt zum Verkaufen tragen; unterwegs aber, wegen der schweren Last, thät er bei einem Felsen rasten, in welchem Felsen eine große Schlange versperret gelegen. Wie diese den Bauer wahrgenommen, so fanget sie an, recht inständigst zu bitten, er wolle sich doch ihrer erbarmen: „Ich bitte dich um Gottes Willen, welcher dem Moses im alten Testament befohlen, mich auf eine hohe Säule zu setzen, ich bitt' und bitt' und bitt' dich tausend und tausendmal, hilf mir doch aus diesem Loch, denn ich, wegen des schweren Steines, nicht kann herauskriechen." „Wie wirst du mich aber belohnen," fragt der Bauer. „O mein herzallerliebster Mann, ich will dir den Dank geben, mit welchem die Menschen die größten Gutthaten pflegen zu bezahlen." Der Bauer wälzt den großen Stein hinweg, daß also die Schlange in freie Luft kam und des langen Arrests entledigt worden. Wie sie sich nun in der Freiheit befunden, so will sie mit großer Gewalt den Bauer umbringen. „Holla," schreit der Bauer, „was ist das, ist das der Welt Dank?" „Ja," spricht die Schlange, „die Menschen pflegen in der Welt das Gute mit dem Bösen zu vergelten, und solchen Weltdank hab' ich dir versprochen." „Weißt du was," entschuldigt sich der Bauer, „ich bin ein einfältiger Mann und nicht schriftgelehrt; ich will mich mit dir ohne gelehrte Zeugen in keine Disputation einlassen, sondern wir wollen Andere suchen, welche in diesem Fall verständig urtheilen werden. Ist es Sach', daß ich Unrecht habe, so will ich gerne sterben." Begaben sich demnach beide, der Bauer und die Schlange, auf den Weg und treffen bald einen alten Schimmel, welcher nichts als Haut und Bein hatte. Dieser hatte seine Weid' auf einem dürren Feld und war allbereit schon dem Schindophilio übergeben. „Willkommen, Herr Schimmel! wie kommt es, daß ihr euch ganz allein auf diesem öden Felde aufhaltet? aus was Ursachen ist der Herr nit zu Haus im Stall bei einer guten Haberkost"? „Ach, meine Herren," antwortet der Schimmel, „ihr dürft euch deßwegen nit so stark verwundern, es ist ja allbereits der Welt Brauch. Ich bin dreißig Jahr bei einem Edelmann gewesen, dem dies Schloß vor euren Augen gehörig, habe ihm gedient, wie es einem redlichen Pferd zusteht; ich weiß mich wohl zu erinnern, daß ich ihn im vorigen Türkenkrieg bei Camoren etlichemal vom Tode errettet, jetzt, da ich alt, schabig und ganz kraftlos bin, so hat er mich dem Schinder übergeben." „Siehst du es, Bauer, hast du es vernommen, wie die Welt das Gute mit dem Bösen belohnt? Holla! jetzt bring' ich dich um," sagt die Schlange. „Gemach," bittet der Bauer,

„gemach, die Sach' muß durch Einen allein nicht geschlichtet werden, wenn mehrere dieses Urtheils werden sein, alsdann will ich mich ganz ergeben." Gut, die Zwei beurlauben sich von dem Schimmel und nehmen ferneres ihren Weg fort. Bald aber trafen sie einen Hund an, welcher mit einem alten Strick an einen Zaun angebunden. „Willkommen, Herr Melampas! wie so melancholisch? Ihr müßt eine schlechte Kost haben weil ihr so beinträxlerisch ausschaut; wie kommt es, daß eure Hundheit also bei diesem Zaun sich befindet?" „Ach," seufzet der Hund, „das ist mein Lohn, daß ich meinem Herrn so getreu gedient hab'. Was Strapaz'n hab' ich in mancher Jagd und Hitze, wie viel Hasen hab' ich meinem Herrn gefangen, und ihm also mit meinen eignen Zähnen manches Schnappbissel erhascht. Will geschweigen, daß ich Schelmen und Diebe mit meinem Wachen und Bellen nächtlicher Weil' hab' abgetrieben. Jetzo, da ich alt, matt und verdrossen bin, hat er mich an den Zaun binden lassen und wird bald Einer kommen, der mich erschießen wird." „Holla," sagt die Schlange, „Bauer, halt' her, dein Handel ist nun verloren; Zwei haben dich schon überstritten!" „Ei, nit so jäh, mein' Schlang', dafern der Dritte auch solcher Meinung wird sein, so will ich mich nachmals keineswegs weigern." In währendem Zank läßt sich ein Fuchs sehen, welcher sich selbst freimüthig als ein Richter bei diesen streitenden Parteien aufgeworfen; ruft daher den Bauern ein wenig beiseit, und fragt denselben, ob er mit Hennen versehen sei, und wie viel er ihm wolle spendiren, wenn er ihn aus dieser äußersten Lebensgefahr salvire. „Ich schenke dir alle Hennen, mein goldner Fuchs," sagt der Bauer. Ueber solches fängt der Fuchs an, mit besonderer Wohlredenheit die Sach' vorzutragen, all' Umstände reiflich zu erwägen. Damit aber in diesem Fall keinem ein Unbill oder ein Unrecht geschehe, sagt der Fuchs, also ist es nothwendig, den Augenschein einzunehmen, wie sich der Handel hat zugetragen. Begeben sich daher alle Drei zu dem Felsen. Der Fuchs schüttelt den Kopf und läßt sich verlauten, als komme es ihm unmöglich vor, daß die große Schlang' in diesem Loch sei gesteckt. „Mein Schlangen, geh' her und zeig' mir's, wie bist du darin gewest?" Diese schlüpft hinein, der Bauer mußte den Stein vorwälzen, alsdann fragt mehrmal der Fuchs: „Mein Schlang', ist es also gewest?" „Ja ja, ganz natürlich ist es also gewest." „Nun, nun," antwortete der arge Fuchs, „es ist also gewest, so soll es also verbleiben." Dergestalt war der Bauer aus seiner Gefahr errettet und voller Freuden dem Fuchs versprochen, er solle früh Morgens um sieben Uhr im Haus auf eine gute Hennensuppe erscheinen. Der Bauer kommt etwas spät nach Haus, weßhalb das Weib die Stirn schon mit trotzigen Runzeln ausgespaliert und den armen Mann mit rauhen Worten bewillkommt. „O, mein Weib," sagt der Bauer, „wenn du sollst wissen, wie es mir ergangen, du würdest weit anders reden. Mein golden Urschel, du hättest bei einem Haar deinen Mann verloren, gedenke was mir für ein Unstern begegnet, in augenscheinlicher Lebensgefahr bin ich gewest," und erzählt's ihr mit allen Umständen. „Doch hat mir der Himmel einen ehrlichen Fuchs geschickt, der hat

mich durch seinen Witz wunderbarlich erledigt; dessentwegen ich ihm aus schuldiger Dankbarkeit all' unsere Hennen versprochen, und morgen, will's Gott, in der Frühe um sieben Uhr wird er dieselben abholen." „Was, holen," sagt sie, „Hennen holen? meine Hennen holen? soll dich der Teufel! was hast du mit meinem Geflügelwerk zu schaffen, du Schmarotzer; wer wird dir nachmals die Eier legen? du Pengel, du Piffel! Komm mir nur der Fuchs, ich will ihm schon einen hölzernen Vergeltgott zu verkosten geben." Der arme Fuchs wußte von all' dieser Bosheit nichts, dahero ist er in der Früh in guter Sicherheit und Vertrauen in das Haus gekommen, hoffte denselbigen Tag eine absonderliche Mahlzeit. Kaum aber, daß er einen guten Morgen abgelegt, hat ihm die Bäuerin mit einem Scheit Holz den Rückgrat eingeschlagen, daß also der arme Fuchs in diesen seinen Todesnöthen nichts Mehreres lamentirt, als die Undankbarkeit der Welt, wie solche das Gute mit dem Bösen so vielfältig vergelte und bezahle.

Aus: Judas dem Erzschelm.

1. Theil, 9. Capitel.

Die Jungfrau.

Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit viel hören lassen; die Männer können Vocales sein, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute sein. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie eine Orgel, sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreit sie; eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie der Palmesel, der läßt sich im Jahr nur einmal sehen. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie eine Spittelsuppe, die hat nit viel Augen, deßgleichen soll die Jungfrau wenig umgaffen. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie eine Nachteule, die kommt fein wenig an's Tageslicht. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie ein Spiegel, wenn man diesem zu nah kommt und ihn anhaucht, so macht er ein finsteres Gesicht. Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie ein Licht, welches versperrt in der Laterne viel besser brennt, als außer derselben. Insonderheit aber soll und muß sein eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröte, die ist allzeit zu Haus, maßen sie ihre Behausung mit sich trägt; also eine rechte Jungfrau sich mehrstens soll zu Haus aufhalten, zur Meidung aller bösen Gelegenheiten, denn gleichwie jener gute Samen des evangelischen Ackermanns, so auf den Weg gefallen, von den Vögeln ist verzehrt worden, also sind die ehrsamen Jungfrauen, welche immerdar auf Weg und Gassen sich sehen lassen, vor den Erzvögeln, das ist Schelmen, gar nicht sicher.

Adam Olearius, geboren zwischen 1599 — 1603 in Aschersleben. Er studierte in Leipzig und trat dann, durch die Kriegsunruhen vertrieben, in Dienste des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp als Hofmathematikus und Bibliothekar. Er begleitete 1633 als Rath und Sekretair die Gesandtschaft, welche der Herzog von Holstein-Gottorp nach Rußland und später, 1635, auch nach Persien schickte (dieselbe, bei der sich auch Paul Flemming

befand). Nachdem 1639 die Gesandtschaft wieder in Gottorp angekommen war, verwaltete Olearius die von ihm vorher inne gehabten Aemter bis zu seinem Tode, den 22. Februar 1671.

Olearius, der Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war und dort der „Vielbemühte" hieß, gab eine Beschreibung der von ihm mitgemachten Reise heraus, unter dem Titel: „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung", die unter allen derartigen Werken aus dieser Zeit besondere Erwähnung verdient, nicht allein wegen der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit dessen, was er berichtet, sondern vielmehr noch durch ihre einfache, doch kräftige und schöne Sprache und Darstellung. Das Werk zerfällt in sechs Bücher, von denen das erste die Schilderung der ersten Gesandtschaftsreise, die fünf folgenden die der zweiten enthält. Wir werden darin bekannt gemacht sowohl mit Rußland und seinen Einwohnern, als auch mit Persien, dessen Geschichte, politischer Verfassung und den Sitten und Gebräuchen der Bewohner. Außer diesem Buch gab Olearius noch eine vortreffliche deutsche Uebersetzung eines der größeren Werke des persischen Dichters Sadi heraus, von dem er vorher schon eine lateinische Uebersetzung verfertigt hatte. Es ist dies der: „Gulistan", das heißt: „Rosengarten", ein didaktisches Werk in Prosa, mit zahlreichen Versen untermischt.

Aus: der Moscowitischen und Persianischen Reisebeschreibung von Olearius.

5. Buch, 14. Capitel.

Von der Kleidung der Perser.

Die Kleidung der persischen Weiber ist noch dünner, als der Männer, werden auch um den Leib nicht gebunden; sie tragen Hosen und Hemden nach Art der Männer, ihre Strümpfe sind gemeiniglich von rothem und grünem Sammt, auf den Köpfen tragen sie keinen sonderlichen Zierrath, lassen die Haare in viel Flechten vorne und hinten herunter hangen. Um die Wangen und Kinn lassen sie eine oder zwei Reihen Perlen oder Spangen rund herumgehen, daß also das ganze Angesicht in Perlen und Spangen steht. Ich sehe, daß dieses eine gar alte orientalische Tracht ist, denn im hohen Liede Salomonis solche auch angedeutet wird, wenn da stehet: „Deine Backen stehen lieblich in den Spangen und dein Hals in den Ketten." Die Jungfern tragen auch in den rechten Nasenlöchern goldene Ringe mit Edelsteinen, gleich den oben erwähnten Tartaren. Sie zieren auch ihre Finger mit goldenen Ringen und die Arme mit silbernen, breit geschlagenen Blechbändern. Die Ringe aber, so die Mannspersonen an den Fingern tragen, müssen vermöge des mohamedischen Gesetzes nicht von Gold, sondern nur Silber sein, daher der Reichskanzler Saru Taggi, als ihm von unserm Gesandten ein schöner Diamant in Gold eingefaßt verehret wurde, ließ den Stein alsbald ausnehmen, in Silber setzen und verehret ihn also dem Könige. Die Weibspersonen, wenn sie auf den Straßen gehen, lassen sich nicht unterm Angesicht sehn, sind mit langen, vom Kopf bis auf die Waden

herunterhangenden, weißen Tüchern bedeckt, halten beim Gesicht nur einen Schlitz offen, durch welchen sie kaum sehen können. Hierunter sind oft schöne, auch wohl in schönen Kleidern häßliche Bilder verborgen. Was mir einst mit solch einer zu Andebil begegnete, habe ich in meinem persischen Rosenthal bei dem 56. Sprichwort im achten Buch erzählt. Der sinnreiche persische Poet Schich Sadi gebraucht dieses zum Gleichniß in Beschreibung eines Menschen, welcher in Reden und Geberden zwar einen guten Augenschein von sich giebt, aber wenn man sein Leben und Werke besehn sollte, würde man's viel anders befinden. Seine Verse und Reime sind hiervon diese:

Viel schätzt man schön, wenn sie im Tuch verhüllet gehen,
Die doch, wenn sie entblößt als alte Mütter sehen.

Das ist an den Persern zu lieben, daß, wie sie ihre Gemächer, also auch ihre Kleider sehr reinlich und sauber halten. Wenn vornehmer Leute Kleider nur wenig beschmutzt oder befleckt sind, müssen sie alsbald abgelegt werden; die gemeinen aber lassen sie fast wöchentlich wieder auswaschen, welches der russischen Art gar entgegen läuft, denn bei ihnen sieht man mehr beschmierte und von Fett glänzende, als reine Kleider, gleich auch der gemeinen Russen Stuben nicht so wohl als der Perser Pferdeställe ausgeputzt sind.

Fünfte Periode.

Von 1720—1770 oder von Haller bis Klopstock.

Einleitung.

Wie wir gesehen haben, rief die um die Mitte des vorigen Zeitraums herrschende Geschmacklosigkeit in der Poesie zu Ende desselben eine Reaction hervor, ausgehend von den begabteren Männern dieser Zeit, die mit richtigem Blick den gänzlichen Verfall der Poesie voraussahen, wenn auf der eingeschlagenen Bahn fortgeschritten würde. Die kritischen Bestrebungen Wernicke's und das Suchen nach Höherem und Besserem, wie Canitz, Abschatz, Brockes, Drollinger und noch Einige thaten, war die Verkündigung einer neuen Zeit für die deutsche Poesie. Doch würden auch die Bestrebungen dieser Männer und noch mancher begabteren nach ihnen nicht vermocht haben, unsere Literatur auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen, wie wir es zu Ende dieser und in der nächsten Periode sehen, wenn nicht Männer wie Klopstock, Lessing und Wieland erschienen wären, die mit ungeahnter Schnelligkeit die deutsche Literatur in die Wege lenkten, auf denen sie allein zu einer kaum erreichbaren Vollendung gelangen konnte. Zwar trafen sie die Keime zum Besseren an, die sich durch mannichfaltige Bemühungen Einzelner und durch günstigere politische und sociale Verhältnisse gebildet hatten, doch würde die deutsche Literatur trotz diesen Keimen nur ähnliche Erzeugnisse aus dieser Zeit aufzuweisen haben, wie aus Opitzens Zeit, zu dessen Grundsätzen man größtentheils wieder zurückgekehrt war, wenn nicht solche geniale Köpfe, von

denen jeder auf seine Art belebend und erneuernd wirkte, die Leiter und Träger des Ganzen geworden wären.

Ehe die Leistungen der einzelnen Dichter besprochen werden können, ist es nothwendig, den Entwickelungsgang anzudeuten, den die Literatur von Anfang dieser Periode nahm.

Es erging der deutschen Poesie gleich dem jungen Parcival in Wolfram von Eschenbach's herrlichem Gedicht, der wegen seiner Reinheit und Unschuld zu dem Höchsten, zur Erlangung des Grals auserkoren war, dann aber, als er durch mancherlei Irrthümer und Zweifel seine ursprüngliche Reinheit verloren hatte, nur nach den mannichfaltigsten Prüfungen und schwersten Kämpfen würdig befunden wurde, den Gral zu besitzen, und dann erst wieder die Ruhe der Seele zu erlangen, die er vorher im vollsten Maße besessen hatte. In der ersten Blüthezeit unserer Literatur, die Zeit der erster Minnesänger und des unübertroffenen Volksepos befand sich die deutsche Poesie in dem Stande der ursprünglichen angeborenen Größe und Reinheit. Nicht durch Suchen und Forschen gelangten die damaligen Dichter zu so herrlichen Resultaten; frei, nach angeborenem Talent sangen sie ihre Lieder und an dieser Ursprünglichkeit und Schönheit erfreut sich noch heute jedes empfängliche Herz. Als man anfing zu künsteln, wie die späteren Minnesänger thaten, war schon der feinste Duft ihrer Lieder verschwunden. Einmal von der ursprünglichen Reinheit abgewichen, verlor man nach und nach ganz das Andenken an dieselbe, und die deutsche Poesie zeigte von da an neben vielem Herrlichen und Schönen, was einzelne begabte Männer hervorbrachten, mannichfaltige Fehler und Abirrungen von dem rechten Pfade. Eine zweite Blüthezeit konnte jetzt nur noch hervorgerufen werden, wenn durch Kämpfe aller Art die Poesie wieder geläutert und gereinigt und dann mit Bewußtsein der Weg betreten wurde, den die früheren Dichter wie glückliche unschuldige Kinder getroffen hatten.

Es war also vor Allem die Forschung und die Kritik, welche die deutsche Literatur wieder groß machen konnte, und diese ist es auch, der wir in der ganzen Periode, auch gleich am Anfang derselben begegnen, wodurch es erklärlich wird, weßhalb gerade in dieser Periode eine so große Menge von Zeitschriften aller Art erschienen.

Zu Anfang des Zeitraumes als man auf dem Gebiete der Forschung noch nicht das wahrhaft Schöne und Richtige gefunden hatte, und vor Allem bemüht war, erst das anerkannt Schlechte auszurotten, machte sich der alte Opitzische Grundsatz von der Nützlichkeit der Poesie wieder geltend, und es wurde daher hauptsächlich das Lehrgedicht und solche lyrische Poesien bearbeitet, in denen man zugleich Veranlassung hatte, moralische Tendenzen und Betrachtungen einzuflechten. Hauptsächlich war es die sächsische Schule, welche diese Richtung einschlug, und die daher besonders dem geistlichen Liede einen ganz andern Charakter aufdrückte. Statt, wie noch im vorigen Zeitraum, das geistliche oder Kirchenlied der Ausdruck des Glaubens und Gottvertrauens war, oder kirchliche und dogmatische Verhältnisse berührte,

wurde dasselbe jetzt meist zur Niederlegung moralischer Betrachtungen benutzt, wodurch es an poetischem Werthe unendlich viel verlor und eher ein didaktisches Gedicht, als ein geistliches Lied war. Wenn daher auch auf dieser Seite die sächsische Schule nicht vortheilhaft auf die Poesie einwirkte, so erwarb sie sich auf der andern Seite wieder um dieselbe ein großes Verdienst durch Wiedereinführung einer Gattung der Poesie, die im vorigen Zeitraum beinahe ganz verschwunden war, der Fabel nämlich; und wenn auch bei den Fabeln der meisten Dichter dieser Schule die Belehrung oft der einzige Zweck war, was jedoch gerade hierbei weniger störend hervortritt, so gereichte es immer der Poesie sehr zum Vortheil, daß diese Gattung aus ihrer Vergessenheit wieder hervorgezogen wurde.

Eine andere Dichtergruppe, die preußische oder hallische Schule, kam schon in ihren Bemühungen um die Poesie einen bedeutenden Schritt weiter, indem sie die Nützlichkeitstheorie ganz beiseite ließen und nur die Gewährung des Vergnügens als Zweck der Poesie ansahen; sie bearbeiteten daher hauptsächlich das heitere gesellige Lied. Auch erwarben sie sich dadurch ein nicht geringes Verdienst, daß sie, begeistert von den Thaten des großen Preußenkönigs Friedrich II., Kriegs= und Siegeslieder zu dessen Verherrlichung dichteten, wodurch das fast erstorbene Nationalgefühl im Volke doch wieder einigermaßen geweckt wurde.

Vor Allem aber verdient Klopstock als Erwecker des Nationalgefühls hervorgehoben zu werden. Er war es, der, für alles Deutsche begeistert, dieses Gefühl auch bei Andern zu beleben suchte, und ihm verdanken wir daher auch hauptsächlich die Wiedereinführung der epischen Poesie in die deutsche Literatur, die im vorigen Zeitraum beinahe gänzlich verschwunden war, und zwar deßhalb verschwunden war, weil es an großen Stoffen überhaupt und insbesondere an nationalen Stoffen fehlte, ohne die ein Epos nicht denkbar ist. Daher kann man Klopstock mit noch viel größerem Recht den Begründer des neuen deutschen Epos nennen, als Heinrich von Veldek vor 600 Jahren der Vater der höfischen Poesie genannt wurde, da dasselbe mit dem früheren Epos in gar keinem Zusammenhang steht und sowohl nach Stoff, als Form neu geschaffen werden mußte; und gleichwie Klopstock der Begründer des neuen Epos, Wieland der Verfeinerer desselben war, so war Lessing der Reformator auf dem Gebiete der dramatischen Poesie und der Prosa, sowie denn überhaupt mit seinem Auftreten ganz neue poetische Grundsätze zur Geltung kamen, und die Sprache, sowohl der Poesie, als der Prosa eine ganz andere Gestaltung gewann, so daß man mit Recht behaupten kann, daß ohne einen Lessingschen Geist die deutsche Poesie niemals zu einer solchen Vollkommenheit hätte gelangen können, trotz aller Anstrengungen, welche die andern, mit nicht unbedeutendem Talente begabten Männer auch machten. Hätte Lessing in Betreff des deutschen Romans gleichfalls Reformen vorgenommen, wie er in der Poesie und Prosa that, so würden wir auch in dieser Beziehung schon früher Günstigeres zu berichten haben. So aber war der Roman die einzige Gattung, die hinter den übrigen zurück stand, trotzdem auch ihm die großen

Fortschritte, die man im Gebiet der Sprache überhaupt gemacht hatte, zu Gute kamen. Hauptsächlich sind es in der Prosa satyrische und didaktische Werke, die in dieser Literaturperiode am häufigsten erscheinen. Der Roman und Alles dahin Gehörige ist wenig und nur in sehr mangelhaften Produktionen vertreten, wogegen die wissenschaftliche Prosa, wie: Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie u. s. w. einen bedeutenden Aufschwung nahm.

Erste Gruppe.

Vorbereitende Dichter dieser Zeit.

Albrecht von Haller, Friedrich von Hagedorn.

Wenn auch unabhängig von den literarischen Kämpfen, die gleich am Anfang dieses Zeitraums den Mittelpunkt der meisten Bestrebungen auf dem Gebiete der Poesie bildeten, waren die beiden oben genannten Dichter, jeder auf seine Art, doch die Vorbereiter und Beförderer einer neuen, besseren Zeit. Beide traten der immer noch herrschenden Geschmacklosigkeit entgegen, und bewiesen durch ihre eigenen Poesien, daß sie ein Recht dazu hatten. Doch haben die Schriften Beider trotz diesen gleichen Bestrebungen gar keine Aehnlichkeit mit einander, und wenn man dieselben im Allgemeinen charakterisiren wollte, so könnte man Haller als Vorläufer der sächsischen, Hagedorn als den der preußischen Schule bezeichnen.

Albrecht von Haller war den 8. Oktober 1708 in Bern geboren, und stammte aus einer angesehenen patrizischen Familie. Von Jugend auf war er schwächlich und kränklich, doch vermochte sein schwacher Körper nicht, den in ihm schlummernden großen Geist niederzuhalten. Schon im neunten Jahre war er des Lateinischen, Griechischen und selbst des Hebräischen kundig, und im funfzehnten verfaßte er Gedichte aller Art: Tragödien, Komödien, lyrische Poesien und ein episches Gedicht von 4000 Versen über den Ursprung des Schweizerbundes, die er aber meistens später vernichtete, da er sie für zu unbedeutend hielt. Von 1718 bis 1723 besuchte er die Schule in Bern und bezog dann die Universität Tübingen, um Medicin zu studieren. Da er sich bis dahin noch wenig um das gesellige Leben bekümmert und sich ausschließlich mit seinen Studien beschäftigt hatte, so war er unbeholfen in seinen Manieren und erschien daher den Studenten als ein steifer Pedant. Um diese Meinung zu widerlegen, ließ er sich verleiten, öfter an den wilden Gelagen der Studenten Theil zu nehmen. Doch bald wurde ihm dieses Treiben zuwider. Er ging daher nach Leyden, wo er mit erneutem Eifer sowohl sein Fachstudium, als auch daneben Botanik und Anatomie betrieb, und sich dort 1727 die Würde eines Doktors der Medicin erwarb. Da seine Gesundheit durch seine zu angestrengte Thätigkeit sehr gelitten hatte, unternahm er 1728 zur Herstellung derselben eine größere Reise durch Deutschland, England und Frankreich, und hielt sich auf der Rückreise eine Zeit lang in

Basel auf, um sich in den mathematischen Wissenschaften zu vervollkommnen; darauf bereiste er noch die Schweizergebirge, um seine Kenntnisse in der Botanik zu erweitern. Die Frucht dieser Schweizerreise war das epische Gedicht: „Die Alpen", das erste von Haller's Gedichten, welches er selbst der Aufbewahrung werth hielt, und dasjenige, welches ihm am meisten Ruhm erwarb. 1729 ließ er sich als praktischer Arzt in Bern nieder, und 1731 den 19. Februar verheirathete er sich mit Mariane Wyß. Da er aber sehr wünschte, von seinen vielfachen Kenntnissen bei einer öffentlichen Anstellung Gebrauch zu machen, und dieses ihm trotz der ehrenvollsten Auszeichnungen, die er von Außen erhielt, in seiner Vaterstadt lange nicht gelingen wollte, folgte er 1736 dem Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik an die vor Kurzem erst errichtete Universität Göttingen, die sich hauptsächlich durch seine unablässigen Bemühungen bald zu einem seltenen Glanze erhob.

Bei seinem Einzug in Göttingen zerbrach der Wagen und seine Frau wurde bei dem Sturze aus demselben tödtlich verwundet; sie starb in Folge dessen den 30. Oktober desselben Jahres. Sein Schmerz bei dem Verlust einer so vortrefflichen Gattin war unbeschreiblich, und die Oden, die er auf ihren Tod verfaßte, gehören zu seinen besten lyrischen Dichtungen, da sie von der tiefsten und wahrsten Empfindung eingegeben waren. Der Verlust war für ihn um so größer, als gerade er eines mitfühlenden Herzens besonders bedurfte, und nur durch diesen Charakterzug wird es auch erklärlich, wie er sich trotz seiner nie verlöschenden Liebe zu der Verklärten später noch zweimal verheirathen konnte. Das erste Mal im Jahre 1739 bei einer Reise nach seinem Vaterland mit Elisabeth Bucher, und als ihm auch diese Gattin schon im Februar 1741 durch den Tod entrissen wurde, verheirathete er sich zum dritten Male, und diese dritte Gattin blieb seine treue Begleiterin durch's Leben.

Durch seine außerordentlichen Kenntnisse fast in allen Gebieten der Wissenschaft, von denen seine zahlreichen Schriften Zeugniß ablegten, verbreitete sich sein Ruhm in kurzer Zeit durch ganz Europa, so daß ihm von allen Seiten die größten Ehrenbezeugungen zu Theil wurden; nicht allein daß er 1793 zum Leibarzt und Hofrath ernannt, 1749 in den Adelsstand erhoben ward, und daß er nach und nach Mitglied oder Vorsteher von vierundzwanzig gelehrten Gesellschaften wurde, sondern er erhielt auch die glänzendsten Anträge nach London, Utrecht, Petersburg, Halle, die er aber alle ablehnte, um den Rest seines Lebens in seiner geliebten Vaterstadt zu verbringen, die ihn zum Mitglied des Großen Rathes ernannt hatte. Er kehrte daher 1753 mit Beibehaltung seiner Würden und seiner akademischen Pension nach Bern zurück und widmete seine übrige Lebenszeit trotz zunehmender Kränklichkeit dem Dienste seiner Vaterstadt; er starb dort den 12. Dezember 1777, nachdem noch kurze Zeit vor seinem Tode Kaiser Joseph II. ihn besucht, was um so ehrenvoller für ihn war, als der Kaiser bei seiner Durchreise durch Ferney Voltaire nicht besucht hatte. Die sonderbarste Ehrenbe-

zeugung erhielt aber Haller vom Fürsten Radzivil, der ihm aus Freude über seine Dichtungen ein Patent als Generalmajor übersandte.

Haller, den seine Zeitgenossen den Großen nannten, besaß sowohl als Mensch, wie als Gelehrter und Dichter gleich ausgezeichnete Eigenschaften. Als Mensch belebte ihn ein so tiefer Sinn für Religion, Sittlichkeit und alles Wahre und Edle, daß die Wahrnehmung des Schlechten ihn mit dem tiefsten Schmerz, ja oft mit Bitterkeit erfüllte und diese sogar häufig in seine Gedichte übergegangen ist. Als Gelehrter zeichnete ihn, wie schon angedeutet wurde, der ungeheuere Umfang seiner Kenntnisse aus, indem er als Arzt, Historiker, Mathematiker und als Literator zu den hervorragendsten Männern seiner Zeit gehörte. Um aber seine Verdienste als Dichter zu würdigen, muß man besonders die Zeit in Erwägung ziehen, in welcher er seine poetische Bildung erhielt. Sowohl der Schwulst der Schlesier, als auch die meist wässerigen Reimereien ihrer Gegner waren noch nicht verdrängt, und man muß daher erstaunen, mit welcher Kraft Haller sich aus diesen Verirrungen herausarbeitete und ganz selbstständig einen würdigeren Weg einschlug, doppelt als Lohenstein Derjenige war, dem er in seinen ersten Gedichten nacheiferte. Da der wissenschaftliche mit dem poetischen Sinn sich in ihm vereinigten, so war es natürlich, daß alle seine dichterischen Darstellungen mehr von dem Verstand, als von der Phantasie beherrscht wurden, daher zeichnen sich seine Gedichte vor Allem aus durch männlichen Ernst, Kraft, Kürze, Gedrungenheit der Sprache und Adel des Ausdrucks, und das Lehrgedicht ist deßwegen diejenige Gattung der Poesie, für die er das meiste Talent hatte und die er hauptsächlich bearbeitete. Zwar schrieb er auch eine Menge lyrischer Gedichte, von denen einige als äußerst gelungen zu bezeichnen sind, da in ihnen die Tiefe der Empfindung kräftiger und unmittelbarer hervortritt. Sein schonerwähntes Epos: „Die Alpen", ist voll erhabener Gedanken und Schilderungen, doch herrscht für ein episches Gedicht das beschreibende Element darin zu viel vor. Die meisten seiner Poesien verfaßte Haller vor seinem 24. Jahre, da er nachher zu sehr mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war; nur seine Romane: „Usong", „Alfred, König der Angelsachsen" und „Fabius und Cato", schrieb er in spätern Jahren. Sie waren darauf berechnet seine politischen Ansichten und Ueberzeugungen darzustellen, und nur um ihnen einen größeren Leserkreis zu verschaffen, gab er ihnen, wie er selbst sagt, die Form des Romans. Sie haben vom Roman daher auch weiter nichts, als die Form, und sind in dieser Hinsicht als künstlerisch verfehlt zu betrachten; doch enthalten sie einzelne treffende Stellen, die Haller's gründliche Kenntnisse in der Staaten= und Sittengeschichte und sein gutes Urtheil darüber beweisen.

Gedichte von Haller. (Lyrisch.)

Die Tugend.

Freund! Die Tugend ist kein leerer Namen,
Aus dem Herzen keimt des Guten Samen,
Und ein Gott ist, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus bösem Herzen,
Und Verachtung allzustrenger Pflichten.
Dient für Verrichten,

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend; und daß ihre Krone
Selbst sie belohne.

Ist's Verstellung, die uns selbst bekämpfet?
Die des Jähzorns Feuerströme dämpfet?
Und der Liebe doch so sanfte Flammen
Zwingt, zu verdammen?

Ist es Dummheit oder List der Weisen,
Der die Tugend rühmet in den Eisen?
Dessen Wangen mitten in dem Sterben
Nie sich entfärben?

Ist es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daß ein Jeder sich im Andern findet,
Und zum Lösgeld seinem wahren Freunde
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrsucht mit Erbarmen?
Der das Unglück hebt mit milden Armen,
Weint mit Andern, und von fremden Ruthen
Würdigt zu bluten?

Selbst die Bosheit ungezähmter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend,
Haßt das Gute, und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Zwar die Laster blühen und sich mehren,
Geiz bringt Güter, Ehrsucht führt zu Ehren,
Bosheit herrscht, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden!

Doch der Himmel hat noch seine Kinder,
Fromme leben, kennt man sie schon minder;
Gold und Perlen find't man bei den Mohren,
Weise bei Thoren.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust eckelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

D'rum, o Freunde! geht's mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen,
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude,
Tugend ziert Beide.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschicke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke;
Fällt der Himmel, er kann Weise decken,
Aber nicht schrecken.

Ode über seine geliebte Mariane. (1737.)

Geliebte! wenn jetzt solch ein Name
Nicht zu vermessen ist von mir;
Ich weiß, daß nichts von Leid und Grame
Mehr Wege finden kann zu dir!
Doch, wenn vom Licht der wahren Sonne
Noch Strahlen fallen niederwärts,
So wirf auch du, vom Sitz der Wonne,
Ein'n Blick auf deines Hallers Herz.

Dich heißet mich die Welt vergessen!
Dich tadelt man in meiner Brust!
Mein Herz, ein Herz, was dich besessen,
Soll offen sein für and're Lust.
Ja, dich und mich schmäht der zusammen,
Der mein' Betrübniß unterbricht,
O, kennt' er selber reine Flammen,
Er schmähte meine Thränen nicht.

Doch Wen'ge kennen wahre Liebe,
Die Anmuth zeugt und Tugend weiht:
Sie ist kein Freibrief wilder Triebe,
Nicht unterthan der Ueppigkeit.
Dein Lieben war, mein Leid ergötzen
Mit heimlich sorgender Geduld;
Mein Lieben war, mich selig schätzen,
Belohnung suchen deiner Huld.

Ihr holden Jahre, die wir beide
Einander, ach! so kurz gemacht,
O, hätt' ich nur, was wir im Leide
Bei manchem Sturme hingebracht!
Wir suchten Ruh' in zartem Scherzen,
Wie Tauben, die ein Wetter flieh'n,
Und fanden Lust selbst in den Schmerzen,
Weil uns're Treu' nie heller schien.

O Bern! O Vaterland! O Worte
Voll reger Wehmuth, banger Lust!
O zärtlich Bild geliebter Orte,
Voll wunder Spuren in der Brust!
O bleibt bei mir, erneut die Stunden,
Da sie die Hand mir zitternd gab.
Wo seid ihr? ach, ihr seid verschwunden!
Ich bin allein, sie deckt ein Grab.

Ein Grab? in deinen schönen Tagen?
Du Rose, frisch, vom reinsten Blut.
Ach ja, dort ward sie hingetragen,
Hier ist der Tempel, wo sie ruht,
Der Stein, den ich beschrieben habe;
O, wie ist's hier so öd' und still!
O, hier ist's, wo in ihrem Grabe
Ich meine Schmerzen enden will.

Ja, fern von Allen, die uns lieben,
Die Blut und Freundschaft uns verband,
Hier, wo mir nichts als du geblieben,
Hier ist mein letztes Vaterland.
Hier, wo kein Freund wird um mich weinen,
Wo nichts ist mein, als deine Gruft,
Hier steh' mein Grabmal bei dem deinen,
Wohin mich mein Verhängniß ruft.

O daß ich dich doch lieben mußte!
Wie glücklich warst du ohne mich!
Dein Muth, der nichts von Sorgen wußte,
Sah nichts als Lust und Scherz um dich;
Du warst vergnügt, gesucht von Allen,
Mit Tugend, Zierd' und Gut geschmückt,
O hätt' ich niemals dir gefallen,
Wär' ich nur arm und du beglückt!

Doch nein! ich kann mein Glück nicht hassen,
Und deine Huld verdient nicht Reu';
Gott hat dich mir aus Wahl gelassen;
Er liebet uns mit weiser Treu'.
Gott ist's, der dich der Welt genommen,
Der mich vielleicht dir schaden sah,
Der mich den gleichen Weg heißt kommen;
O, sei er rauh, ist er nur nah!

O Wonne! flammendes Entzücken!
O Freude! die die Zunge bind't!
O Thräne nur! dich auszudrücken!
Gefühl, das keine Worte find't!
O, dort ist sie im sel'gen Heere,
Beim Stuhl des Lamms, am Lebensfluß!
Ach, daß mein Leib verwesen wäre,
Der mich von ihr noch trennen muß!

Aus dem Gedicht: Die Alpen. (Episch.)

Der Anfang des Gedichts.

Versucht's, ihr Sterblichen, macht euren Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand und die Natur euch gab;
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Corinths Gesetz gehau'ne Felsen ab.
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,

Speist Tunkins Nest*) aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd**),
Schlaft ein beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Wenn Gold und Ehre sich zu Clive's Dienst verbinden,
Keimt doch kein Funken Freud' in dem verstörten Sinn.
Der Dinge Werth ist das, was wir davon empfinden,
Vor seiner theu'ren Last flieht er zum Tode hin.
Was hat ein Fürst voraus, was einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab.
Weh' ihm, wenn ihn der Geiz, wenn ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab!
Wenn aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte, gold'ne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stetem Frühling blühte
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht, weil freiwillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw' die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlief:
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch gold'ne Zeiten,
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht;
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend, Müh' zur Lust und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat Alles das verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Wohl dir, vergnügtes Volk, o danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell, den Ueberfluß versagt.
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich, was Größ'res zu begehren,
So lang' die Einfalt währt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch und deine Saat gewinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,

*) Die berühmten indianischen Vogelnester.
**) Rheinwein aus Römern.

Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut, und Milch die reichsten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht so arm zu sein wie du:
Denn, wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblumt, und jeder Sturm gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eu'rer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht.
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt,
Hier herrschet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehreres hält für Last.
Was Epictet gethan und Seneca geschrieben:
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Aus dem Gedicht: Ueber den Ursprung des Uebels. (Didaktisch.)
Zweites Buch.

Das Gedicht: „Ueber den Ursprung des Uebels", besteht aus drei Büchern, von denen das Erste als Einleitung die Beschreibung der Welt enthält, und zugleich darin die Frage aufgeworfen wird, warum in einer so schönen Welt so unvollkommene Wesen wie die Menschen leben. Das Zweite schildert die Erschaffung der Engel und Menschen und deren ursprüngliche Reinheit. Das Dritte den Fall Beider durch ihre eigene Schuld, besonders veranlaßt durch Hochmuth und Eitelkeit, sowie das aus diesem Fall erwachsende Unheil, und schließt mit der Lobpreisung Gottes, dessen Wege gerecht sind, wenn auch unergründlich für den Menschen.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversiegend rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschiedener Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet;
Allein die Weisheit sprach für die Vollkommenheit,
Der Welten würdigste gewann die Wirklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedenes Zeug; die regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt und schränkt ihn in Gestalt.
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebornen Sonnen;
Die Welten wälzten sich und zeichneten ihr Gleis,
Stets flüchtig, stets gesenkt in dem befohlenen Kreis.
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte;
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann:
Gott blies, und ein Begriff nahm Kraft und Wesen an,
So ward die Geisterwelt. Verschiedene Macht und Ehre

Vertheilt, nach Stufen Art, die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung steh'n von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiedenen Reih' von fühlenden Gemüthern
Vertheilte Gott den Trieb nach angemess'nen Gütern;
Der Art Vollkommenheit ward wie zum Ziel gesteckt,
Wohin der Geister Wunsch aus eig'nem Zuge zweckt,
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöffnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Wagschal' überschlägt;
Denn Gott liebt keinen Zwang. Die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln;
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eignem Licht verlieret;
Daß der gebundene Leib zuviel vom Geiste heischt,
Daß das Gewühl der Welt den schwachen Geist beräuscht;
Und ein gemess'ner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund erseh'n, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Werth der Ewigkeit.
Des Aeußern Zauberglanz verdeckt die innere Blöße,
Die stärkere Gegenwart erdrückt des fernern Größe.
Wer ist's, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitsein aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dies alles wohl und doch schuf er die Welt,
Kann etwas weiser sein, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß wenn alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben.
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm
Aus Wahl ein Held zu sein und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme, ruhn,
Sobald Gott alles thut und wir nichts selber thun.
D'rum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen;
Doch so, daß seine Hand der Welten Steu'r behielt,
Und der Natur ihr Rad muß steh'n, wenn er befiehlt.
So kamen in die Welt die neuerschaff'nen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommenen Meister;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb.
Ein jeder einzeln war in seiner Art vollkommen,
Dem war wohl mehr verlieh'n, doch jenem nichts genommen.

Der einen Wesen ward vom Irdischen befreit,
Sie blieben näher Gott an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher, ihr himmlischen Naturen!
Von eu'rer Trefflichkeit sind in uns wenig Spuren.
Nur dieses wissen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz der Reih' der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir bei trüber Dämmerung Klarheit,
Nur durch fünf Oeffnungen den schwachen Strahl der Wahrheit.
Da ihr bei vollem Tag das heitere Gemüth
Durch tausend Pforten füllt und alles an euch sieht.
Daß, wie das Licht für uns erst wird mit unsern Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu seh'n nicht taugen;
Und wie sich unser Aug' am Kleid der Dinge stößt,
Vor eu'rem scharfen Blick sich die Natur entblößt,
Vielleicht findet auch bei uns der Eindruck der Begriffe
In allzuseichten Sitten nicht Gehalt genug und Tiefe,
Da bei euch alles haft't und sicher vor der Zeit,
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht, erneut;
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwei Gedanken,
In euch der off'ne Sinn zu vielem fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzelner Eindruck mißt.

Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen,
Genug, der Engel Sinn war ausgerüst't zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott als ihrem Vaterland;
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren
War all' ihr Wunsch und Müh' nur Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht,
Im Himmel und im Nichts sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festerm Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen;
Zweideutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach, waren gut. Der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie sah, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr als Herren vom Gewild,
Er legte tief in uns zwei unterschied'ne Triebe,
Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld;
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, wovon die Helden brennen;
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergess'nen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst und stört des Trägen Schlummer,
Sie zeiget uns, wie heut' für morgen sorgen muß,
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Muth, sie waffnet den Verzagten,

Sie macht das Leben werth im Auge des Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift,
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift,
Sie bahnete das Meer zur Beihülf' unseres Reisens,
Sie fand des Feuers Quell, im Zweikampf Stein und Eisens,
Sie grub ein Erz hervor, das alle Thiere zwung,
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Linderung;
Sie spähte der Natur verborg'ne Eigenschaften,
Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O, daß sie doch so oft vor zartem Eifer blind,
In eingebild'tem Glück ein wirklich Elend find't.

Viel edler ist der Trieb, der uns für andere rühret,
Vom Himmel kommt sein Brand, der keinen Rauch gebiehret,
Von seinem Ebenbild, was Gott dem Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab.
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich und sammelt uns in Städte;
Sie öffnet unser Herz beim Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemißtes Brod,
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wenn ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget,
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost.
Sie steckt die Fackeln an, bei deren holdem Scheinen,
Zu beider Seligkeit zwei Seelen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besonderer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für uns're Kinder lodert,
Sie macht die Müh' zur Lust, die ihre Schwachheit fodert;
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser Innerstes, sobald es spricht, umdreht.
Ja, auch dem Himmel zu geh'n ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen.
Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürd'gen zu,
Und find't erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh.

Noch weiter wollte Gott für uns're Schwachheit sorgen,
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Was nie dem Uebel schweigt, und immer leicht versehrt,
Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch' alles Uebermaß den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt unvermerkt zum Grab.
Allein im weichen Mark der zarten Lebenssehnen,
Wohnt ein geheimer Reiz, der zwar ein Brunn'n der Thränen,
Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind,
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhöhlen meint,
Uns zwingt zum Widerstand, er schließt die regen Nerven
Vor Frost und Salze zu, verflößet alle Schärfen
Durch Zufluß süßen Safts, und kühlt gesalz'nes Blut
Durch Zwang vom heißen Durst, mit Strömen dünner Flut.
In allen Arten Noth, die uns're Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bitt're Trank, womit der Leib sich heilet.

Weit nöthiger liegt noch im Innersten von uns
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns;
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen.
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu
Und ihren Nachgeschmack, die bittere Kost der Reu'.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden,
Sie macht uns selbst zur Höll', und wird doch nicht gemieden.

Verseh'n zu Sturm und See, in Allem wohl bestellt,
Betreten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug' unsers Glück's sind allen gleich gemessen,
Jedweder hat sein Pfund und Niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maß und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit.
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eisen,
Der Staaten schlechtester wär' der von eitel Weisen.
Der eingetheilte Witz ist nirgend unfruchtbar,
Und jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.
Dort wirkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke,
Wenn hier ein nied'rer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,
Des Großen Unterhalt im heißen Feld erpflügt.
Hier sucht ein weiser Mann bei Nacht und stillem Oele,
Des Körpers innere Kraft, das Wesen seiner Seele;
Wenn dort mit schwächerm Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib ihr Haus beherrscht, und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Zierrath herrscht der Unterschied der Gaben,
Was Jedem nöthig ist, wird auch ein Jeder haben,
Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht
Nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
Die Kraft von Blut und Recht erkennen auch Huronen,
Die dort an Mitchigans beschneiten Ufern wohnen.
Und unterm heißen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot.

Aus dem vierten Buch des Romans: Usong. (Prosa.)

Usongs, Kaisers der Perser, letzte Räthe an seinen Enkel und Thronfolger Ismael.

Usong gibt seinem geliebtem Enkel die Räthe, die er selbst heilsam gefunden hat. Er hat lang gelebt, und lang geherrscht, und allemal gefunden, daß die Tugend Weisheit ist.

Fürchte nichts so sehr, mein Sohn, als deine eigne Macht; sie ist unumschränkt; Persien hat mich mit völligem Vertrauen über sich gesetzt, ohne mir Bedinge vorzuschreiben. Diese große Macht ist nur dann ein Gut, wenn die Weisheit sie lenkt; sie wird zu deines Volkes Unglück, sobald dein Wille der Beweggrund deiner Thaten sein wird. Schränke dich selbst ein, theile deine Macht mit den Gesetzen, mit den Feierlichkeiten, mit der Staatsverfassung; behalte nur so viel, als das allgemeine Beste zu bewirken erfordert wird. Beleuchte eine jede Forderung deines Willens, eine jede auf-

steigende Begierde, ehe sie zur That wird; verwirf sie, sobald du sie nicht deinem Volk bekennen darfst; sie ist deine Feindin.

Gedenke, daß wir dasjenige lieben, wodurch wir glücklich werden. Wenn die Perser unter deiner Herrschaft in Ruhe und Freiheit leben, wenn kein äußerer Feind sie beunruhigt, wenn die Frucht ihres Schweißes ihr Eigenthum ist, wenn sie die Gerechtigkeit in den Gerichtshöfen finden, wenn Niemand leidet, als wen das Gesetz bestraft, dann werden alle Perser den Kaiser lieben, unter dem sie so viel Gutes genießen, und auch fremde Völker werden unter deinen Flügeln Schutz zu suchen herbeieilen.

Aber, daß dein Reich wohl verwaltet werde, mußt du selbst herrschen. Der Wesir, der unter einem aufmerksamen König klug und gerecht das Reich verwaltet, würde unter einem unachtsamen Herrscher, dem Tugend und Laster an seinem Bedienten gleichgültig sind, entweder träg oder ein Tyrann. Erwarte nicht, daß ein Anderer treuer für dich arbeite, als du selbst. Liebe also die Arbeit, setze allen Geschäften ihre Zeit aus, versäume keine der Stunden, die du dem Staate versprochen hast, es wäre ein Diebstahl, den du an Persien begingest. Wenn du dich gewöhnst deiner Pflicht treu zu sein, so wird sie dir leicht und angenehm werden. Wenn du sie mehrmals versäumst, so würdest du sie bald beständig versäumen; die Unordnung macht unordentlich. Die Trägheit ist eines Fürsten größter Fehler. Er verräth sein Volk, er verkauft es, den Müßiggang für sich selbst zu erhandeln und liefert es in die Hände seiner Diener. Er entsagt dem Ruhme, die Quelle des allgemeinen Wohlstandes zu sein, und erniedrigt sich bis zu dem Stande eines Schattens, der einen Mann vorstellt, aber nur fremden Bewegungen folgt. Unter einem trägen Fürsten leiden die Unterthanen mehr, als unter einem Bösen, weil die Unterdrückung so vieler losgelassenen untern Bedienten sich in die Hütten eines jeden Landmannes erstreckt, und die Wuth eines Tyrannen nur dem Höfling gefährlich ist. Ein arbeitsamer Fürst kann niemals ein ganz schlimmer Fürst sein. Das Wohlsein der Unterthanen ist das Wohl des Staates, der des Fürsten Erbgut ist. Dieses zu befördern wird er, wenn er die Mängel kennt, sich selbst zu Liebe trachten. Da er die Arbeit liebt, so reißen ihn die Wollüste nicht hin, sein Glück vom Glücke des Staates zu trennen. Seine Untergebenen werden nicht mehr das Volk drücken, weil der Fürst es sieht, der die Verwüster seines Erbes bestrafen würde.

Lerne den Unterschied eines gütigen Fürsten und eines guten Königs. Gütig nennt das irrig urtheilende Volk den Fürsten, der unter Diejenigen Geschenke austheilt, die um ihn sind, der zuweilen einem Elenden aus der Noth hilft, wenn das Ungefähr ihn vor die mitleidigen Augen des Fürsten bringt. Enge sind die Schranken dieser Tugend. Der gute König sorgt für Aller seiner Unterthanen Wohlsein, für die, die er nie gesehn hat, ja für die künftigen Enkel seines Volkes. Er leitet sie zur Tugend, zum Fleiße, er öffnet ihnen die Wege zur Nahrung, zum Vergnügen, was auf die Arbeit folgen soll. Er entblößt nicht sein Volk, wenige Glückselige doppelt zu bedecken.

Ergib dich der Jagd nicht; dein Leben ist zu edel, die Stunden davon zu verschleudern; ein jeder Tag, den du auf das Gewild verwendest, kostet dich das Glück vieler Unterthanen. Berathschlage dich alle Tage mit den Häuptern der Staatsverwaltung; eine der Säulen des Reichs würde sinken, sobald du eine der Abtheilungen versäumtest. Du kannst nicht Alles sehen, aber doch Vieles. Laß bei keinem deiner Diener die Hoffnung entstehen, er werde das Unrecht dir anrathen können und nicht entdeckt werden. Wache über sie, plötzlich überfalle sie, und prüfe in einem Geschäft ihre Rechtschaffenheit.

Nimm keine Geschenke an, laß nicht zu, daß Jemand Geschenke annehme. Sie sind für die Großen ein Gift, für das Volk eine unerträgliche Last; denn auf ihm liegt die Bürde, wenn der Große den Hof beschenkt. Laß es ganz Persien wissen, daß du lieber Räubereien als Geschenke dulden willst.

Belege deine Unterthanen selten mit neuen Vorschriften, laß sie den Gesetzen gehorchen, aber vermehre ihre Pflichten nicht. Mische dich nicht in ihre Hausgeschäfte, miß ihnen die Kleider nicht vor, umschränke sie nicht mit entbehrlichen Befehlen. Alle Gesetze schränken den freien Willen des Menschen ein, viele hindern sie an dem Genusse des ihnen von der Natur angebotenen Gutes; nur die Nothwendigkeit kann einen guten Fürsten verleiten, seinem Volke Fesseln anzulegen, und weiter als die Nothwendigkeit wird er sie nie einschränken. Gesetze, die den Trieben der Natur entgegenstreben, werden mit Unwillen befolgt. Sie müssen mit strengen Strafen verstärkt werden, sonst werden sie hintenan gesetzt. Jenes erregt Unwillen, dieses macht die Regierung verächtlich; das Volk, was in einem Gesetz des Fürsten Befehle verachten lernt, wird gereizt, auch in Andern ungehorsam zu werden, und die ganze Regierung nähert sich entweder der Tyrannei oder wird zu einer verachteten Aufdringung unwirksamer Vorschriften.

Halte auf's genaueste Treu und Glauben. Die Untreue kann zuweilen in einem Augenblick vortheilhaft sein, aber sie hinterläßt ein dauerhaftes Uebel. Ein König, der sein Versprechen nicht hält, hat alle Nachbarn zu heimlichen Feinden. Setze ihn in Gefahr, er wird keinen Freund finden. Habe keinen Liebling; dein Ohr ist für jeden deiner Unterthanen, deine Gerechtigkeit muß für Alle gleich wachen, deine Belohnungen dem Verdienst eigen bleiben. Deinen Liebling würde deine Gunst berauschen, sie ist zu stark, wenn sie nicht vertheilt wird. Deine Geschenke würden ihn bereichern, aber dein Volk bezahlt diese Geschenke.

Hüte dich jemals zuzugeben, daß ein Amt erblich werde. Durch diesen Fehler haben die mächtigsten Fürsten in den Abendländern ihr Reich verloren. Verlege auch keine Besoldungen auf die Einkünfte einiger Dörfer; deine Unterthanen würden von mächtigen Dienern unterdrückt, und der schwächere Beamte an seinem Lohn verkürzt. Zahle Alles aus deinem Schatze. Brauche die Geistlichen nicht zu weltlichen Geschäften. Sie haben eine schwere Pflicht: die Ewigkeit ist ihr Geschäft. Sie würden schlechte Geistliche werden und enge Begriffe in der Verwaltung des Staates beibehalten. Liebe den Frieden,

aber lerne das Kriegswesen, denn nur durch eine gute Verfassung zum Kriege wirst du Frieden erhalten. Alle Uebungen, alle Anstalten zum Kriege müssen dir bekannt sein. Führe selbst deine Völker an. In Gegenwart seines Kaisers wird der Perser mit doppeltem Muth fechten. Belohnung und Ehre ist bei einem Feldherrn ungewiß: der Feldherr hat Freunde, seine Gunst ist eingeschränkt; der Kaiser hat Unterthanen, er liebt sie Alle. Laß die Kriegsmacht nicht eingehen, du würdest verächtlich werden, vermehre sie nicht zu sehr, du müßtest dein Volk unterdrücken. Die Gerechtigkeit ist die Stütze deines Thrones; deine erste Sorge sei, daß du sie deinem Volke unverfälscht und leicht verschaffest. Sei aufmerksam auf die Richter; verstoße keinen, ohne daß seine Fehler erwiesen seien. Der Richter muß sicher sein, daß keine Ungunst der Größesten ihn stürzen kann; aber bleibe unerbittlich gegen diejenigen, die das Recht um des Vortheils willen gebogen haben.

Niemals empfiehl eine Sache einem Richter, du würdest thun, was der Feind Gottes zu thun sucht: einen Gerechten verführen. Niemals erwähle du eigene Richter zu einer Bestrafung; dein Volk würde auch die Schuldigen für unschuldig halten, wenn sie durch ein willkürliches Gericht verurtheilt würden.

Strafe nicht hart, nicht grausam, aber laß auch kein Verbrechen ungestraft; spare das Blut, und wo du das Leben des Schuldigen beibehältst, so trachte es so zu gebrauchen, daß es dem gemeinen Wesen nützlich sei, und ihm selbst zur Besserung dienen könne.

Friedrich von Hagedorn, geboren den 23. April 1708 zu Hamburg. Sein Vater, der dänischer Conferenzrath und Resident dort war, verwendete außerordentlich viel Sorgfalt auf die Erziehung dieses begabten Sohnes, was nicht wenig zu der schnellen Entwickelung seiner natürlichen Anlagen beitrug. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, und sich daselbst nicht nur tüchtige Kenntnisse erworben, sondern auch durch fleißiges Studium der alten und neuern Dichter seinen Geschmack gebildet hatte, ging er 1726 nach Jena, um die Rechte zu studieren, widmete aber hier dem Studium weniger Zeit als den Freuden des Studentenlebens, so daß er, wegen Schulden, ein halbes Jahr im Karcer sitzen mußte. Doch war dieses unangenehme Ereigniß in so fern sehr gut für ihn, da er die Zeit ganz besonders zur Ausbildung seines dichterischen Talentes benutzte. Von 1729 bis 1731 war er in London Privatsekretär beim dänischen Gesandten, kehrte dann nach Hamburg zurück, wo er 1733 die Stelle eines Sekretärs bei dem englischen Court, einer angesehenen Handelsgesellschaft erhielt, die ihm ein sorgenfreies, bequemes Dasein sicherte, und ihm zugleich Muße genug gewährte, der Dichtkunst und dem gesellschaftlichen Umgange zu leben, für welches beides er Neigung und Gaben hatte. Er verheirathete sich bald darauf, aber nicht lange hatten seine Gattin und seine zahlreichen Freunde das Glück ihn zu besitzen, da er schon am 28. Oktober 1754 an der Wassersucht starb.

Häufig trifft man in der Literaturgeschichte Männer an, von denen man sagen muß, sie besaßen mehr Talent wie Genie, und dasselbe gilt auch von Hagedorn. Doch wenn man, wie er, sein Talent so richtig erkennt und so glücklich anwendet, so ist ein solcher Dichter, wie auch Hagedorn es war, von außerordentlich vortheilhaftem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur. Das Genie ist immer schöpferisch und umgestaltend; das Talent ist nachbildend, und dieses sehen wir auch an Hagedorn; er zeigt weniger Erfindungskraft als Zartheit der Empfindung, weniger Originalität als Erregbarkeit des Gefühls, weniger Würde der Gesinnung als gemüthliche Herzlichkeit. Und da er sich bewußt war, kein Genie zu sein, so wandte er doppelte Sorgfalt auf das Aeußere seiner Verse. Kaum irgend ein anderer Dichter feilte so viel an seinen Werken wie Hagedorn, daher übertrifft er auch die meisten seiner Zeitgenossen an Leichtigkeit der Darstellung und fließender Sprache. Er bildet in dieser Hinsicht einen entschiedenen Gegensatz zu Haller; wie bei diesem der Ausdruck immer gehaltvoll, ernst, oft schwer ist, so ist er bei Hagedorn leicht, gefällig, spielend, doch manchmal weniger gehaltvoll.

Hagedorn verfaßte lyrische Gedichte aller Art, Fabeln und Erzählungen, Epigramme und didaktische Gedichte. Am meisten Talent hatte er für das heitere, gesellige Lied und für die Erzählung, in letztern sind seine Beschreibungen einzig in ihrer Art. In seinen Liedern nahm er sich besonders den Römer Horaz und den Griechen Anakreon zum Vorbild, und wurde hauptsächlich dadurch der Vorläufer der preußischen Schule, da die Dichter dieser Schule sich vorzüglich nach dem Anakreon zu bilden suchten und sich daher auch oft Anakreontiker nannten. Als Fabeldichter trat Hagedorn in die Fußtapfen des französischen Fabulisten Lafontaine, der, wie auch die frühern deutschen Fabeldichter (Burkard Waldis, Erasmus Alberus und andere), die Begebenheiten in epischer Breite erzählt, und erst dann, wenn auch die Einzelheiten bis in's Kleinste ausgesponnen sind, die Moral daran knüpft; während die eigentliche äsopische Fabel, die immer als Muster galt, sich bei der Erzählung der Begebenheiten auf das Nothdürftige beschränkt, und nur so viel mittheilt als unumgänglich nöthig ist, um ein leicht begreifliches Beispiel von der Wahrheit der zu Grunde liegenden Moral zu geben. Lessing spricht sich in seiner: „Abhandlung über die Fabel" entschieden gegen die erzählende Fabel aus, und zwar deßhalb mit vollem Recht, als dieselbe von dem eigentlichen Wesen der Fabel, die weiter nichts soll, als eine moralische Lehre durch ein Beispiel anschaulich machen, abweicht, und zur Gattung der Erzählung gehört; als solche aber, als Erzählung, die bei den Dichtern dieser Periode immer mit der Fabel zusammen erscheint, hat dieselbe ihre vollste Berechtigung, wie jedes in sich abgeschlossene, künstlerisch gestaltete Geistesprodukt. Hagedorn's eigenthümliches Talent befähigte ihn besonders zu dieser erzählenden Fabel; doch hat er auch einzelne in knapper, kurzer Form, die äußerst gelungen sind; z. B. die beiden unten mitgetheilten: „Das Hühnchen und der Diamant", „Der Guckguck und die Lerche" und

mehrere. Im Epigramm leistet Hagedorn nichts Hervorragendes, wenn auch einige derselben durch feinen Witz und Ironie gefallen. Den geringsten Werth haben seine didaktischen oder moralischen Gedichte, die meistens an Trockenheit leiden, und nur ansprechend werden durch die reine und redliche Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht.

Gedichte von Hagedorn.

Fabeln.

Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt ihn in den Sand.

Möchte doch, mich zu erfreu'n,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein.

Unglücksel'ger Ueberfluß,
Wo der nöthige Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß.

Der Guckguck und die Lerche.

Den Guckguck fragt die Lerche:
Wie kommt es, sage mir,
Daß die gereisten Störche
Nicht schlauer sind, als wir?

Sie sollen uns beweisen,
Erwiedert er und lacht,
Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.

Der Hase und viele Freunde.

Wo soll man ächte Freunde finden?
Das Lockwerk klingt doch gar zu fein,
Und kann, die Herzen zu verbinden,
Der Anlaß schönster Hoffnung sein.
Man pflegt den milden Stein der Weisen
Uns als ein Wunder anzupreisen;
Man lehrt, er mache mehr als reich:
Fürwahr, ihm ist die Freundschaft gleich.

Ein jeder, der in diesen Jahren
Mir ohne Lachen widerspricht,
Ist glücklich, falls er nicht erfahren,
Wie oft man Treu' und Glauben bricht.
Wird er den Vorzug nur erwerben
In diesem süßen Wahn zu sterben;
So soll einst seines Grabes Stein
Der Welt ein seltnes Denkmal sein.

Ein Häschen von beliebten Sitten,
Ein kleines Thier von schneller Kunst,
Erhielt durch Schmeicheln und durch Bitten
Verschied'ner Thiere Lob und Gunst.
Die Hasen hatten ja vor Zeiten
Weit mehr als jetzo zu bedeuten,
Als keiner unsern Stutzern glich,
Da war auch keiner lächerlich.

Er wandte sich zu allen Freunden,
Um ihren Beitritt zu erfleh'n,
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,
Zu steuern oder zu entgeh'n.
Man sprach: dein Leben zu erhalten
Soll unser Eifer nie erkalten;
Wer deinem Balg ein Härchen krümmt,
Dem ist von uns der Tod bestimmt.

Der munt're Hänsel ist zufrieden
Und schätzt sich großen Hansen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beschieden,
Die tauscht er um kein Königreich.
Ihn will so mancher Beistand schützen,
Was darf er nun in Aengsten sitzen?
Nein, unter vieler Starken Huth
Fehlt es auch Hasen nicht an Muth.

Er lebet ohne Noth und Sorgen
So unverzagt als ungestört,
Weil sich mit jedem schönen Morgen,
Mit jedem Thau sein Frühstück mehrt;
Sein rascher Lauf verläßt die Wälder,
Durchstreift die Triften und die Felder,
Wo in beglückter Sicherheit
Ihn Gras und Laub und Frucht erfreut.

Wie oft vergällt erwünschter Stunden,
Verhaßter Stunden Ungemach:
Ein Jäger eilt mit schlauen Hunden
Der Spur des armen Hänsels nach.
Hier ist kein Freund, ihm jetzt zu rathen:
Er läuft, er springt durch Busch und Saaten,
Er drückt sich oft, so gut er kann;
Doch alle Hunde schlagen an.

Er rennt und setzt durch Forst und Stege;
Sein Absprung aber hilft ihm nicht;
Doch endlich kommt auf einem Wege
Sein Freund, das Pferd, ihm zu Gesicht.
Er sagt: „dies tolle Hetzenreuten
Scheint meinen Tod mir anzudeuten;
Doch nimmt mich nur dein Rücken auf,
So spürt kein Stöber meinen Lauf."

Das Pferd versetzt: „mein Herr, ich sehe
Des Unfalls Größe noch nicht ein,
So mancher Freund ist in der Nähe
Und jeder wird behülflich sein.
Die Treu' erleichtert Müh' und Bürde;
Sie wissen, wie ich dienen würde,
So aber wohnt nicht weit von hier
Ein ungleich stärkerer Freund: der Stier."

Er eilt durch Haide, Busch und Hecken
Und fleht den Stier um Rettung an.
Der spricht: „ich will nur frei entdecken,
Warum ich dir nicht helfen kann.
Du kennest meiner Freundschaft Triebe,
Jedoch die Freundschaft weicht der Liebe.
Dort läßt sich meine Schöne seh'n,
Du mußt zu jener Ziege gehn."

Die Ziege hört des Hasen Klagen
Mit angenommener Traurigkeit,
Und hält, ihm alles abzuschlagen,
Sich zu der Ausflucht schon bereit,
Sie meckert: „dich jetzt aufzunehmen,
Wird jenes Schaf sich bald bequemen,
Dir ist ja seine Gutheit kund,
Mir, leider, ist der Rücken wund."

Der Arme flieht mit bangen Schritten,
Sucht und erreicht das ferne Schaf,
Das, unbewegt bei seinen Bitten,
An Furcht den Flüchtling übertraf.
Es klagt: „vor Feinden dich zu schützen,
Wird meine Schwäche wenig nützen;
Ich zitt're ja so sehr als du;
Doch eile jenem Füllen zu."

Das sprach: „wenn wir jetzt Beistand hätten,
So trotzt ich gerne der Gewalt.
Ich bin zu jung dich zu erretten
Und mein Herr Vater ist zu alt.
Ich sehe schon die Hunde kommen,
Nur frischen Muth und Lauf genommen:
Doch, wenn dein Tod uns trennen soll,
Geliebter Hänsel, fahre wohl."

Erzählungen.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntere Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wenn er aß, so mußt' er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen,
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ist's? der munt're Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach,
Er las nichts als den Almanach:
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die berühmten sieben Weisen;
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich;
Ein Garkoch richtender Verwandten,

Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten aß,
Und seine Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden;
So ließ ihm, der Genuß der Ruh',
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach! wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier wie die Austern feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: „mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eu're Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?"
„Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht, ein Tag bescheeret,
Was der, so auf ihn kommt, verzehret.
Das folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünf und sechzig mal."
„Ganz recht, doch könnt ihr mir nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"

„Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's denn fällt, mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder."

Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler;
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlasse den Gesang,
Das Geld hat einen bessern Klang."

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke,
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld;
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.

Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt;
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen;
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß.
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh',
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen,
Nehmt immer eu'ren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit eu'ren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder,
Johann, der muntere Seifensieder."

Der Falke.

Wem ist dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt?
Hetrurien, der Künstler Vaterland!
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,
Recht sinnreich ist, Berg, Thal und Busch zu schmücken,
Und Wahl und Kunst, durch edelmüth'gen Fleiß,
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiß.
Der Arno sah hier sonst an seinem Schilfe
Den Pan voll Muth, und Nymphen ohne Hülfe.

Und noch erblickt sein reizendes Revier
Der Schönen Schaar und Lieb' und Lust mit ihr.
Dort in Florenz verehrte man vor Zeiten
Ein schönes Weib, voll Stolz und Trefflichkeiten.
Es war nur sie, dem Wunder aller Welt
Der Venus gleich, die Cosmus*) aufgestellt,
Sie war es nur, die aller Sehnsucht übte,
Geliebet ward und keinen wieder liebte.
Frau Silvia, für die so manche Nacht
Der Stutzer Heer geseufzet und gewacht,
Und schlief es ja, mehr als ihr Ehegatte,
Zum langen Traum nur sie gewünschet hatte.

An Zärtlichkeit und an Verehrung glich
Kein einziger dem edlen Friederich.
Nicht nur sein Gut, er hätte selbst sein Leben
Um ihre Lieb' bezaubert hingegeben.
Er wußte wohl, das Geld erkauft den Sieg
Unzweifelhaft, sowohl in Lieb' als Krieg,
Sprengt Schlösser auf, kann Wall und Burg ersteigen,
Wiegt Wächter ein, macht Knecht und Mägde schweigen;
Und wiederum, schnell, wie das Spiel sich dreht,
Den Knecht, die Magd verführerisch bered't.
Nichts lockt so sehr, von allem, was wir kennen;
Nichts auf der Welt ist freundlicher zu nennen.
Avidien**), dir lacht in der Natur
Nichts, als das Geld, sonst alles lächelt nur.
Nichts gleicht, für dich, an Liebreiz und an Freude
Dem Sonnenerz, der besten Augenweide,
Doch Friedrich war kein Avidien;
Nur Silvia war ihm auf Erden schön.
Er hielte sich glückselig im Verschwenden,
Für Silvien auch Alles aufzuwenden,
Allein umsonst, wie viel er auch erfand,
Ein trock'ner Kuß auf Handschuh oder Hand,
Ein kurzer Dank, womit sie ihn beehrte,
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtschaft mehrte,
Ein karges Lob, ein seltner Seitenblick,
Das war sein Lohn, das war sein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,
Weil er noch stets aus Hufen Baarschaft machte,
Dies Rittergut und jenes Marquisat
Versilberten noch immer seinen Staat,
Doch nur ein Jahr. Anselmo, sein Verwalter,
Ist insgeheim sein jüdischer Erhalter,
Kauft einen Hof, baar, doch für halbes Geld,
Zu diesem Hof ein großes Ackerfeld,
Zu diesem Feld ein Vorwerk und die Pflege,
Die Fischerei, die Jagd und das Gehäge;

*) Die Mediceische Venus ward zu Zeiten des Papstes Innocenz XI. auf des Großherzogs Cosmus Befehl von Rom nach Florenz gebracht.
**) Ein Geizhals aus dem Horaz.

Und weil Pandolph, ein Wechsler, Vorschuß thut,
Zum vorigen das Schloß, das Rittergut,
Der Erbschaft Kern. Sein Herr läßt sich betrügen,
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.
Die Lieb' ist schlau; allein sie rechnet schlecht,
Und gegen sich ist sie oft ungerecht.
Sie sammelt nicht: Die milde Kunst zu lieben
Gleicht nie der Kunst, die Xenophon beschrieben*).

Dem Friederich verblieb nur dreierlei:
Ein Pferd, ein Falk und eine Meierei.
Sonst hat er nichts als taube, falsche Freunde,
Die Freunde gib, o Himmel, meinem Feinde!
Doch, Himmel, nein, so hab' ich nie gehaßt,
Und diesen Fluch hat nie mein Herz verfaßt.
Kein einziger war willig ihm zu dienen,
Sie ließen ihn, als einen Baum vergrünen,
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann,
Ihm half man nicht, ihn sah man gar nicht an.
Ein Tischfreund sprach: „er ist recht zu beklagen;"
Der Andere: „Ja, das wollt' ich eben sagen."
Der Dritte schwieg, und Jeglicher vergaß,
Was er zuvor allein in ihm besaß,
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wußte,
Voll Ungeduld ihn hülfreich heben mußte.
Der jeder Kunst, der Tonkunst, Poesie
Und Malerei weit mehr als Lob verlieh;
Und Silvien, zum Vortheil vieler Leute,
Turniere, Ball und Lustbarkeiten weihte.
Wie hätten sonst Stand, Jugend, Aufwand, Pracht
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht?
Sie gönnten nicht der Silvien ihr Glücke,
Der Wink zur Lust, die Sprache schlauer Blicke,
Der Seufzer Ruf, der schmeichelhafte Scherz
Verfolgten ihn und buhlten um sein Herz.
Doch ward sein Herz von keinem Reiz bemeistert,
Es ward allein von Silvien begeistert.
Was er gedacht, empfand und hört und sah
Und sprach und schrieb ward Alles Silvia.
In diesem Wahn und eingenommenen Sinnen,
Sah er sein Gut wie lockern Schnee zerrinnen,
Der glitzernd glänzt, das Auge blendend rührt,
Doch allgemach in Tropfen sich verliert.
So mußt' er bald der schönen Marquisaten,
Die er besaß, bei neuer Noth entrathen;
Und weil die Reih' auch bald die Grafschaft traf,
So floh die nach, nun war er nicht mehr Graf.
Wie kränkt ihn das; die Wollust stolzer Ohren,
Des Namens Schmuck, der Titel, ging verloren.
In Frankreich ist Marquis von hohem Ton,
In Welschland Graf und anderswo Baron.

---

*) Die Haushaltungskunst.

So heißt man gern; auch lernet diese Namen
Manch Bürgerkind auf Reisen nachzuahmen;
Daher ihm auch die Wirthin und der Wirth
Gehorsamst dient, und sich zum Vortheil irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter
Hat um Florenz viel angestammte Güter,
War reich und groß und Friedrichs' Göttin nahm
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben;
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,
Und stellt ihm nur den steten Aufwand frei,
Den öftern Ball, die öftere Mummerei,
Das Ritterspiel, das rauschende Gepränge,
Der Ehrenmahl und Freudenfeste Menge,
Womit er ihr Geburts- und Namenstag
Und manchen mehr stolz zu verschönern pflag,
Doch auch kein Kuß vergnügte seine Triebe,
Er ist und bleibt ein Märtyrer der Liebe.
Die Hoffnung selbst versüßt nicht sein Bemüh'n,
Er muß nunmehr die Meierei bezieh'n,
Er muß die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,
Er muß auch sie, die er vergöttert, meiden.
Betrübter Trost, daß ihn ein Dach versteckt,
Ein Dach von Rohr, das halb sein Haus bedeckt,
Das wüste Haus, wo in der Mauer Ritzen
Der Marder haust und Kauz und Eule sitzen,
Und Licht und Tag, grausamer als die Nacht,
An jeder Wand nur Elend sichtbar macht.

Hier wohnt er nun, beschämt, daß seine Treue
Sein Unglück ist, doch immer ohne Reue.
Er klagt nur sich, nur sein Verhängniß an,
Daß Silvia ihn nimmer lieben kann.
Er klaget nur, daß er so stolz gewesen,
Zur Schönen sich die Schönste zu erlesen.
Er hatte hier, im öden Aufenthalt,
Ein greises Weib von widriger Gestalt,
Von trägem Dienst, voll Husten, Gicht und Jammer.
Die Küche glich der leeren Speisekammer.
Im alten Stall stand traurig und allein,
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein;
Und unterm Dach saß einsam auf der Stange
Sein edler Falk. Dem war im Hühnerfange
Kein anderer gleich. Mit dem ritt er in's Land,
Und opferte dem Gram, den er empfand,
Manch Rebhuhn auf, als ob das büßen sollte,
Daß Silvia ihn nicht erhören wollte.
So lebte hier der gute Friederich,
Durch eig'ne Schuld verlassen, kümmerlich,
Und stets verliebt. Der Unmuth, der ihn plagte,
Stieg mit zu Pferd, und trieb ihn, wenn er jagte,
Sein zärtlich Herz war seine größte Qual.

Indessen starb der Silvia Gemahl,
Und hinterließ nur einen Sohn, zum Erben,
Ein schwaches Kind, und, sollte der versterben,
So hatt' er sie im Testament bedacht,
Und diesem Sohn zur Erbin sie gemacht.
Sie wollte nun, um ruhiger zu leben,
Sich auf das Land und in ein Schloß begeben,
(Von Friedrichs Hof lag es fünfhundert Schritt)
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.
Dort wird er krank. Was sie erleiden müssen,
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entrissen,
Traf nicht so sehr ihr eheliches Herz
Als dieses Weh, und ihres Söhnchens Schmerz.
Den ganzen Tag sitzt sie vor seinem Bette,
Und forscht und fragt, was er doch gerne hätte,
Ob dies? Ob das? was ihrem Kleinen fehlt?
Was er zur Lust, was er zur Speise wählt?
Sie will sich gern nach seinem Sinn bequemen,
Er weigert sich, was sie ihm gibt, zu nehmen.
Er weist es ab, schreit, lärmt, ist nimmer still.
Nur jener Falk ist, was er haben will,
Sonst will er nichts. Seitdem man ihm erzählet,
Daß dieser Falk noch nie den Raub verfehlet,
Daß er so scharf von Aug' und Klauen sei,
Sonst lustig, zahm, nicht falsch, nicht menschenscheu;
Seit solcher Zeit war es einmal geschehen,
Daß er ihn selbst und seinen Herrn gesehen;
Der dieses Kind an seinen Busen drückt,
Und einen Kuß durch ihn der Mutter schickt.
Den Falken nun, den will er, und sonst keinen,
Sonst ruht er nicht, sonst kann er nichts als weinen.
Die Mutter seufzt. Sie wußte freilich wohl,
Wie oft man sich den Kindern fügen soll.
Doch kann sie sich, ja darf sie sich entschließen,
Den Friederich um etwas zu begrüßen,
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger schützt,
Das Einzige, was er zur Jagd besitzt,
Das Einzige, was ihm das Glück gelassen?
Hat er nicht Recht nunmehro mich zu hassen?
Erwies ich ihm, als er sich mir geweiht;
Nur mich verehrt, die mind'ste Dankbarkeit?
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?
Wie, unverschämt, um seinen Falken flehen?
Ich, deren Stolz ihn in sein Elend stürzt,
Ihn, dessen Noth gewiß sein Leben kürzt!
Doch kann mein Sohn nicht sterben und nicht leben,
Ich soll, ich muß ihm diesen Falken geben.
Wie quält er sich, er schlummert keine Nacht,
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.
Es sei gewagt, mein Freund läßt sich erbitten:
Ich kenne ja sein Herz und seine Sitten.

Am nächsten Tag, als nur der Morgen scheint,
Eilt sie zum Hof und sucht den treuen Freund,
Und findet ihn in seinem kleinen Garten.
Er war bemüht die Sprößlinge zu warten;
Sie geht zu ihm, unangemeld't, hinein,
Bald sieht er sie. „Wie! kann es möglich sein,"
Spricht er entzückt, „daß ich dich hier verehre?
Ich glaub' es kaum, da ich dich seh' und höre.
So bin ich dir doch heute nicht verhaßt?"
„O nein, mein Herr, zu dir komm' ich als Gast."
„Als Gast? zu mir? Erblicke mit Erbarmen
Den Liebenden, den Flüchtling und den Armen,
Und höhn' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?
Denn dein Besuch war mir nicht zugedacht."
„Mein Freund, du irrst. Das will ich dir beweisen,
Ich bleibe hier; und kam, mit dir zu speisen."
„Was hätt' ich wohl? An allem leid' ich Noth!
Was tisch' ich auf?" „Wie? hast du denn kein Brod?"
Versetzte sie. Gleich geht er aufzusuchen,
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,
Ob frischer Speck, ein unverächtlich Ei,
Ob etwas sonst zum Mahl vorhanden sei.
Da flieget ihm sein schöner Falk entgegen;
Sein treuer Falk. — Ohn' alles Ueberlegen
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus,
Und hackt ihn klein, und eilt und läuft durch's Haus.
Selbst ist der Mann, er selbst will alles holen,
Doch wird der Tisch der Alten anbefohlen.
Ihr Herz verwünscht den plötzlichen Besuch;
Doch langt sie bald das Tisch- und Tellertuch
Mit Wahl hervor. Setzt in das Zimmer Maien,
Pflückt Quendel ab, die Tafel zu bestreuen;
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran
Die Ringelblum' und mehr hinzugethan.
Man sitzt, man ißt, und um ihn zu verbinden,
Scheint Silvia hier alles schön zu finden.
Noch kein Gericht hat ihr so gut geschmeckt,
Warum sie kam, wird ihm nach Tisch entdeckt.
„Vergönnst du mir, mich dir zu offenbaren?
Wo fang' ich an? wie weiß ich fort zu fahren?
Ich ford're dir, mit Unrecht, alles ab,
Was noch bisher dir Trost und Freude gab.
Doch könntest du die Mutterliebe kennen,
Du würdest mich beklagenswürdig nennen.
Erbarme dich. Ach Freund, betrachte nur
Die Regungen der Pflicht und der Natur.
Mein Sohn ist krank, ihn nagt ein inn'rer Kummer,
Der seltsam ist, und raubt ihm Kraft und Schlummer;
Denn dieser Sohn, mein einzig Kind, er stirbt,
Falls nicht mein Flehen den Falken ihm erwirbt;
So heftig ist sein einziges Begehren.
Du seufzest schon, ach glaube meinen Zähren;

Ach, hätte mir mein langer Widerstand,
Mein spröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!
Dein edles Herz! Doch wolltest du ermessen."

„Der Falk ist hin! Du hast davon gegessen,"
Spricht Friederich; und seine Herrscherin
Fragt ihn bestürzt: „Was hör' ich? ist er hin?"
Der Arme sagt: „Ach, hätt' ich dir, mein Leben,
Vergib dies Wort, dafür mein Herz gegeben!
Zum Unglück nur treibt mich mein Schicksal an;
Ich soll nichts thun, was dich gewinnen kann,
Dich Silvia. Dir etwas vorzusetzen
War dein Geheiß, und ward mir zum Ergötzen.
Ich suchte nach, ich sah den Boden leer,
Und auch mein Falk fand keine Aetzung mehr.
Ihn würgt ich ab, gleichgültig ohne Reue:
Ihn opfert ich der Schönheit und der Treue.
Wie seufzest du? Ist etwas uns zu werth,
Wenn die erscheint, die unser Herz verehrt?
Doch hör" jetzt auf, das deinige zu quälen,
Es soll dir nicht an einem Falken fehlen.
Ich schaff' ihn dir, von starkem Muth und Flug."
Die Wittwe sagt: „O nein, es ist genug!
Du gabst mir jetzt das größte Liebeszeichen,
Mein bester Freund; es mag mein Sohn erbleichen,
Der Himmel mag ihn länger mir verleih'n,
So dank' ich dir. Kehr' oftmals bei uns ein.
Versprich es doch, versprich es bald zu kommen;
Du wirst gewiß erkenntlich aufgenommen!"
Sie reicht ihm selbst die Rechte lächelnd dar,
Die weiße Hand, die sonst so furchtsam war.
Nun darf er sich mit tausend Küssen rächen,
Sein Mund verstummt und seine Thränen sprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach,
Der zweite Tag fand ihn geschröpft und schwach;
Der dritte todt, und über sein Erblassen
Will Silvia sich gar nicht trösten lassen.
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit
Ist viel zu stark für ihre Traurigkeit.

Nicht nur aus Dankbarkeit, auch weil ihr Herz ihn wählet,
Wird Friederich mit Silvien vermählet.

Lieder.

Die verliebte Verzweifelung.

Gewiß, der ist beklagenswerth,
Den seine Göttin nicht erhört;
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos sein,
Und weinen, girren, winseln, schrei'n,
Sich martern und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedrill;
Grausame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblassen,
Stracks rennet er in vollem Lauf,
Bis an des Hauses Dach hinauf;
Und — guckt dort in die Gassen.

Bald als er Essen sah und roch
Befragt er sich: wie leb' ich noch?
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
O Liebe! sagt er, deiner Wuth
Weih' ich den Mordstahl und mein Blut!
Und fing an — Brod zu schneiden.

Nach glücklich eingenommenem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche — Wein
Und läßt, des Giftes voll zu sein,
Sich noch — die zweite reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört: nun soll die That geschehen.
Doch ach! was kann betrübter sein!
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: wer sich erstickt, der spart
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
D'rauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh',
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und — schläft bis an den Morgen.

An den verlornen Schlaf.

Wo bist du hin? du Tröster in Beschwerden!
Mein gold'ner Schlaf!
An dem ich sonst die Größesten der Erden
Weit übertraf.
Du hast mich oft an Wassern und an Büschen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit bess'rer Rast erfrischen,
Als mir vorjetzt der weiche Pfühl ertheilt.

Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe
Schlief ich dann ein.
Die stolze Thems, die Saal' und Hamburgs Elbe
Kann Zeugin sein.
Dort hab' ich oft in längst vergrünten Jahren
Mich hingelegt;
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren
Der freien Ruh' um ihren Strand gepflegt.

Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh'.
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu.
Mich störte nicht der Ehrsucht reger Kummer,
Der vielen droht.
Ich war vertieft im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phillis, todt.

Sie eilte dort in jugendlichen Träumen
Mir immer nach.
Bald in der Flur, bald unter hohen Bäumen,
Bald an dem Bach.
Oft stolz im Putz, oft leicht im Schäferkleide,
Mit froher Brust;
Stets lächelnd hold, im Ueberfluß der Freude,
Schön von Gestalt, noch schöner durch die Lust.

Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder,
Wie wünsch' ich dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich.

Verlaß dafür den Wuch'rer, ihn zu strafen,
Den Trug ergötzt.
Hingegen laß den wachen Codrus schlafen,
Der immer reimt und immer übersetzt.

Zweite Gruppe.

Gottsched und seine Anhänger, sowie dessen Gegner Bodmer und Breitinger und deren Anhänger.

Einleitung.

Ehe die Leistungen der Einzelnen aus diesen beiden Gruppen besprochen werden können, muß eine kurze Erläuterung ihrer verschiedenen poetischen Grundsätze vorausgehn, aus denen sich der, für die deutsche Literatur so wichtige literarische Kampf zu Anfang dieser Periode entspann, der über zwanzig Jahre dauerte, und dem wir eine Menge guter Bücher und Zeitschriften zu verdanken haben.

Sowohl Gottsched mit seinen Anhängern, die man gewöhnlich unter dem Namen der „Leipziger" begreift, da die meisten derselben, vor Allen Gottsched selbst, in Leipzig lebten, als auch Bodmer und die Seinigen, die aus ähnlichem Grunde die „Schweizer" genannt werden, hatten bei ihrem Auftreten hauptsächlich nur den Zweck im Auge, die deutsche Poesie auf neue und bessere Wege zu bringen, und die aus dem vorigen Zeitraum mit hinübergebrachte Geschmacklosigkeit auszurotten.

Zuerst traten die Schweizer thätig auf, die in Zürich im Jahr 1721 einen Verein, hauptsächlich zu literarischen Zwecken, gründeten. Sie gaben dabei eine Zeitschrift heraus (eine der ersten deutschen Zeitschriften), „die Discourse der Maler" genannt, in welcher sie moralische und literarische Gegenstände behandelten, und fanden damit, trotz mancherlei Anfeindungen, von Seiten derjenigen Dichter, die sich durch ihr Urtheil getroffen fühlten, bald auch Anerkennung. Besonders war es Gottsched, der sich zu ihren Ansichten bekannte, und in der, von ihm seit 1725 herausgegebenen Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen" genannt, mit aller Entschiedenheit dieselben Grundsätze verfocht wie die Schweizer, und Beiden vereint gelang es, die Theorien der zweiten schlesischen Schule, die noch immer in Ansehn standen, zu verdrängen.

Nachdem diese erste schwierige Aufgabe glücklich gelöst war, und sowohl Gottsched als auch die Schweizer in ihren Zeitschriften neue poetische Grundsätze aufzustellen begannen, erst da zeigte sich die große Kluft, welche zwischen den Ansichten dieser Männer bestand, die sich Anfangs nur in kleinen Verschiedenheiten bemerkbar machte, bald aber unausfüllbar wurde und einen heftigen erbitterten Kampf hervorrief.

Gottsched nämlich, der selbst das heilige Feuer der Poesie nicht besaß, und dem auch als Kritiker das tiefere Verständniß für die Werke der Poesie fehlte, hielt sich hauptsächlich bei seinen Urtheilen nur an das Aeußere dieser

Werke. Ihm war correcter Vers, gewandte Sprache und Natürlichkeit des Ausdrucks, sowie die Nützlichkeit und die Belehrung bei der Poesie die Hauptsache, weßhalb er, wie früher Opitz aus denselben Gründen, die Franzosen als allein gültiges Muster für unsere Poesie anpries; und diese waren es, nach denen er sich ausschließlich bildete. Gottsched würde also die deutsche Poesie auf denselben Weg zurückgebracht haben, auf den Opitz sie seiner Zeit stellte; immer für den damaligen Zustand unserer Poesie ein Vortheil; doch konnte dieser Schritt nur von größerm Nutzen für uns sein, wenn Andere das Werk weiter führten, und der Poesie, nachdem sie von den Abwegen, auf denen sie sich befand, zurückgebracht worden war, einen Weg zu Höherm und Geistigerm anbahnten. Und nur das war Gottsched's Fehler, daß er glaubte, er habe die Poesie auf den Gipfel ihres Ruhmes gebracht, höher könne sie nicht steigen, und deshalb mit Erbitterung diejenigen bekämpfte, die Besseres erstrebten, und dies waren die Schweizer Bodmer und Breitinger, deren eigenes Dichtertalent kaum bedeutender war wie dasjenige Gottsched's, die aber wohl einsahen, wie manches die deutsche Poesie noch zu überwinden haben würde, wenn sie dahin gelangen sollte, wo Gottsched sie schon zu sein wähnte. Diese bessere Einsicht hatten sie hauptsächlich an den Werken der Engländer: Pope, Addison, Milton und Glover gewonnen, und ihre Ansicht war unstreitig die richtigere, daß die Schriften dieser Männer weit bessere Muster für die Deutschen seien, als die der Franzosen; nicht allein weil sie an sich schon mehr Poesie enthielten, sondern auch weil der deutsche Charakter viel mehr Aehnlichkeit mit dem Englischen als mit dem Französischen hat, sich daher weit bessere Anknüpfungspunkte bei den Engländern für uns fanden. So lange die deutsche Poesie sich auf Muster stützen mußte, und nicht selbstständig ihren Gang gehen konnte, waren die Engländer die vorzüglichsten Muster für uns.

Die Grundsätze der Schweizer, denen wir diesen Fortschritt in der Poesie verdanken, enthielten auch ihrerseits noch mannichfaltige Fehler, und es war erst Lessing vorbehalten, diese Fehler gänzlich auszurotten, und in fortschreitender Folge die Deutschen von den gültigen Mustern der Engländer auf die noch höhern der Griechen, z. B. Homer, zu verweisen, um sie dann selbstständig ihren Weg gehen zu lassen, wie wir das in der nächsten Periode sehen.

Diese Fehler waren besonders die auch von den Schweizern festgehaltene Nützlichkeitstheorie der Poesie; und der erst von ihnen aufgestellte Grundsatz, daß die Poesie, die hauptsächlich der Natur nachzuahmen habe, weiter nichts sei als redende Malerei, da auch die Malerei auf Nachahmung der Natur beruhe; ein Grundsatz, der bis zu Lessing allgemein für richtig gehalten wurde.

Da alle jungen Talente zu Anfang dieser Periode von dem gleichen Gefühl für die Verbesserung der Poesie beseelt waren wie Gottsched und die Schweizer, so war es natürlich, da sie gemeinschaftlich denselben Weg wandelten, daß sie eine Menge Anhänger hatten. Erst als Gottsched auch dann noch mit Starrsinn an den von ihm aufgestellten Grundsätzen festhielt, als

dieselben schon durch die gemachten Fortschritte unbrauchbar geworden waren, wandten sich die meisten und begabtesten Männer von ihm ab und den Schweizern zu, und wenn auch eine Menge derselben an dem nunmehr zum bittersten Kampf ausartenden Streit nicht thätigen Antheil nahmen, so traten sie doch dadurch stillschweigend den Schweizern bei, daß sie in ihren Werken deren Grundsätze befolgten. So die ganze sächsische und die meisten Mitglieder der preußischen Schule, so auch Klopstock und Wieland in ihrer Jugendzeit. Später, als die Grundsätze der Schweizer durch die immer größern Fortschritte der Poesie gleichfalls nicht mehr genügten, wozu Klopstock und Wieland selbst vieles beigetragen hatten, huldigten auch diese Beiden den neuern Ansichten.

Die eigentlichen thätigen Mitglieder der Gottschedischen Schule sind vor allen: Johann Christoph Gottsched selbst, dann seine Frau Luise Adelgunde Viktoria geborene Kulmus; ferner Daniel Wilhelm Triller; Christoph Otto Freiherr von Schönaich; Johann Joachim Schwabe und Theodor Lebrecht Ritschel.

Für die Literaturgeschichte sind jedoch von diesen sechs nur das Gottschedische Ehepaar selbst von Bedeutung, die in vielen Hinsichten einflußreich waren, während die übrigen, sowohl was ihre eigenen Werke, als auch ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte betrifft, ohne besonderes Interesse sind. Es genügt daher, sie hier nur kurz zu besprechen. Alle waren die eifrigsten Verehrer und Anhänger Gottscheds, und ließen sich von demselben in dem literarischen Streit mit den Schweizern zu Allem gebrauchen.

Schönaich (geboren den 12. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, gestorben den 15. November 1807 daselbst), den Gottsched 1752 zum Dichter hatte krönen lassen, zeigte sich besonders zu Allem willig. Er verfertigte auf Gottsched's Wunsch satyrische Schriften gegen die Schweizer, und auch später gegen Klopstock, unter denen: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß“, noch die bedeutendste ist. Außer den satyrischen Schriften verfaßte er lyrische Gedichte, besonders Oden, Trauerspiele und zwei vaterländische Heldengedichte: „Hermann oder das befreite Deutschland“, und „Heinrich der Vogler“. Das erste dieser beiden erwarb ihm Gottsched's Gunst, der es in seiner Verblendung wagte, dasselbe Klopstock's Messias entgegenzustellen, trotzdem es, wie alle Poesien Schönaich's, nur den Mangel jedes poetischen Talentes des Verfassers beweist.

Triller (geboren 1695 in Erfurt, starb 1782), dessen Poesien gleichfalls ohne Werth sind, verfaßte Fabeln, didaktische Gedichte, Epigramme, ein episches Gedicht: „Der sächsische Prinzenraub“ und ein satyrisches Epos gegen die Schweizer: „Wurmsamen, ein Heldengedicht nach der allerneusten, malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet.“

Schwabe (geboren 1714 in Magdeburg, gestorben 1784 als Professor in Leipzig), lieferte ebenso wie Ritschel (geboren 1716, gestorben 1743), nur einzelne Beiträge zu dem literarischen Kampfe, doch verdient Schwabe nähere

Erwähnung als Herausgeber der Zeitschrift, die Gottsched als Organ für seine Aufsätze diente, ehe er selbst die: „Vernünftigen Tadlerinnen" herausgab. Die von Schwabe dirigirte Zeitschrift führte den Titel: „Belustigungen des Verstandes und Witzes."

Die bedeutendsten Gegner Gottsched's waren: Johann Jakob Bodmer, Johann Jakob Breitinger, Christian Ludwig Liscov und Johann Georg Sulzer. Außer von diesen vieren erschienen noch von mehreren Andern die verschiedensten Schriften gegen Gottsched, die zu ihrer Zeit auch viel Aufsehen erregten, doch waren sie weniger bedeutungsvoll für die Entwickelung des literarischen Kampfes, wenn auch einige derselben an sich als recht gelungen bezeichnet werden müssen. Vor Allem gilt dies von den Satyren Johann Christoph Rost's, der den 7. April 1717 zu Leipzig geboren wurde und 1765 in Dresden starb. Er war in seiner Jugend ein eifriger Anhänger Gottscheds, doch wandte er sich später ganz von diesem ab, und den Schweizern zu, und er verstand es, in zwei sehr wohl gelungenen aber groben und boshaften Satyren Gottsched lächerlich zu machen; die eine ist ein komisches Epos zur Aufführung für das Theater bestimmt, sie heißt: „Das Vorspiel", und behandelt einen Streit zwischen Gottsched und der Schauspieldirectrice Neuber, mit der Gottsched gemeinschaftlich das deutsche Theater zu reformiren begonnen hatte. Die zweite Satyre heißt: „Epistel des Teufels an Herrn Gottsched, Kunstrichter der Leipziger Schaubühne"; sie behandelt einen ähnlichen Stoff und ist in sogenannten Knittelversen abgefaßt; der erste derartige Versuch, diese Versart wieder einzuführen. Außer diesen Satyren machte sich Rost auch als Dichter bekannt; doch sind seine verschiedenen Dichtungen, trotz seiner Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und des Reims, von sehr geringem Werth, besonders wegen des seichten und schlüpfrigen Inhalts.

Gottlob Benjamin Pfeil aus Freiberg trat gleichfalls mit einer Satyre gegen Gottsched auf. Dieselbe führt den Titel: „Kurzer Auszug aus der Geschichte des Königreichs Hoangthy", und verspottet Gottsched, den er Lahormidas den Großen nennt, mit treffendem Witz, doch mit mehr Anstand und weniger Bosheit wie Rost.

a) Gottsched und seine Anhänger.

Johann Christoph Gottsched, Luise Adelgunde Gottsched geborne Kulmus.

Johann Christoph Gottsched, geboren den 2. Februar 1700 zu Juditehenkirch bei Königsberg in Preußen. Sein Vater war dort Prediger und bereitete den lernbegierigen Sohn selbst zur Universität vor, so daß Gottsched schon als vierzehnjähriger Knabe die Universität Königsberg beziehen konnte, um Theologie zu studieren; sehr bald aber vertauschte er dieses Studium mit dem der Philosophie; daneben beschäftigte er sich auch eifrig mit alten und neuern Sprachen. Da er unterdessen zu einem großen statt-

lichen Mann herangewachsen war und fürchtete, wegen seiner Größe der Potsdamer Garde einverleibt zu werden, so wanderte er ganz aus Preußen aus und ging 1724 nach Leipzig, wo er zuerst noch seine philosophischen Studien vollendete, und dann selbst als akademischer Lehrer auftrat, sich auch bald darauf im Felde der Kritik durch die schon in der Einleitung erwähnte Zeitschrift bekannt machte. Sowohl seine Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst, als auch seine kritischen Schriften erwarben ihm hohes Ansehen, so daß die schon erwähnte, 1697 von Burkard Menke gestiftete poetische Gesellschaft ihn 1726 zu ihrem Senior wählte, die Gottsched das folgende Jahr erweiterte und erneuerte, und sie deutsche poetische Gesellschaft nannte. Auf einer Reise nach seinem Vaterland 1729 lernte er in Danzig seine Gattin Luise Kulmus kennen, mit welcher er bis zu ihrer Verbindung 1735 in ununterbrochenem Briefwechsel stand. Er starb den 12. Dezember 1766 in Leipzig als Professor der Philosophie, Logik, Metaphysik und der Dichtkunst.

Man hat meist bei Beurtheilung Gottsched's das Bild eines hochmüthigen, sich selbst überschätzenden Mannes vor Augen, wie er sich in dem langen literarischen Kampf mit den Schweizern zeigte. Und dieses häßliche Bild, was noch dadurch verschlimmert wird, daß er, trotz seiner offenbaren Niederlage in diesem Kampfe es dennoch wagte, später auch gegen Klopstock und Lessing aufzutreten, hat Viele veranlaßt, ihm auch die Verdienste um die deutsche Literatur abzusprechen, die er sich wirklich erwarb, und ihn eben so übertrieben gering zu schätzen, wie er vor seiner Niederlage war verehrt worden.

Man ist nur zu sehr geneigt, die mühsame, aber undankbare Arbeit desjenigen zu unterschätzen, der den Weg, auf dem wir nachher leicht und sicher gehen, vorher von Steinen und Felsgeröll reinigte, und besonders berührt es unangenehm, wenn dieser Arbeiter, statt sich damit zu begnügen, seine Pflicht gethan zu haben, uns bei jedem Schritt seine ungeheuren, nie zu übertreffenden Verdienste verkündigt. In diesem Fall befand sich Gottsched. Als er auftrat, war es vor allen Dingen nöthig, den Weg, den die Poesie gehen sollte, wieder zu ebnen; es war ferner nöthig, die deutsche Sprache, die durch den geschmacklosen Gebrauch fremder Worte und Redensarten verunstaltet und jeder Schönheit unfähig war, wieder zu reinigen; es war endlich nöthig, wenn jemals die deutsche dramatische Poesie zu etwas Höherm gelangen wollte, sie vor Allem von der gänzlichen Entartung zu befreien, in der sie sich zu jener Zeit befand. Alle diese Reformen verdanken wir Gottsched; hätte er nicht mehr thun wollen, als wozu ihn seine Anlagen befähigten, hätte er die Fortführung seines Werkes bescheiden den Köpfen überlassen, die dazu geschickter waren, willig würde Jeder seine Verdienste anerkennen.

Besonders war er für die Hebung des Theaters bemüht, und da er glaubte, bei den Franzosen die untrüglichsten Muster gefunden zu haben, so schrieb er selbst Dramen nach französischen Mustern, und veranlaßte auch

seine Freunde und Anhänger zum Schreiben und Uebersetzen solcher Stücke. Er zeigte sich freilich dabei, so wie bei allen seinen Reformen, als ein ächter Pedant, der die bloße Regel und äußerliche Form festhält, ohne des Geistes mächtig zu sein, wodurch überall auch erst die Form Leben und Bedeutung gewinnt. Pedantisch war daher auch die von ihm, unter Mitwirkung der Frau Neuber, welche die zu jener Zeit berühmteste Schauspielergesellschaft in Leipzig leitete, bewirkte gewaltsame Verbannung des Harlekins vom Theater, für dessen Wiedereinführung Justus Möser und Lessing außerordentlich bemüht waren. Gottsched wurde wahrscheinlich zu dieser Verbannung des Harlekins veranlaßt, weil beinahe alle damaligen Bühnenstücke nur in wilden und rohen Hanswurstkomödien bestanden, und es war daher zuerst auch diese Reform nicht unglücklich, wenn nicht Gottsched, durch Verkennung des eigentlichen Zwecks des Harlekins, ihn für immer hätte abschaffen wollen.

Als selbstschaffender Dichter ist Gottsched unbedeutend, weil ganz ohne Phantasie; es sind deshalb seine eignen Poesien, lyrische und didaktische sowohl, als die dramatischen, ebenso seine zahlreichen Uebersetzungen, trotz ihrer reinen Sprache und fließenden Verses werthlos und jetzt beinahe auch ganz vergessen. Dagegen waren seine kritischen Schriften für die damalige Zeit ausgezeichnet, und sind noch jetzt zur Kenntniß der Literaturgeschichte von hoher Bedeutung. Dies gilt besonders von: „Der Deutschen Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten", von dem: „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Poesie", sowie von seiner: „Kritischen Dichtkunst". Letztere zerfällt in zwei Theile und enthält Gottsched's gesammte poetische Grundsätze. In dem „nöthigen Vorrath" (2 Bände) gibt er ein reichhaltiges Verzeichniß von allen deutschen Dramen, die von 1450 bis 1760 erschienen waren; und wenn es sich auch jetzt durch neuere Forschungen ergeben hat, daß dasselbe noch viele Lücken enthält, so war es doch für jene Zeit von bewunderungswürdiger Reichhaltigkeit. Die deutsche Schaubühne (sechs Bände) enthält alle dramatischen Werke Gottsched's und seiner Anhänger, sowohl eigne, wie übersetzte. Auch die von ihm herausgegebenen Zeitschriften: „Die vernünftigen Tadlerinnen", „Der Biedermann", „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", sowie seine kleinern Aufsätze waren für die damalige Zeit nicht ohne Werth. Schon dadurch, daß, wenn sie auch öfter selbst falsche Ansichten enthielten, sie doch die Veranlassung zu dem Forschen nach Besserm wurden. Seine: „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst", ein grammatikalisches Werk, welches lange Zeit für das vollkommenste Gesetzbuch in Sachen der grammatischen Richtigkeit gehalten, später aber auch vielfach bekämpft wurde, enthält neben vielen Einseitigkeiten auch manche treffenden Ansichten.

Endlich muß auch noch Gottsched's Werk über die Beredsamkeit erwähnt werden. Es führt den Titel: „Ausführliche Redekunst", und enthält Regeln und Vorschriften, gute Reden halten zu lernen. Doch zeigt er sich auch hier als ein Mann, dem das Verständniß für die höhere Beredsamkeit fehlt, und der nur das rein Aeußerliche dieser Kunst aufzufassen vermochte.

Aus Gottscheds: Versuch einer kritischen Dichtkunst.

1. Theil, 8. Hauptstück.

Von verblümten Redensarten.

§. 22. Mit dem Fehler der hochtrabenden Schreibart ist sehr nahe das sogenannte Galimatias oder Nonsens verwandt, welches nichts anders ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung widereinanderlaufender verblümter Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich ist einen Verstand herauszubringen. Von unsern Deutschen hat, wie mich dünkt, Christian Gryphius zuerst den Uebelstand dieser Fehler an unsern Poeten, sonderlich seinen eignen Landsleuten Lohenstein und Hoffmannswaldau, wahrgenommen, und die Quellen derselben in der Nachäffung der Italiener und Spanier gefunden. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede seiner poetischen Wälder: „Ich weiß wohl, daß viele unserer Landsleute den heutigen Welschen und Spaniern unzeitig nachäffen, und sich mit ihren, nicht selten merklich abschießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl sein sollte, bei den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten, so würde es doch zum wenigsten gar wohl gethan sein, wenn sie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, deren sich die Welschen in vergangenen Jahrhundert, und noch jetzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in Acht nähmen; und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmal wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Galimatias oder Phöbus zu heißen pflegt, beliebten."

§. 23. Gryphius unterscheidet hier mit großem Verstand die alten Italiener von den neuern, und diese von den Franzosen. Petrarcha ist bei dem guten Geschmack der alten Römer und Griechen geblieben, und ihn hat sich Opitz unter andern zum Muster genommen. Tasso und Guarini hielten sich noch ziemlich auf der alten Spur, und ob sie wohl schon viel von ihren Cametti oder gleißendem Flittergold einstreuen, so bleibt doch das Meiste in ihren Gedichten gut und untadlich. Ariost aber und Marino sind von der guten Art ganz und gar abgewichen, wie nicht nur Bouhours in seiner: Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit in vielen Exempeln gewiesen, sondern auch Herr König in seiner Untersuchung vom guten Geschmack bei den Canitzischen Gedichten ausführlich dargethan hat. Diese marinische Schule nun hat auch in unserm Vaterlande viel Anhänger gefunden, und das hat Gryphius in der angezogenen Stelle schon bedauert. Ich würde die Exempel von solchen Phöbus und Galimatias aus unsern Poeten in großer Menge anführen können, wenn nicht solches in den Discoursen der Maler bereits mit so vieler Gründlichkeit als Scharfsinnigkeit geschehen wäre. Ja, wir hoffen noch verschiedene neue kritische Schriften von Herrn Bodmern, darin diese und andere Fehler unserer Scribenten nach den Regeln der gesunden Vernunft beurtheilt werden sollen.

§. 24. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von solchen Blümchen fehlen möge, so will ich dieselben aus einem neuern, zu Altdorf im vorigen Jahr gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demselben alles beisammen finde, was ich sonst mit vieler Mühe würde zusammen suchen müssen. Folgende Redensarten nun halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: „Titans frohes Licht strahle mit neuen Blitzen und mache die saphirne Burg zu Hiacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein solcher, der Egyptens finstere Nacht statt Gosens Sonne küsset. Die Lilie lacht mit reinstem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen schamroth, und ihr Atlas sinkt in's Verwesungsreich. Auf den Blättern der Blumenkönigin, die von Citherens Blut den Ursprung haben soll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft schneit ambrirte Perlen. Man soll uns einst in Edens goldenen Auen mit buntgefärbter Pracht als helle Sterne schauen", und dergleichen mehr. Das Galimatias will ich aus dem Schlusse dieses Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Mischmasch genannt hat, so will ich einen Jeden fragen, ob man wohl mehr verschiedene Dinge in sechszehn Zeilen hätte durch einander mengen, oder dem Schein nach mit einander reimen können, als dieser Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Canaan, goldene Blumen, Titans Strahlen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüsse, Schmuck, Lenz, Sonne, smaragdne Felder, Perlenwasser, Schnee und Eis, holde Blumen, Rosenblut, Frost, Dornen, bittere Aloe, der Myrrhen herbes Pech, öde Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Nesseln, die Sternhöhe, Zuckerbrod, Ambrosin, Nektar, Diamanten, Auen, Honigseim und Alicant, ja damit nichts vergessen würde, so kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müssen nunmehr die Stelle selbst sehn:

Hier ist das Canaan, das goldene Blumen trägt,
Wo Titans Strahlen nie in Thetis Wellen steigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen,
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmuck zerschlägt.
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das smaragd'ne Feld mit Perlenwasser tränket,
Bald aber Schnee und Eis statt holder Blumen schenket.
Hier wird der Rosen Blut durch keinen Frost gebleicht,
Von Dornen weiß man nichts; die bittere Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Nesseln sind verbannt von dieser Sternenhöh'.
Hier ist nur Zuckerbrod und süßer Ambrosin,
Der Nektar fließet hier durch diamant'ne Auen,
Hier ist nur Honigseim und Alicant zu schauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überzieh'n.

§. 25. Dies ist nun ein rechtes Meisterstück durcheinander gewirrter Metaphern; kurz, ein rechtes Galimatias mit einigen Phöbus durchflochten. Nichts desto weniger hat sich unser Vaterland eine geraume Zeit her in dergleichen gefirnißte Verse auf's äußerste verliebt gehabt, und man hat keinen für

einen Poeten halten wollen, der nicht diese hochtrabende Sprache hat reden können, die doch oft weder der Verfasser, noch seine Leser mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Das beste Mittel wider den schwülstigen Geist ist das Lesen der alten Lateiner und der neuern Franzosen. Wer sich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Molière mit Verstand gelesen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernt, wer endlich den Longin, Bouhours und Werenfels gelesen hat, der wird gewiß unmöglich auf eine so seltsame Art des poetischen Ausdrucks verfallen; gesetzt, daß er noch so erhaben zu schreiben gesonnen wäre.

Luise Adelgunde Victoria Gottsched geborne Kulmus, geboren den 11. April 1713 in Danzig, genoß unter der sorgfältigen Leitung ihrer hochgebildeten Eltern eine vortreffliche Erziehung. Ihr Vater, Professor und Doktor in Danzig, unterrichtete sie selbst, und da sie sehr begabt und außerordentlich fleißig war, so erwarb sie sich eine Menge für ein junges Mädchen der damaligen Zeit ganz ungewöhnliche Kenntnisse. Sie verstand nicht allein Deutsch, Französisch und Englisch, sondern auch Latein und Griechisch, trieb Geographie und Geschichte, beschäftigte sich mit Poesie und hatte für Musik und Zeichnen nicht unbedeutende Talente. Im Frühling des Jahres 1735 feierte sie ihre Verbindung mit Gottsched, mit dem sie schon seit 1729 im eifrigsten Briefwechsel stand. Der Tod ihrer Eltern und die Kriegsunruhen in Polen hatten ihre Vereinigung so lange verzögert. Nachdem sie, ohne ihre häuslichen Geschäfte zu vernachlässigen, mit unermüdlichem Fleiße die treue Mitarbeiterin ihres Mannes bei allen dessen Reformen auf dem Gebiet der Literatur gewesen, hatte sie einige Jahre vor ihrem Tode das Unglück zu erblinden, so wie überhaupt die letzten Jahre ihres Lebens von manchem stillen Kummer getrübt waren. Die Niederlage ihres Mannes in dem literarischen Kampfe, an welchem sie lange Zeit thätigen Antheil genommen, betrübte sie besonders deßhalb sehr, weil sie mit ihrem größern Verstande wohl einsah, daß er wirklich in vielen Dingen Unrecht habe, was gewiß für eine Frau wie sie, die für ihren Mann die höchste Ehrfurcht hegte, sehr schmerzlich war. Sie starb den 26. Juni 1762 in Leipzig.

Die Thätigkeit der Frau Gottsched auf literarischem Gebiete war hauptsächlich auf die Verbesserung des deutschen Theaters gerichtet; und da sie, wie gesagt, die poetischen Grundsätze ihres Mannes theilte, so übersetzte sie eine Menge Stücke aus dem Französischen von Voltaire, Molière, Destouches und Andern, sowie sie auch eine große Anzahl dramatischer Poesien, sowohl Komödien als Tragödien nach französischen Mustern verfaßte. Sowohl ihre Uebersetzungen, wie ihre eignen Werke sind gleich denen ihres Mannes, was Form und Sprache betrifft, wenn auch steif und pedantisch, doch correct und fließend, sonst aber ohne Schwung und Phantasie. Die besten darunter sind noch die Lustspiele, sowie sie überhaupt viel Sinn für das Komische hatte, was sie auch in einigen witzigen Satyren und Epigrammen gegen die Feinde

ihres Mannes bewies, deren Fehler sie mit Scharfsinn erkannte und mit glücklicher Ironie geißelte. Von Seiten ihres Charakters zeigt sie sich am liebenswürdigsten in ihren Briefen, die ihre Freundin, Frau von Runkel, nach ihrem Tode herausgab. Die meisten derselben sind, auch was den Inhalt, und besonders die schöne fließende Sprache anbetrifft, noch jetzt interessant.

Aus den Briefen der Frau Gottsched.

Neununddreißigster Brief.

An ihren Freund und nachherigen Gatten.

Danzig, den 7. Juni 1734.

Mein einziger Freund!

Wo soll ich anfangen, Ihnen beim Abgang der ersten Post, die man für sicher hält, alles das zu erzählen, was mir seit dem 16. April begegnet ist? Allen Verlust, den ich erlitten, und allen Schmerz, den ich darüber empfinde? Meine beste Mutter ist nicht mehr. Die Führerin meiner Jugend, die Mutter, die mir jederzeit mehr mit der Zärtlichkeit einer vertrauten Freundin als mit der Strenge einer so nahen Blutsverwandten begegnete, die habe ich verloren, und mit ihr alles, alles, was mir die jetzigen Umstände erträglich machen könnte.

Beklagen Sie mich, mein bester Freund, theilen Sie meinen Schmerz mit mir, helfen Sie mir die beste Mutter betrauern, die Ihnen ihren Segen zurückgelassen! Auf die Weise werde ich einige Linderung finden, die ich bis jetzt vergeblich gesucht habe.

Ich will Ihnen die letzten Tage der Verstorbenen erzählen, denn in ihren letzten Stunden bin ich selbst am Rande des Grabes gewesen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätten Sie auch mich, und in mir Ihre treueste Freundin verloren. Den Anfang der Krankheiten in unserm Hause machte meine Schwester und ich. Es befielen uns die Masern, die den ganzen Winter in Danzig gewüthet hatten. Ich bekam noch ein heftiges Fieber und einen starken Ausschlag, so daß mein Leben einige Tage in Gefahr war. Es besserte sich gegen den ersten Mai. Wir erhielten diesen Tag die Nachricht, daß der Generalfeldmarschall Münnich grobes Geschütz erhalten und die Stadt bombardiren würde. Es war nicht rathsam in unserm Hause zu bleiben, und mein Vetter suchte uns irgendwo in Sicherheit zu bringen. Er erfuhr, daß der Graf Münnich dem hier residirenden holländischen Commissaris, Herrn von Bleiswick, hatte sagen lassen, die holländischen Schiffe sollten sich alle an einen Ort versammeln, daß er sie verschonen könne. Diese nun hatten sich an die Brabank gelegt. Mein Vetter, der einen Schiffer daselbst kannte, besprach sogleich ein Zimmer für uns, und bat uns nicht lange zu verweilen. Meine Mutter, die nunmehr bettlägerig war, befand sich nicht im Stande, sich auf den Weg zu ihrer Sicherheit zu begeben, sie verlangte, daß wir vorausgehen sollten, den andern Tag wurde sie in einer Sänfte nachgebracht, und ihr Zustand verschlimmerte sich jede

Stunde. Den folgenden Morgen verkündigte sie mir ihren nahen Tod, nahm Abschied von mir, und diese rührende Scene machte meinen noch ohnedem entkräfteten Körper noch vollends mürbe. Und, ach Gott! was empfand meine Seele? Sie wurde von Gram und Schmerz ganz zu Boden geschlagen, und meine Thränen matteten mich so ab, daß ich wieder das Bett hüten mußte. Den 10. Mai gefiel es Gott, diese meine ewig geliebte Mutter alles Leidens zu befreien, und ihr in jenem Leben die Krone zu ertheilen, wonach sie hier so sehnlichst gerungen hatte. Ihre letzten Augenblicke sollen, wie man mir berichtet, ruhig und ihr Tod sanft gewesen sein. Ich sage, wie man mir berichtet, denn die zwei letzten Tage ihres Lebens war ich mir selbst ganz unbewußt. In den Stunden, da meine Krankheit auf's höchste gestiegen war, und so zu sagen Tod und Leben miteinander kämpften, war ich mit lauter Sterbegedanken beschäftigt. Ich lag und erwartete meine Auflösung im Stillen. In diesen Augenblicken fielen Sie, mein bester Freund, mir ein, und mein Herz wurde bei dieser Erinnerung noch beklemmter. Ich bat Gott sehnlichst und mit Thränen, er möchte Ihnen wieder eine Braut zuführen, welche, wo es möglich, Sie so zärtlich liebte als ich, und alle Glücksgüter besäße, die Sie verdienen und mir mangeln. Ich erinnerte mich unter meinen wenigen Juwelen eines Ringes, den ich Ihnen zum Andenken unserer reinen Liebe übersandt wissen wollte. Dieses unterbrach mein Stillschweigen. Ich rief meinen Bruder, gab ihm diesen Auftrag als die letzte Bitte einer sterbenden Schwester, und nahm von den Anwesenden Abschied. Alle waren bestürzt, und in dieser Bestürzung ließ man mir noch eine Ader öffnen. Dieser Aderlaß that die schleunigste Wirkung, meine Seitenstiche verschwanden, und ließen mir nur eine unbeschreibliche Mattigkeit zurück. Ich erwartete immer noch den Tod, und wünschte von meiner geliebten Mutter auch im Sterben nicht getrennt zu sein; aber jetzt mußte ich diese Trennung erfahren. Mein blutendes Herz seufzte mit leiser Stimme, was ich sonst so oft freudig ausgerufen hatte: Herr, dein Wille geschehe! Aber bald wird dieses Herz sich unter die Hand des Allmächtigen beugen, und dadurch die Ruhe finden, die es bisher verloren hatte. Das ganze Haus kommt mir wie eine Wüste vor, weil ich diejenige nicht mehr finde, die ich darin über alles schätzte.

Der Abschied dieser sterbenden Mutter wird sich nie aus meinem Gedächtniß verlieren. Noch jetzt fließen Zähren, gerechte Zähren, die ich ihrem Andenken weihe. Sie rief mich zwei Tage vor ihrem Ende zu sich: „Mein Kind," sagte sie, „ich gehe zum Vater, gute Nacht, aber nicht auf ewig, dort wollen wir uns wiedersehen, und dann soll unsere Vereinigung ungetrennt und vollkommen sein. Ich lasse dich in einer Welt, darin die Gottlosigkeit auf's Höchste gestiegen ist, und ich danke Gott, daß er mich dir bis jetzt erhalten hat, da du hoffentlich das Böse von dem Guten zu unterscheiden weißt. Hasse das Erste, und hange dem Letzten an, weiche nie von der Bahn der Tugend. Treue Arbeit bringt herrlichen Lohn. Lebe wohl, mein Kind, sei getreu Gott und deinem Geliebten. Liebe Gott über Alles, und zuerst deinen

Freund wie dich selbst, so wird er euch segnen. Gott bringe euch bald zusammen und sei euch gnädig. Ich habe das Vertrauen zu deinem Freunde, er werde dich künftig so weislich und liebreich führen, als er dein Herz mit Klugheit und Redlichkeit gelenkt hat. Ich freue mich, ihm noch, ehe ich sterbe, meinen Segen und meine Einwilligung ertheilt zu haben. Vergiß mein nicht, mein Kind, so lange du lebst, und verlaß Gott und die Tugend nimmermehr." Hierauf ertheilte sie mir den Segen und noch einige Befehle, die ich nach ihrem Tode ausrichten sollte. In Thränen fast zerfließend, verließ ich ihr Bett, und habe diese rechtschaffene Mutter nicht mehr gesehen.

Nur die Hoffnung, in Ihnen den redlichsten, besten, treusten Freund zu besitzen, kann mich einigermaßen über meinen Verlust trösten. Unter den schmerzlichsten Empfindungen ist mein Brief länger gerathen, als ich gedacht, ich habe mit diesen Klagen meinem Herzen Luft geschafft, und ich erfahre den Trost, daß ich einem Freund meinen geheimen Gram entdecken kann.

Ich weiß, Sie haben Mitleid mit

Ihrer Luise Kulmus.

b) Gottsched's Gegner.

Bodmer, Breitinger, Liscov, Sulzer.

Johann Jakob Bodmer, geboren den 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich, wurde, nachdem er das Gymnasium in Zürich besucht, und sich dort gründliche Vorkenntnisse erworben hatte, von seinem Vater, der in Greifensee Pfarrer war, zum geistlichen Stande, und da er für denselben gar keine Neigung zeigte, zum Kaufmann bestimmt. Aber auch für den Kaufmannsstand zeigte er nicht die geringste Lust, trotzdem man ihm denselben durch verschiedene Reisen nach Italien angenehm zu machen suchte. Er hatte entschiedene Vorliebe zum Studium der schönen Wissenschaften, besonders der Poesie und Geschichte, und widmete diesem Studium alle freie Zeit, so daß sein Vater sich endlich genöthigt sah, dem leidenschaftlichen Wunsche seines Sohnes nachzugeben. Bodmer kehrte daher 1719 aus Italien zurück und zog nach Zürich, um sich für eine öffentliche Lehrerstelle vorzubereiten. Er wurde 1725 zum Professor der helvetischen Geschichte und der Politik in Zürich ernannt, und wirkte sehr wohlthätig auch in Staatsangelegenheiten, nachdem er 1737 Mitglied des Großen Rathes geworden war. 1727 hatte er sich mit Esther Orelli, der Tochter eines angesehenen Züricher Kaufmanns verheirathet, doch kaum zehn Jahre genoß er das Glück einer friedlichen Ehe, da entriß ihm der Tod die geliebte Gattin und vier Söhne.

Um seiner Lieblingsbeschäftigung, der deutschen Literatur, mehr Zeit widmen zu können, als es ihm bei Verwaltung seines Amtes möglich war, legte er dasselbe nieder, und zog sich 1775 auf ein von ihm angekauftes Landgut zurück, wo er, bis zu seinem Tode, den 2. Januar 1783, für die Hebung unserer Literatur unablässig thätig war, sowohl durch eigne Schriften, als durch liebevolle Förderung junger Talente.

Schon in seiner Jugend fand Bodmer bei dem Studium der deutschen und ausländischen Literatur, durch den Vergleich der erstern mit den Klassikern der Griechen und Römer, sowie auch der Engländer und Italiener die auffallende Geschmacklosigkeit der damaligen deutschen Poesie, und war von dem Augenblick an entschlossen, zu ihrer Verbesserung alles beizutragen, was in seinen Kräften stand. Dieser Vorsatz begleitete ihn durch's ganze Leben, und er hat ihn in vieler Hinsicht erreicht, wenn er auch freilich, ebenso wenig wie Gottsched vermochte, die Poesie zur höchsten Blüthe zu bringen. Mit demselben Eifer und Fleiß, doch mit weniger Anmaßung und Selbstüberschätzung wie Gottsched, arbeitete er an dieser schweren Aufgabe. Er hatte dabei mehr die Verbesserung der gesammten Poesie im Auge, während sich Gottsched hauptsächlich die Reform des Theaters angelegen sein ließ. Bodmers schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich groß. Unter seinen zahlreichen kritischen Schriften, in welchen er seine poetischen Grundsätze niederlegte, die für den jetzigen Standpunkt der deutschen Literatur ebenso wenig maßgebend sind, wie die Ansichten Gottsched's, die aber für jene Zeit von großer Wichtigkeit waren, und vieles zur Vervollkommnung der Poesie beitrugen, sind die einflußreichsten: „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft", „Von dem Wunderbaren in der Poesie" und: „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter". Die von ihm herausgegebenen Zeitschriften sind: „Die Discourse der Maler", „Sammlung kritischer, poetischer und anderer Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes" und: „Sammlung der Züricher Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule."

Was Bodmers eigne dichterische Arbeiten betrifft (er versuchte sich in allen Gattungen der Poesie), so sind die meisten derselben von sehr geringem Werthe. Zwar war er nicht ohne poetische Anlagen, auch nicht ohne Phantasie, doch mangelte ihm Originalität, Erfindungsgabe und Tiefe der Gedanken. In Behandlung der Sprache und des Verses steht er tief unter Gottsched, da beide weder so fließend, noch so rein sind wie die des Letztern; besonders gilt dies von seinen Hexametern, die er in seinen biblischen Epen häufig gebraucht. Das bedeutendste derselben: „Die Noachide", die zu ihrer Zeit große Bewunderung fand, enthält, trotz der rauhen Sprache und des unbeholfenen Hexameters, trotz der steifen und wenig belebten Figuren, einzelne schöne Stellen. Er nahm sich darin Klopstock's Messias, von dem damals schon die ersten Gesänge erschienen waren, zum Muster, die er auch zum Beweis der Richtigkeit seiner poetischen Grundsätze gegen Gottsched gebrauchte. Der Noachide ließ er mehrere ähnliche, doch bei weitem unbedeutendere Epen folgen, die er deßhalb zusammen Patriarchaden nannte, weil er den Stoff dazu aus dem alten Testament, zunächst aus dem Leben der Patriarchen nahm. Es sind dies: „Jakob und Joseph", „Jakob und Rahel", „Joseph und Zulika" und: „Die Sündfluth". Sie wurden später unter dem Titel: „Calliope" zusammen gedruckt. Nächst den biblischen Epopöen verfaßte er auch sathrische gegen Gottsched und dessen Anhänger.

Sie führen die Titel: „Arminius Schönaich und die Larve“, doch sind sie, ebenso wie seine prosaischen Satyren, gegen die Leipziger mehr grob und plump, als witzig und treffend. Seine lyrischen, didaktischen und dramatischen Werke sind ganz werthlos, besonders die letztern, da er für die dramatische Poesie am wenigsten Talent besaß.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Bodmer noch um die deutsche Literatur durch die Herausgabe älterer deutscher Dichter. Er suchte dadurch den Geschmack und die Liebe für die herrlichen Denkmale der alten deutschen Poesie wieder zu erwecken, die zu seiner Zeit ganz vergessen waren. Er besorgte nicht allein eine neue Ausgabe von Opitzens Gedichten, Wernickens Epigrammen, Canitzens Poesien, und machte auf Johann Fischarts und Sebastian Brandts Werke aufmerksam, er gab auch, vereint mit Breitinger, Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts heraus; diesen ließ er darauf Boners Fabeln, den zweiten Theil des Nibelungenliedes folgen, und veröffentlichte später auch die sogenannte manessische Sammlung der alten Lyriker.

Aus Bodmers: kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter.

7. Abschnitt.

Von den Gemälden des Schönen in der materialischen Welt.

Ich will meine ersten Exempel von den Gemälden der menschlichen Schönheit nehmen. Postel hat in dem zweiten Buch von Wittekind diesen Helden eingeführt, wie er in einer langen Erzählung das Angesicht seiner geliebten Geven abbildet.

Ist nicht ihr Leib gebauet
Selbst durch die Grazien, hegt dessen gerade Pracht
Nicht mehr Annehmlichkeit, als was die Cedern macht,
Am Libanon berühmt? Was weicht nicht ihren Augen,
Die Circens Schalen sind, solch Gift daraus zu saugen,
Das uns uns selbst entwend't. Denn, ob die Farbe spricht,
Wir sind aus Himmel=Blau von Venus zugericht't:
So geh'n doch Funken aus von diesen Anmuthskohlen,
Die Zunder aus der Höll' zu steter Nahrung holen,
Und nicht vom Himmel her. Schau' an ihr köstlich Haar!
Hat auch der Seren Reich in seiner zarten Waar'
Dergleichen Wurmgespinnst? Dem Glanz, den dort bekommen
Oenonens Lämmerzucht, wenn Xanthus sie durchschwommen,
Gleicht dieser Hauptesschmuck. Die Wangen sind benelkt,
Wie Gärten, die kein Reif und keine Sonne welkt.
Arabien kann bei des Mundes Purpur=Schwellen
Nicht schätzen seinen Strand, den des rothen Meeres Wellen
Bespülen Tag und Nacht, und wenn dort Ormus gleich
Am Ufer Perlen zinst, ist doch dies Ufer reich
An Perlen schön'rer Art. Der Zucker süßer Worte,
Der hier ohn' Aufhör'n rinnt, läßt nicht des Himmels Pforte
So lieb und huldreich sein.

Die Absicht Wittekinds, oder vielmehr des Poeten, der ihm diese Beschreibung in den Mund gelegt, konnte vernünftigerweise keine andere sein, als daß er eine lebhafte Schilderei von dieser Schönen machte, damit er dadurch seine Liebe zu derselben und die Trauer über ihren Verlust rechtfertigte. Allein die Umschweife in dem Ausdruck, die weit gesuchte Allusion auf alte und den Meisten unbekannte Geschichten, und die leeren Spitzfindigkeiten darin haben einen dunkeln Umhang vor dieses Conterfei gezogen, durch welchen wir noch mit Mühe merken können, daß ihr Angesicht einen Mund und Augen gehabt habe. Wie langsam ist der Ausdruck, der in einer Erzählung in diese Fragen, Anreden und Einwürfe eingekleidet wird: „Ist nicht ihr Leib gebauet", „Hegt dessen gerade Pracht", „Schau an ihr köstlich Haar". „Denn, ob die Farbe spricht" u. s. w. Und wie kann der gelehrte Zeug, der dem Leser so unbekannt ist, Licht auf eine Beschreibung streuen, muß er ihm nicht vielmehr Müh' und Verdruß verursachen, und seine Gedanken vor der Sache, um die es hier zu thun war, ohne Noth abführen? „Circens Schalen", „Oenonens Lämmerzucht", „Arabiens Purpurstrand", „Ormus Perlenufer", haben mit der Geve Angesicht allzuwenig Aehnliches, als daß sie dem Poeten das Recht geben, uns hier ihre Geschichte zu erzählen, wie jene den Xanthus durchschwommen, wie die Wellen des Rothen Meeres den arabischen Strand bespülen, wie Ormus an seinem Ufer Perlen trägt. Die Gelehrsamkeit steht noch viel ungeschickter in dem Munde eines Helden aus dem alten, rohen und barbarischen Deutschland. Wie spitzfindig verwirrt ist endlich der Einfall:

Ob die Farbe spricht,
Wir sind aus Himmelsblau von Venus zugericht't,
So geh'n doch Funken aus von diesen Anmuthskohlen,
Die Zunder aus der Höll' zu steter Nahrung holen
Und nicht vom Himmel her.

Der Poet beobachtet vor der Geva Augen, daß sie blau wären, und er erinnert sich zugleich, daß sie nach einer gewöhnlichen Metapher feurig geheißen würden. Ihre blaue Farbe führte ihn auf die Idee vom Himmel, und ihre metaphorische Aehnlichkeit mit dem Feuer auf den Begriff von der Hölle. Aus der Vermischung dieser ungleichen Sachen schneidet er den gezwungenen Gegensatz: „Ob die Augen blau sind wie der Himmel, so sind es doch blaue Kohlen, denn sie sind ganz feurig, aber ihr Feuer ist nicht in dem Himmel angezündet, sondern in der Hölle selbst, so verderblich ist es". Gut, daß es nur ein metaphorisches Feuer ist. Wie diese Spitzfindigkeit auf ein Spiel der Metapher, also fällt folgende auf ein Wortspiel:

„Arabien kann bei des Mundes Purpur-Schwellen
Nicht schätzen seinen Strand, den des Rothen Meeres Wellen
Bespülen Tag und Nacht."

Die Lippen sind roth, und das Arabische Meer wird das Rothe geheißen, ob es gleich sonst die gewöhnliche Farbe des Meeres hat. Daher entsteht der arme Einfall, den der Poet mit so vielem Ernst vorträgt.

Seine poetischen Sünden hat Postel von seinem Vater in Apollo, dem jetzt noch, wiewohl zu seinem Nachtheil, berüchtigen Lohenstein geerbet, dessen Geist ihm, wie man glauben könnte, per traducem zugeflößet worden. Dieser hat in dem Trauerspiel von Cleopatra den Anton und den Proculejus mit einander streiten lassen, welcher von Beiden eine schöne Frau malen könnte, und da sagen sie nach den Lohensteinischen Ideen:

A. „Rubin deckt ihren Mund.“ P. „Octaviens Korallen.“
A. „Die Glieder sind aus Schnee.“ P. „Dort gar aus Elfenbein.“
A. „Die Brust aus Alabast.“ P. „Und dort aus Marmelstein.“
A. „Ihr Sternen des Gesichts.“ P. „Dort sind die Augen Sonnen.“

In dem Auftritt, der hiernächst folgt, fährt Canidius in demselben Tone fort:

„Die holden Wangen lachen,
Auf denen Schnee und Glut zusammen Hochzeit machen,
Ihr himmlisch Antlitz ist ein Paradies der Lust,
Der Adern blauer Türks durchflicht die zarte Brust;
Zinnober quillt aus Milch, Blut aus den Marmel-Ballen;
Der Augen schwarze Nacht läßt tausend Blitze fallen,
Die kein beherzter Geist nicht ohne Brand empfind't.
Ihr süßer Athem ist ein eingebiesamt Wind.
Es kann der Schnecke nichts auf Zung' und Muschel rinnen,
Daß den Rubinen wird der Lippen abgewinnen.
Ihr wellig Haar entfärbt der Morgenröthe Licht,
Es gleicht kein Elfenbein sich ihren Gliedern nicht.“

Einige von diesen verblümten Ausdrücken könnten schön heißen, wenn sie nur einzeln angebracht würden, aber die hyperbolische Verschwendung derselben und die Vermischung so vieler Kostbarkeiten verwirret den Begriff, und wenn man sich lange bestrebt hat, durch die Dunkelheit durchzubrechen, so hat man nichts weiter gelernt, als daß die Farbe ihrer Glieder von der hellsten gewesen; aber was für eine Bildung, und was für Lineamente sie gehabt habe, bleibt uns verborgen. Die Hochzeit des Schnees und der Glut ist eins von den Spielen der Metapher, das eben so lustig als seltsam ist; aber wie Schnee zerschmelzen und wie Glut verlöschen wird, wenn man die Metapher auflösen und statt der entlehnten die eigenen Namen setzt. Opitz, von welchem Lohenstein mit seiner Schule zu eben so großer Beschimpfung ihres eigenen, als Nachtheil des deutschen Geschmacks abgewichen, hatte doch schon in dem Gedicht: „An eine gewisse Jungfrau“, die ungehirnten Verliebten mit einem satyrischen Gelächter verspottet, die mit dergleichen Aufschneiderei von ihren Liebsten reden, welche weniger von der Thorheit des Affectes, der fürwahr an sich selbst nicht so ausschweifend ist, als des Verfassers zeuget. Der geschickte Günther, der gestorben, bevor sein poetischer Geist noch zu seiner männlichen Vollkommenheit und Stärke gestiegen war, hatte doch diese Ausschweifungen bald erkannt, und sehr artig über sich selbst gelacht, daß er in seiner ersten Jugend in diesem falschen Geschmack geschrieben.

Johann Jakob Breitinger, geboren den 1. März 1701 in Zürich, gehörte einer der ältesten Schweizer-Familien an. Er erhielt in seiner Vaterstadt eine vortreffliche Schulbildung und studierte dann daselbst Theologie mit solchem Eifer und Erfolg, daß er schon mit 17 Jahren die geistliche Würde erhalten konnte. Da er aber nicht gleich eine öffentliche Anstellung erhielt, so widmete er seine Zeit dem eifrigen Studium der Geschichte, Philologie und Literatur, und unterstützte seinen Freund Bodmer in dessen Bemühungen um die Verbesserung der deutschen Poesie durch zahlreiche kritische Schriften. Im Jahr 1731 wurde er zum Professor der hebräischen Sprache am akademischen Gymnasium in Zürich ernannt, und 1745 auch zum Professor der griechischen Sprache und zum Canonicus des Stiftes zum großen Münster daselbst. Auch hielt er dort Vorlesungen über Logik und Beredtsamkeit. Er starb in Zürich den 15. Dezember 1776, nachdem er überall, wo er seine Thätigkeit entfalten konnte, äußerst segensreich gewirkt hatte.

Breitinger, der in dem literarischen Kampfe mit den Leipzigern wahrscheinlich deßwegen persönlich weniger hervortrat, weil er selbst nicht dichtete, hat sich nichtsdestoweniger um die Verbesserung des Geschmackes bedeutende Verdienste erworben. Das hervorragendste kritische Werk, welches die hauptsächlichsten poetischen Grundsätze der Schweizer enthält: „Die kritische Dichtkunst", war von ihm. Dasselbe zeugt von eben so großer Gelehrsamkeit als gebildetem Geschmack, und ist in einem bei weitem anmuthigern und lebendigern Styl abgefaßt, als Gottscheds oder auch Bodmers Schriften. Außer diesem Werk, zu dem er später noch eine Fortsetzung: „Ueber die poetische Malerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben", schrieb, betheiligte er sich auch mit kleinern Aufsätzen an den von Bodmer herausgegebenen Zeitschriften. Auch verfaßte er eine Menge theologischer Schriften, die uns hier jedoch nicht näher berühren.

Aus Breitingers: kritischer Dichtkunst.

3. Abschnitt.

Von der Nachahmung der Natur.

Die beiden Künste des Malers und des Poeten bestehen in einer geschickten Nachahmung der Natur. Die Natur ist die weise Lehrmeisterin, bei welcher diese Künste in die Schule gehn; sie legt ihnen eine unzählbare Menge der vortrefflichsten Urbilder zur Bewunderung und Nachahmung vor, woran sie das Vermögen ihrer Kunst versuchen und auf die Probe stellen können. Wie nun der Maler zur Materie der Nachahmung allesDasjenige nehmen kann, was dem sinnlichen Werkzeuge des Gesichts durch Licht und Farben kann begreiflich gemacht werden, also steht es in dem Vermögen der poetischen Malerkunst, Alles, was mit Worten und Figuren der Rede auf eine sinnliche, fühlbare und nachdrückliche Weise kann nachgeahmet und der Phantasie, als dem Auge der Seele, eingeprägt werden, nach dem Leben und der Natur abzuschildern. Hierin übertrifft die Poesie alle andern Künste, da ihr die ganze Natur in ihrem weiten Umkreis zum Muster der Nach-

ahmung dienen muß. Alles, was der menschliche Verstand von den Wirkungen und Kräften der Natur in seinen Registern aufgezeichnet hat, kann der Poet durch sinnliche Bilder auszieren und der Phantasie als in einem sichtbaren Gemälde vorlegen, so daß sich das Gebiet der Poesie fast eben so weit erstreckt, als die menschliche Erkenntniß, welche unter dem Namen der Weltweisheit alles begreift, was durch menschlichen Fleiß und Nachforschen von möglichen und wirklichen Dingen kann erkannt werden. Nur müssen wir einige allgemeine und abgezogene Wahrheiten und Begriffe, die allein dem reinen und von den Sinnen ganz abgekehrten Verstande vernehmlich sind, von der Nachahmung der Poesie ausschließen, von welcher Art in der Vernunftlehre, in der Meßkunst, in der Lehre von dem Wesen der Dinge, in der Rechenkunst sehr viele enthalten sind, die man wohl durch Worte, Zahlen und Linien dem Verstande zu begreifen geben, aber darum nicht abschildern, oder in Farben und Bilder einkleiden und für die Phantasie sichtbar machen kann.

Die Natur, oder vielmehr der Schöpfer, der in derselben und durch dieselbe wirkt, hat unter allen möglichen Weltgebäuden das gegenwärtige erwählet, daß er es in den Stand der Wirklichkeit überbrächte, weil er es nach seiner unbetrüglichen Einsicht für das Beste unter allen, und für dasjenige fand, das für seine Absichten am bequemsten war. Dasselbe kann nun füglich in die sichtbare und in die unsichtbare Welt unterschieden werden. Jene, die sichtbare und materielle Welt, begreift in sich alle Körper, die Elemente, die Sterne, den Menschen in Ansehung seiner äußerlichen Wirkungen, die Thiere, die Pflanzen, die Edelsteine und so fort, ferner Alles, was die Kunst auf so verschiedene Weise nachahmt und zum Schutz, zur Zierde und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens erfindet; mit einem Wort, alles, was der Prüfung der Sinne unterworfen ist. Diese, die unsichtbare Welt, fasset in ihren Inbegriff Gott, die Engel, die Seelen der Menschen, ihre Gedanken, Meinungen, Zuneigungen, Handlungen, Tugenden, Kräfte. Alle diese Sachen haben, weil sie wirklich sind, eine eigentliche und festgesetzte Wahrheit, die in dem Zeugniß der Sinne, welches damit übereinstimmt, dem Zeugniß des Gewissens und der göttlichen Offenbarung gegründet ist. Wenn nun der Poet die Originale, welche ihm die große Künstlerin, die Natur, auf dem unendlich geraumen Schauplatz dieser wirklichen Welt darstellt, entweder allein, oder in ihrem natürlichen Zusammenhang nachschildert, so handelt er blos als ein guter Abdrücker, und unterscheidet sich von dem Historiker allein durch den Zweck und die Kunst seiner Gemälde. Was insbesondere die unsichtbare Welt der Geister angeht, so hat dieselbe zwar eben so viel Wahrheit und Wirklichkeit, als die sichtbare, zumal da sie den Grund und die Quelle aller Wirklichkeit in sich hat; allein, weil sie vor den groben Sinnen ganz verschlossen ist, so hat sie für die Einbildung nicht mehr Wahrheit, als die möglichen Dinge, und der Poet muß diese unsichtbaren Wesen in sichtbare Körper, somit in eine ganz fremde Natur einkleiden, wofern er sie der Phantasie vernehmlich und fühlbar vorstellen will, in welchem Stück

sich seine Kunst ungemein geschickter und verwundersamer erweiset, als in der Nachahmung der sichtbaren Werke.

Allein, da dieser Zusammenhang der wirklichen Dinge, den wir die gegenwärtige Welt nennen, nicht lediglich nothwendig ist und unendlich vielmal könnte verändert werden, so müssen außer derselben noch unzählbar viele Welten möglich sein, in welcher ein anderer Zusammenhang und Verknüpfung der Dinge, andere Gesetze der Natur und Bewegung, mehr oder weniger Vollkommenheit in besondern Stücken, ja gar Geschöpfe und Wesen von einer ganz neuen und besondern Art Platz haben. Alle diese möglichen Welten, ob sie gleich nicht wirklich und nicht sichtbar sind, haben dennoch eine eigentliche Wahrheit, die in ihrer Möglichkeit, so von allem Widerspruch frei ist, und in der alles vermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet ist. Nun stehen auch dieselben dem poetischen Maler zum Gebrauch bereit und offen, und leihen ihm die Muster und die Materie zu seiner Nachahmung; und da er die Natur nicht allein in dem Wirklichen, sondern auch in dem Möglichen nachzuahmen fähig ist, so erstreckt sich das Vermögen seiner Kunst eben so weit, als die Kräfte der Natur selbst; folglich muß der Poet sich nicht allein die Werke der Natur, die durch die Kraft der Schöpfung ihre Wirklichkeit erlangt haben, bekannt machen, sondern auch, was in ihren Kräften noch verborgen liegt, fleißig studieren, um so viel mehr, da dieses letztere, nämlich die Nachahmung der Natur in dem Möglichen, das eigene und Hauptwerk der Poesie ist. Denn ich darf für gewiß setzen, daß die Dichtkunst, insofern sie von der Historie unterschieden ist, ihre Originale und die Materien ihrer Nachahmung nicht so sehr aus der gegenwärtigen, als vielmehr aus der Welt der möglichen Dinge entlehnen müsse. Es ist das Amt der natürlichen, politischen und moralischen Historie, die sichtbaren Gegenstände und Phänomen, den Lauf der Begebenheiten und die Sitten und Handlungen der Menschen, wie sie wirklich sind, nach ihrer Natur und Wahrheit zu erzählen und zu beschreiben. Ihre Absicht ist demnach diejenige Wahrheit, die in der Wirklichkeit der Dinge und dem Zeugniß der Sinne gegründet ist; darum ist auch ihre ganze Bemühung in den Kreis der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge eingeschlossen. Dagegen hat der Poet zur Absicht, durch wohlerfundene und lehrreiche Schildereien die Phantasie des Lesers angenehm einzunehmen und sich seines Gemüthes zu bemächtigen; diese Absicht zu erreichen, wird eben nicht erfordert, daß seine poetischen Erzählungen wirkliche und historische Wahrheiten seien, sondern es ist schon genug, wenn sie nur nicht unmöglich und unwahrscheinlich sind. Der Poet sucht nicht den Glauben eines Zeugen zu erhalten, aber er vermeidet den Vorwurf eines Lügners; wenn er daher auch solche Personen in seinem Gedicht aufführt, die nach dem Zeugniß der Historie wirklich vorhanden gewesen sind, versetzt er dieselben in ganz neue Umstände, und läßt sie dann reden und handeln, wie sie nach ihrer Natur und Beschaffenheit wahrscheinlicher Weise reden und handeln könnten und würden. Da bekümmert er sich nicht um die historische Wahrheit seiner Vorstellungen, weil er ohne dieselbe blos

durch die Wahrscheinlichkeit seinen Zweck und seine Absicht erreichen kann. Die Tragödien von Cid, Cinna, Polieuctes thaten auf viele tausend Zuhörer in dem untern Boden des Schauspielhauses, welche von diesen Personen zuvor niemals reden gehört hatten, eine eben so starke Wirkung, als auf diejenigen Gelehrten, die ihre ganze Historie inne hatten. Das Wahrscheinliche, welches sich in den wirklich eingeführten Gesetzen und dem gegenwärtigen Lauf der Natur gründet, ist für den größten Theil der Menschen ebenso wahr, als das, was wirklich geschehen ist, weil ihm nichts mangelt, als die Treue und Aufrichtigkeit dessen, der es erzählt und bezeugt; und das, was wirklich geschehen ist, kommt ihm blos als wahrscheinlich vor, weil ihm die Zeugnisse, worauf dessen Wahrheit beruht, nicht bekannt sind. Daher hat auch Aristoteles gesagt: „Das Mögliche ist glaubwürdig, aber das wirklich Geschehene ist bekannt und offenbar, maßen es nicht geschehen wäre, wenn es unmöglich gewesen wäre". Nun ist die Poesie Volksgunst, die das Ergötzen und die Besserung des größern Haufens der Menschen sucht. Zudem wird diese poetische Malerkunst in Ansehung ihrer Materie und Erfindung eben darum die Dichtkunst genannt, weil sie sich auf das Wahrscheinliche gründet. Denn was ist Dichten anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen formiren, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Weltgebäude zu suchen sind. Ein jedes wohlerfundene Gedicht ist darum nicht anders anzusehn, als eine Historie aus einer andern möglichen Welt. Und in dieser Absicht kommt auch dem Dichter allein der Name eines Poeten, eines Schöpfers zu, weil er nicht allein unsichtbaren Dingen sichtbare Leiber mittheilt, sondern auch Dinge, die nicht für die Sinne sind, gleichsam erschafft, das ist, aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Wirklichkeit hinüberbringt und ihnen also den Schein und den Namen des Wirklichen mittheilt.

Christian Ludwig Liscov, geboren den 26. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, unter dessen Leitung er den ersten Unterricht genoß. Im Jahr 1718 bezog er die Universität Rostock, um die Rechte zu studieren, welches Studium er in Jena und Halle fortsetzte; dann ward er Hofmeister im Hause des Geheimraths von Thiemen in Lübeck, und trat später, 1735, nachdem er noch einige Zeit in Hamburg Privatsekretair des Geheimraths von Clausenheim gewesen, in Dienste des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, der ihn 1736 nach Paris schickte, um die Unterstützung Frankreichs für seine Wiedereinsetzung zu erbitten. Da aber diese Sendung erfolglos blieb, so entließ ihn der Herzog aus seinen Diensten und erstattete ihm nicht einmal die Kosten zur Rückreise. Von 1737 bis 1740 lebte Liscov wieder einige Zeit in Hamburg und wurde dann preußischer Legationssekretair in Frankfurt. Dort aber hatte er, wahrscheinlich durch seine freien satyrischen Schriften, mit deren Abfassung er sich von Jugend auf gerne beschäftigt hatte, und die er nicht unterdrückte, trotz der mannichfaltigen Un-

annehmlichkeiten, die sie ihm schon zugezogen, Mißhelligkeiten mit seinem Chef, weßhalb er 1741 als Privatsekretair in Dienste des sächsischen Ministers von Brühl trat, der ihn bald darauf zum königlichen Cabinetssekretair und 1745 zum Kriegsrath beförderte. Im selben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Kammerraths Buch, geborne Mylius, mit der er das Gut Berg bei Eilenburg erhielt. 1749 wurde er, wieder wegen satyrischer Schriften, über die verderbliche Finanzwirthschaft des Grafen Brühl in einen Criminalprozeß verwickelt und gefangen gesetzt, dann zwar freigegeben, aber seines Amtes entsetzt. Er lebte nun auf seinem Gute Berg, ganz zurückgezogen von der Welt, wo er den 30. Oktober 1760 am Schlage starb.

Liscov war ein durch Kenntnisse, sowie durch scharfen Verstand und treffenden Witz ausgezeichneter Mann, welche Eigenschaften ihn, trotz seiner Herzensgüte, von der man viele schöne Züge erzählt, vorzugsweise zum satyrischen Schriftsteller befähigten. Er bekämpfte und verspottete in seinen satyrischen Schriften, die alle in Prosa abgefaßt sind, hauptsächlich die hochmüthige Ueberhebung der Gelehrten, die Intoleranz der Geistlichen und die niedrige Schmeichelei der Fürstendiener, und suchte, wie später Lessing, in allen Gebieten Aufklärung zu verbreiten. Man kann ihn daher mit Recht einen Vorläufer Lessings nennen, mit dem er sowohl durch den Zweck seiner Schriften, als auch durch seine gewandte, reine und schöne Sprache Aehnlichkeit hat. Keiner der prosaischen Schriftsteller vor Lessing kann Liscov in dieser Beziehung an die Seite gestellt werden. Er gab seine Werke unter dem Titel: „Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften“, ohne Nennung seines Namens 1739 heraus. Nach Einigen soll er außer den in dieser Sammlung enthaltenen Schriften noch mehrere andere verfaßt haben, z. B. „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit“ u. s. w., doch kann dies nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Die in der genannten Sammlung enthaltenen Werke sind, mit Ausnahme eines einzigen, persönliche Satyren, meist gegen den Magister Sievers und den Professor Philippi in Halle gerichtet, und da Beide unbedeutende Persönlichkeiten waren, von deren Existenz man jetzt kaum mehr etwas weiß, so sind wohl deßhalb Liscovs Satyren weniger gelesen, wie sie es wegen ihrer Vortrefflichkeit verdienten. Die bedeutendste derselben, welche besonders die pedantische Gelehrsamkeit verspottet, heißt: „Vitrea fracta“, oder: „Des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe am 13. Januar 1732 auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen“. Die beste und zugleich einflußreichste seiner Satyren ist die eine, die nicht gegen bestimmte Persönlichkeiten gerichtet ist. Diese heißt: „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen.“

Liscov hielt sich bei seinem Auftreten von allen literarischen Parteien entfernt, wahrscheinlich weil er zu geistreich war, um Gottscheds Ansichten beizutreten, und doch nicht zu seinen Gegnern gehören wollte, da er mit ihm

in freundschaftichen Beziehungen stand. Erst als Gottsched 1742 seinen Freund Heinecken wegen einer Uebersetzung: „Vom Erhabenen", öffentlich tadelte, trat Liscov gegen Gottsched auf, und nahm die Partei der Schweizer, die an ihm, der schon als Satyriker sehr vortheilhaft bekannt war, einen bedeutenden Kämpfer errungen hatten.

Aus: Liscovs Satyre.

Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß sie allemal eine richtige und vollständige Beschreibung von derjenigen Sache geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung alsdann die Schlüsse machen, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wissen sich recht groß mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daß auf solche Art alle Zweideutigkeit am besten vermieden werde und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den sie haben müssen, wenn man sie loben soll.

Ich will ihnen diese angenehme Einbildung gern lassen, aber ich glaube, ihr eigenes Gewissen wird ihnen sagen, daß ihre Art zu schreiben höchst mühsam sei, und sie nicht nur vieler Freiheiten beraube, sondern ihnen auch manche, zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche, Ausflucht beschneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigsten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Last und schändliche Sclaverei gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden sein sollte, seinen Lesern deutlich zu sagen, was er haben wolle; und ich hätte also, wenn ich wollte, völlige Freiheit nicht zu sagen, was ich unter einem elenden Scribenten verstehe; allein, weil ich besorgen muß, daß unsere Widersacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bei der Welt als ein verworrenes Gewäsch auszuschreien, so will ich mich diesesmal meines Rechtes begeben, und eine Beschreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden sein wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bei uns so viel gilt, als ein Gesetz, entgegen handle. Sie können glauben, daß ich mich blos zu ihrem Besten so tief herunterlasse, und ich verspreche heilig, mich in andern Fällen so zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts- und Gewohnheitswegen gebührt. Ich schreite hierauf ohne fernere Weitläufigkeit zur Sache selbst.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet sein will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich schreiben. In dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent. Ich glaube nicht, daß Jemand an dieser Beschreibung etwas auszusetzen haben wird, sie muß nothwendig allen meinen Lesern gefallen und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich so ehrlich bin und ungescheut bekenne, was meine Brüder bisher so mühsam haben zu verbergen gesucht. Zwar sehe ich vorher, daß unsere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen,

und sich einbilden werden, es sei unmöglich, nach einem so offenherzigen Bekenntniß das Geringste zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen; allein ich bin auch versichert, daß ihnen die Lust zum Lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweisen werde, daß eben die Mängel, welche sie den elenden Scribenten vorwerfen und welche ich nicht zu läugnen begehre, meine Brüder und mich vortrefflich und unentbehrlich machen. Dieser Beweis wird ihnen durch die Seele gehen und ihres Spottens und Lästerns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich Alles, was sie uns auch in der größten Hitze ihres Eifers vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an. Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft schreiben. Dieses ist das schwere Gebrechen, welches uns in den Augen unserer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geschrei, so die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchten, beweist die Unbilligkeit dieser Leute. Ich bitte meine Leser, unparteiisch zu urtheilen, ob es billig sei, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unsern Feinden, sondern mit dem ganzen menschlichen Geschlecht gemein haben. Lassen sich die Menschen wohl in ihren Handlungen von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich sein, sie wollen vergnügt und lange leben; sie wissen es auch gar wohl, wie sie es anfangen müssen, wenn sie diesen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen sie sich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind sich die fruchtbarste Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen dasselbe sauer macht. Man kann also ohne Verletzung der Wahrheit sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieses ist ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laster und der Aberglaube, worin das menschliche Geschlecht verfallen ist, hinlänglich beweisen. Die Schriften der Geschichtschreiber, Poeten und Weltweisen sind voll von Klagen über dieses Verderben, und man hat schon lange angemerkt, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von Demjenigen thun müsse, was der größte Haufen vornimmt. Der Vorschlag ist gegründet; aber es haben sich doch zu allen Zeiten Wenige gefunden, die Lust gehabt hätten, demselben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht, denn es wird dazu ein Eigensinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß sehr wunderlich sein und eine unerträgliche Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich der ganzen Welt entgegensetzen und sich bereden will, man sei allein klug und der Rest des menschlichen Geschlechtes rase. Wie kann man es also den elenden Scribenten verargen, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchen. Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen schuldig ist. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre; aber so sehe ich nicht, wozu sie nütze.

Liscov beweist nun aus den Handlungen der Menschen, Hohen wie Niedrigen, daß sie die Vernunft nicht gebrauchen, und daß die Unterdrückung

der Vernunft glücklich mache, da es die Menschen dazu führe, alle ihre Handlungen für gut und lobenswerth zu halten; die Vernunft hingegen die Selbsterkenntniß befördere und daher Kummer und Trauer über unsere Fehler veranlasse. Dann geht er zu dem andern Fehler der elenden Scribenten, dem Mangel an Ordnung und Zierlichkeit, über und beweist mit den witzigsten Gründen aus allem diesem die Vortrefflichkeit der elenden Scribenten, und fährt dann fort:

Ich habe gründlich gezeigt, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unsern Schriften entdecken, uns nicht schimpflich sind. Ja, ich habe eben aus diesen Mängeln unsere Vortrefflichkeit so ungezwungen hergeleitet, daß, wer mein Buch liest, darüber erstaunen muß.

Es wird mir daher etwas gar Leichtes sein, die Nothwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäß, ebenso gründlich, als ihre Vortrefflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit Wenigem thun, und frage unsere Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerei nicht ehrliche und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind? Sie können nicht anders als ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daß Diejenigen, welche eine so nützliche Profession treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gute gönne und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären? Wir sind Diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben; von uns leben sie und müßten also betteln gehn, wenn wir aufhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brod nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerei und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messe herauskommen, nur von zehn Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr in's andere gerechnet, ohngefähr drei gute Bücher des Jahres zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so Viele? Und würde also nicht eine große Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsch unserer Feinde, vom Erdboden vertilgt würden? Den Tag sollen sie nimmer erleben; aber man sieht doch daraus, was unsere Verfolger für böse, schändliche Leute und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eignen Vortheil nicht, sie wollen uns ausrotten. Allein, wie übel würden sie nicht daran sein, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsere Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich denn wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt genießen, haben sie einzig und allein uns zu verdanken. Ja, sie würden nicht sein, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennt sie jetzt gute Scribenten; aber müßten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen,

wenn es keine schlechten gäbe? Dieses wäre schon arg genug, aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsere Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen. Sie spotten gerne, und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehn, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze; denn es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verursacht viel Qual, und ich wüßte kaum etwas Gefährlicheres. Es ist mir Zeit meines Lebens nur ein einziges Mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines elenden Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bei mir behalten, und da weiß ich, wie mir zu Muthe gewesen ist. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zur rechten Zeit los werden konnte, mir so viel Schmerzen bereitete, was würden dann die guten Scribenten, die so reich an artigen Einfällen sind, nicht für Qual empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könne. Unsere Feinde würden also ganz gewiß bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpft ist? Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten, so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustigt, von ihnen herauslocken. Wo wollten aber so viele stattliche Satyren herkommen, wenn unsere Feinde Niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerkt, daß, obgleich der Esel nicht die beste Stimme habe und zur Musik ganz ungeschickt sei, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne. Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn Niemand wäre, der elend und lächerlich schrieb.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat, weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstreckt. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger und beweist unsere Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staates und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind die Beschützer der gemeinen Meinungen und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterliche Weise und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dieses Letzte auch; aber sehr selten, und wenn

sie es thun, so thun sie es mit Vernunft, und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehn, und unsere Feinde würden alles umkehren. Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen Pufendorfs, Thomasius', Leibnitzens und ihrer Anhänger widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären. Und dieses einzige ist genug, zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechtes verdienen. Allein Niemand will sie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es ist leider schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen, für ein sicheres Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen alles zum Besten dienen muß, so hat auch unser schweres Kreuz, welches Niemand als wir zu ertragen fähig ist, seine Vortheile, und mich däucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nothwendigkeit außer Zweifel zu setzen.

Ich habe schon oft gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgeht, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sich's ein, und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen thöricht vorkommt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher sein. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müßten, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerei sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christlichen Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwägung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro kaiserliche Majestät und alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reiches demüthigst an, hocherleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staat und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen gedient haben. Es wäre, däucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unserer wichtigen Dienste dächte, oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaßen Ruhe schaffte und diesen bösen Leuten ein Gebiß in's Maul legte. Womit haben wir es denn verdient, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Lästerer Schutz finden, uns der Willkühr unserer Verfolger überläßt? Es dient dieses zur Sicherheit Anderer, ich weiß es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unserer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifle nicht, daß meine gegründeten Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Sollten aber, gegen Verhoffen, die Großen dieser Welt, durch das leidige Geschwätz unserer Feinde verführt, in dem Wahn stehn, unser Jammer verdiene nicht, daß sie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unserer

Feinde sei eben so groß nicht, daß es nöthig, mit dem Schwerte drein zu schlagen; so wende ich mich zu denen, die das geistliche Schwert führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unserer Feinde denjenigen Eifer zu bezeigen, den ihr Amt von ihnen fordert. Ich verlange dieses eben von den klugen Geistlichen nicht. Denn diese Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die Dummen ihre Stimmen wie eine Posaune erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredtsamkeit wenigstens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine große Sünde sei, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer, ja gar unmöglich sei, einen so albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der Pater Girard in einer Schrift, die man nach seinem Tod unter seinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine der größten Sünden sei, eine Satyre zu schreiben. Und ich bin von ihrer Geschicklichkeit so überzeugt, daß ich fest glaube, sie können wohl mehr als das. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, und wider unsere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, mit dem Munde eben so tapfer als mit der Feder streiten. Dieses wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben und zu ihrer Sicherheit gereichen.

Beschluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leser, und schmeichele mir mit der angenehmen Einbildung, es so gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden sein wird. Von meinen Widersachern kann ich mir dieses nicht versprechen, denn die muß natürlicher Weise ein so unvermutheter, scharfer Angriff in die äußerste Bestürzung setzen. Es kann ihnen unmöglich gefallen, daß ich sie so gewaltig zu Boden geschlagen habe. Wenn sie wären, wie andere Leute, so würde diese Niederlage sie zu Friedensgedanken bringen. Allein, da mir ihr harter Sinn und unbezwinglicher Heldenmuth bekannt ist, so kann ich dieses ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, der Sieg, den ich in dieser Schrift über sie erlangt habe, werde wenigstens so viel bei ihnen wirken, daß sie nur auf einige Minuten einen Stillstand der Waffen mit uns eingehen und meine Friedensvorschläge anhören.

In dieser Zuversicht hebe ich meine Augen empor und ersuche sie auf's freundlichste, dasjenige, was ich im Namen meiner Brüder gegen sie vorgenommen habe, blos als eine Nothwehr und nicht als Zeichen eines feindseligen Gemüthes anzusehen. Ich versichere sie, daß wir nichts als ihr Bestes suchen, und unsere Absicht keine andere sei, als sie zur Erkenntniß ihres Elends zu bringen. Es schmerzt uns sehr, daß sie mit so vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten ist, und sich durch diese lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns so glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob sie nach der Vernunft, die sie so hochachten, ohne Sünde Leute hassen können, die so liebreich gegen sie gesinnt sind? Und ob es nicht, für sie sowohl, als für uns, besser wäre, wenn wir

in Frieden mit einander lebten? Wir spinnen bei dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt sind, beiderseits keine Seide, und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander sagen, den schimpflichen Schluß machen, daß alle Gelehrten nicht klug sind. Da nun dieses Urtheil des ungelehrten Zuschauers unseres Kampfes sie mehr schmerzen muß, als uns, die wir aufrichtig unsere Einfalt gestehen, so wäre es, nach meiner Meinung, wohl von ihnen gethan, wenn sie die Feindseligkeiten einstellten und Frieden machten.

Wir, unseres wenigen Ortes, sind geneigt dazu. Aber, da wir uns in einem so glückseligen Zustand befinden, daß wir uns für höchst vollkommen halten, und glauben, wir hätten noch Recht übrig, so ist es unmöglich, daß wir den ersten Schritt thun. Ja, wenn es gleich möglich wäre, so müßten wir doch besorgen, sie möchten es als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht haben, wir hielten uns für klüger als sie, denn der Klügste gibt immer nach. Es sei ferne von uns, daß wir ihnen zu diesen Gedanken Anlaß geben sollten, dadurch würde die Erbitterung noch größer. Wir haben, ob sie gleich unsere Feinde sind, so viel Hochachtung gegen sie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht streitig machen. Und käme uns ja die Lust an, ihnen dieselbe zu rauben, so würde doch unser natürliches Unvermögen unsere thörichte Bemühung fruchtlos machen. Denn, wollten wir nachgeben, so müßten wir zu ihnen hinaufsteigen, und dieses leidet unser außerordentlich schwerer Kopf nicht. Wir erwarten also von unsern Feinden, daß sie zu uns herunterkommen, und daß von Rechts wegen; denn fallen ist leichter wie steigen. Unsere Feinde brauchen nichts mehr, als daß sie den Kopf zwischen die Beine nehmen und sich der natürlichen Schwere ihrer Körper, wie wir, überlassen. Dieses ist der einzige Vorschlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen sie ihn an, so ist ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen rathe, wird ihnen vortheilhafter sein, als ihr mühsames Klettern. Dieses bringt ihnen nichts als Mißvergnügen; durch den glücklichen Sturz, zu welchem ich sie aufmuntere, versinken sie dagegen in ein unergründliches Meer der süßesten Zufriedenheit, und erreichen ohne Mühe den Grad der Vollkommenheit, nach welchem sie auf eine verkehrte Art und also vergebens trachten. Verwerfen sie aber meinen höchst billigen Vorschlag, so muß zwar alle Hoffnung zum Frieden gänzlich verschwinden, allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieser Schrift gegen sie gebraucht habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über sie gesiegt, den Frieden anbiete, ihren Grimm in etwas mildern und sie überzeugen werde, daß sie unrecht thun, wenn sie unschuldige, ehrliche und fromme Leutlein, als wir sind, so heftig verfolgen. Erlange ich dieses nur, so soll mich die Mühe, die ich auf diese Schrift gewendet habe, nicht verdrießen, weil ich alsdann versichert sein kann, daß meine Brüder nicht ermangeln werden, einem so tapfern Vertheidiger, als sie an mir haben, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Johann Georg Sulzer, geboren den 16. Oktober 1720 zu Winterthur im Canton Zürich, war der jüngste von fünfundzwanzig Kindern und verlor 1734 seine Eltern an einem Tage. Auf den Schulen seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog er 1736 das akademische Gymnasium in Zürich, um Theologie zu studieren, und erst da, durch die Bekanntschaft mit Bodmer und Breitinger, erwachte die Lust zum Lernen in ihm, und er beschäftigte sich außer mit seinem Fachstudium noch besonders mit literarischen, philosophischen, mathematischen und naturgeschichtlichen Studien. Im Jahr 1739 zum Geistlichen ordinirt, wurde er 1740 Vikar in Maschwanden, einem Dorfe des Cantons Zürich. Auch hier blieb ihm noch viel Muse zu seinen Lieblingsstudien, so daß er zur Beförderung seiner naturgeschichtlichen Kenntnisse, zahlreiche Alpenreisen unternehmen konnte. Von 1743 bis 1747 war er Hauslehrer, zuerst in der Schweiz, dann in Magdeburg. Auf Empfehlung einiger angesehener Freunde wurde er 1747 zum Professor der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin ernannt, und 1750 schon, in Anerkennung der mannichfaltigen Verdienste, die er sich in dieser kurzen Zeit erworben, machte man ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er schrieb als solches mehrere philosophische Abhandlungen in französischer Sprache, und gab mit Ramler die Zeitschrift: „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" heraus. Als er im Jahr 1760 seine Frau verloren hatte, legte er seine Professur nieder, um nach der Schweiz zurückzukehren. Doch ließ er sich endlich bewegen in Berlin zu bleiben, als ihn der König mit einer reichlichen Besoldung zum Professor an der neuerrichteten Ritterakademie ernannte, und ihm zudem ein Stück Land an dem Ufer der Spree schenkte, um sich anzubauen. Im Jahr 1765 wurde er beauftragt, den Zustand der Akademie zu untersuchen und eine bessere Ordnung einzuführen; ebenso revidirte er das Joachimsthalsche Gymnasium und später, im Verein mit einigen andern, auch die Schulen zu Klosterbergen, Stettin und Stargard. Wegen zunehmender Kränklichkeit, die sich schon lange in Folge zu großer Anstrengungen bei ihm gezeigt hatte, mußte er 1771 die Einladung des Herzogs von Kurland, in Mitau ein Gymnasium einzurichten, ablehnen; doch entwarf er den Plan dazu, und unternahm zur Herstellung seiner Gesundheit 1775 eine Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr nach Berlin befand er sich eine Zeit lang besser, doch schon 1779, den 27. Februar, raffte ihn der Tod hin.

Sulzer, der sich nicht unmittelbar am Kampfe der Leipziger mit den Schweizern betheiligte, war dennoch ein ausdauernder Vertreter der Schweizer Schule, deren Grundsätze er in allen seinen kritischen Werken adoptirte und viel zu ihrer Verbreitung beigetragen hat. Die Grundsätze der Schweizer, die zu jener Zeit zur Hebung der schönen Literatur in Deutschland so unendlich vieles beitrugen, sind wohl für den jetzigen Stand der Poesie nicht mehr maßgebend und längst von bessern überflügelt, daher haben auch Sulzers kritische und ästhetische Schriften für die Neuzeit nicht mehr den allgemeinen Werth, doch waren sie für die damalige Zeit bedeutend, und noch jetzt zur

Kenntniß des Entwickelungsganges der Literatur von Interesse, auch schon deßhalb wichtig, weil er darin philosophische und moralische Grundsätze, die er mit der Aesthetik zu vereinigen suchte, populär darstellte. Für die Literatur das wichtigste seiner Werke ist: „die Theorie der schönen Künste“. Seine übrigen Werke, wie: „die moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur“, „Unterredungen über die Schönheiten der Natur“, „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens“; „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder“ und die schon genannten philosophischen Abhandlungen haben mehr philosophisches als literarisches Interesse. Sulzers Selbstbiographie gab Nicolai 1809 heraus.

Aus Sulzers: „Allgemeiner Theorie der schönen Künste.“

Harlekin.

Der Harlekin ist eine besonders charakterisirte Person, die aus der italienischen Comödie in die französische aufgenommen worden, und in der deutschen den Platz des Hanswurst einzunehmen verdient. Sein Charakter besteht darin, daß er dem Anscheine nach ein einfältiger, sehr naiver und geringer Kerl, oder allenfalls ein Possenreißrr, im Grunde aber ein sehr listiger, dabei witziger, scharfsichtiger Bube ist, der an andern jede Schwachheit und Thorheit richtig bemerkt und sie auf eine geistreiche, aber höchst naive Art bloßstellen kann. Einige Kunstrichter halten dafür, daß eine solche Person dem guten Geschmacke des Schauspiels entgegen sei und die komische Bühne erniedrige. Es ist aber nicht schwer zu zeigen, daß dieses Urtheil übereilt und daß der Harlekin in vielen Fällen beinahe unentbehrlich sei.

Wenn es darum zu thun ist, daß ein ernsthafter Narr in seiner völligen Lächerlichkeit erscheine, so darf man ihm nur einen guten Harlekin zur Seite setzen. Man weiß, mit was für Nachdruck ehedem witzige Hofnarren die Thorheiten der Großen gerügt und wie lebhaft sie dieselben beschämt haben. Ein vornehmer Narr und ein Schalk, der angesehen oder mächtig ist, kann durch nichts heruntergebracht werden, als wenn er dem Spotte recht bloß gestellt wird. Dieses aber kann nicht besser, als durch solche Leute geschehen, die den Charakter eines ächten Harlekins haben. Es ist demnach gut, wenn witzige Hofnarren, wenigstens auf der Schaubühne, beibehalten werden.

Freilich ist es eben nicht nöthig, daß er ein Narrenkleid trage und überall Possen anbringe; denn dadurch fällt er leicht in's Pöbelhafte. Seine Hauptverrichtung muß sein, das Lächerliche, das in den Schein des Ernstes oder der Würde eingehüllt ist, an den Tag zu bringen; dem Schalk die Maske abzunehmen und ihn dem Spotte preiszugeben. Dieses ist ohne Zweifel der größte Nutzen, den man von der komischen Bühne zu erwarten hat, und er ist an sich selbst nicht gering. Es gibt Menschen, die ruchlos genug sind, sich über alles wegzusetzen, was gesetzmäßig, was billig, was menschlich ist, bei denen die stärksten Vorstellungen, von Vernunft und Recht hergenommen, schlechterdings nicht den geringsten Eingang finden, deren

Thorheit und Schalkheit durch nichts zu hemmen ist; diese muß man dem Harlekin preisgeben. So sehr sie über allen Tadel weg sind, so empfindlich wird ihnen der Spott sein. Denn solche Leute dünken sich eben dadurch groß, daß sie sich über alles wegsetzen; sie glauben ihr Ansehn, ihren Rang, ihre Macht erst alsdann recht zu fühlen, wenn sie sich über das Urtheil andrer erheben; durch den Spott aber stürzen sie von ihrer Höhe herunter, und jetzt fühlen sie, daß sie selbst verachtet und erniedrigt sind.

Im Grunde thut der Harlekin auf der Schaubühne nichts anders, als was Lucian und Swift in ihren Spottschriften thun, wo sie oft den eigentlichen Charakter des Harlekins annehmen. Es gibt also gewisse Comödien, wo er die wichtigste Person ist. Dieses haben auch die komischen Dichter gefühlt, denen er zu niedrig war. Sie haben an seiner Stelle Bediente gebraucht, denen sie seine Verrichtungen aufgetragen haben. Im Grunde aber sind solche Bediente Harlekine in Livree eingekleidet, und da, wo sie nöthig sind, würde der Harlekin selbst immer noch schicklicher sein. Aber freilich erfordert die Behandlung desselben einen völligen Meister der Kunst. Es ist schwer, ihn da, wo er die wichtigsten Dienste thun kann, natürlich anzubringen, und dann kann nur ein zum Spotten aufgelegter Geist ihn völlig nutzen. Unter allen Talenten aber scheint der ächte Spöttergeist der seltenste zu sein. Ein witziger Kopf hat vor einigen Jahren eine mit viel Geist geschriebene Vertheidigung des Harlekins herausgegeben, die man mit Vergnügen liest.

Dritte Gruppe.

Sächsische Schule.

Einleitung.

In den Jahren 1739—1746 waren auf der Leipziger Universität eine Menge talentvoller junger Leute versammelt, die sich bald durch gemeinschaftliches Streben und gleiche Gesinnung zu einander hingezogen fühlten, und leicht einen sinnigen Freundschaftsbund zusammenschlossen, doppelt, als sich viele derselben von der Fürstenschule zu Meißen her kannten. Es waren dies zuerst: Karl Christian Gärtner, Johann Adolph Schlegel, Andreas Cramer, Abraham Gotthelf Kästner und Christlob Mylius, denen sich bald darauf noch anschlossen: Konrad Arnold Schmid, Johann Arnold Ebert, Gottlieb Wilhelm Rabener, Friedrich Wilhelm Zachariä und Johann Elias Schlegel; später traten noch zu diesen hinzu: Christian Fürchtegott Gellert, Nikolaus Dietrich Gisecke und Johann Friedrich, Freiherr von Cronegk. Diese, und noch mehrere, die weniger bedeutend waren, wie: Straube, Spener, Olde, Rothe, Johann Christian Krüger und Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von Creuz, die nur mittelbar durch den Inhalt ihrer Dichtungen mit den Genannten verwandt erscheinen, begreift man gewöhnlich unter dem Namen der sächsischen Schule; zu der streng genommen auch Klopstock gehört, da er, als er im Jahr 1746 nach Leipzig kam, um seine theologischen Studien fortzu-

setzen, bald der Mittelpunkt des dortigen Dichterkreises wurde, die seine hohe dichterische Begabung sofort erkannt hatten. Als dann 1749 die ersten Gesänge der Messiade im vierten Band: der Bremer Beiträge erschienen, war die Bewunderung bei den sächsischen Dichtern unbeschreiblich, und Alle bemühten sich in Klopstocks Geist zu dichten, dessen Begeisterung für Religion und Freundschaft in ihrer aller Herzen ein lebhaftes Echo fand.

Man könnte also mit Recht Klopstock zu den Mitgliedern der sächsischen Schule rechnen, da er in seinen Poesien das Ideal erreichte, was die übrigen Mitglieder des Vereins nur erstrebten, weil aber seine größte Wirksamkeit außerhalb des Vereins lag, und überhaupt seine Verdienste um die deutsche Literatur von außerordentlicher Wichtigkeit waren, so erschien es angemessener, ihn und seine speciellen Anhänger und Nachahmer besonders zu besprechen.

Die Mitglieder der sächsischen Schule, denen allen das Aufblühen der deutschen Literatur am Herzen lag, verbanden sich, wie schon erwähnt, zuerst mit Gottsched, um ihn, in seinen Bemühungen für die Literatur, zu unterstützen. Auch lieferten die meisten derselben Beiträge zu der von Gottsched geleiteten, von Schwabe herausgegebenen Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Erst als sie, durch die kritischen Schriften der Schweizer, auf die falschen und einseitigen Anschauungen Gottscheds aufmerksam geworden, wendeten sie sich von jenem ab, suchten von nun an in ihren Dichtungen die poetischen Grundsätze der Schweizer zu befolgen, und gründeten eine eigene Zeitschrift zur Veröffentlichung ihrer Werke, welche sie der, von Schwabe herausgegebenen, entgegensetzten, die unter dem Titel: „neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", in Bremen erschien, daher sie auch bald den Namen: „Bremer Beiträge" erhielt, unter dem sie am bekanntesten wurde.

Karl Christian Gärtner, der eigentliche Gründer der sächsischen Schule, war auch der Herausgeber der Bremer Beiträge. Da er als selbstschaffender Dichter (er verfaßte außer wenigen lyrischen Gedichten ein Lustspiel: „die schöne Rosette", und ein Schäferspiel: „die geprüfte Treue", die sich durch leichte und reine Sprache auszeichnen), weniger bedeutend wie als Kenner und Kritiker war, so genügt es hier, auf seine Verdienste als solcher aufmerksam zu machen. Gärtner, der den 24. November 1712 zu Freiberg im Erzgebirge geboren wurde, und in Braunschweig den 14. Februar 1791 als Professor der Beredtsamkeit und Herzoglich Braunschweigischer Hofrath starb, verband mit einem feinen Geschmack und treffenden Urtheil, Umsicht und Thätigkeit, und da sich die übrigen Mitglieder der Schule seinem Urtheil willig unterwarfen, so erwarben sich die Beiträge, bei solch tüchtiger Leitung, bald allgemeine Anerkennung, und die darin veröffentlichten Arbeiten, durch welche die meisten Mitglieder des Vereins ihren Ruf gründeten, wirkten für die Literatur außerordentlich anregend und wohlthätig. Als später, mit dem fünften Band, die Redaction der Beiträge in andere Hände überging, verloren dieselben sehr an Werth, da der neue Verleger ohne Wahl und Kritik bei der Annahme der Dichtungen zu Werke ging.

Die bedeutendsten thätigen Mitglieder der sächsischen Schule, die derselben das ihr eigenthümliche Gepräge der tiefsten Moralität aufdrückten, welches in allen dichterischen Werken der Mitglieder dieses Vereins, auch in den heitern und scherzhaften, sich unverkennbar kund gibt, und die daher noch eingehender besprochen werden müssen, waren: Gellert, Rabener, die beiden Schlegel, Kästner, Cramer, Ebert, Gisecke, Zachariä und Cronegk.

Die andern, schon genannten, hierher gehörigen Dichter: Schmid, Fuchs, Mylius, Krüger und Creuz waren, wenn auch nicht ohne poetische Anlagen, doch von geringerer Bedeutung für die Literaturgeschichte; daher es genügt, sie weniger ausführlich zu besprechen.

Konrad Arnold Schmid, der den 23. Februar 1716 in Lüneburg geboren war, und den 11. November 1789 zu Braunschweig als Professor der Theologie und Consistorialrath starb, studierte in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie, und schloß sich in letzterm Orte dem sächsischen Dichterkreise an, auch lieferte er einige Gedichte für die Bremer Beiträge. Nach seinem Tode gaben seine Freunde seine religiösen Lieder auf die Geburt des Erlösers, gesammelt heraus, die weit bedeutender, als seine weltlichen Gedichte sind.

Gottlieb Fuchs, geboren 1720, starb 1799, war der Sohn eines armen Bauers, der durch die wohlthätige Theilnahme Friedrichs von Hagedorn in den Stand gesetzt wurde, in Leipzig Theologie zu studieren, wo er mit den Mitgliedern der sächsischen Schule in nähere Verbindung trat. Von seinen Dichtungen: „Fabeln und Erzählungen", „lyrische Gedichte", und „einzelne Lustspiele" sind erstere die gelungensten.

Christlob Mylius wurde den 11. November 1722 zu Reichenbach in der Oberlausitz geboren, studierte Medizin in Leipzig und betheiligte sich dort an den Bremer Beiträgen. Da er eine große Vorliebe für die Naturwissenschaft hatte, und doch nicht eigene Mittel genug besaß, seine Kenntnisse in diesem Fache durch Reisen zu erweitern, so nahm er die Einladung einer Privatgesellschaft an, auf ihre Kosten nach Amerika zu gehen, um naturwissenschaftliche Studien zu machen. Er begab sich zu diesem Zweck nach London, starb aber daselbst den 6. März 1754. Nach Lessings Urtheil, der ein vertrauter Freund von Mylius war, und nach dessen Tode seine Schriften gesammelt heraus gab, besaß derselbe nicht unbedeutende poetische Anlagen, die aber, gehörig zu entfalten, sein früher Tod ihn verhinderte, wobei noch hinzukam, daß Gottsched, an den er sich in Leipzig zuerst anschloß, nachtheilig auf seinen Geschmack einwirkte, und er, durch die Noth gezwungen, seine Anlagen durch Vielschreiberei verdarb.

Mylius verfaßte lyrische Gedichte, besonders Oden, drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel, die meist ganz im Gottschedischen Geschmacke gehalten sind, und bis auf einzelne Stellen, in denen sein Talent hervorbricht, wenig Werth haben. Außerdem schrieb er eine Menge prosaischer Aufsätze, und gab zwei Zeitschriften: „der Freigeist", und „der Wahrsager", heraus.

Johann Christian Krüger, war 1722 in Berlin geboren, studierte in Halle und Frankfurt an der Oder Theologie, wurde aber, da er aus Armuth sein Studium nicht fortsetzen konnte, und von jeher eine große Vorliebe für die Schauspielkunst gehabt hatte, 1742 Schauspieler, und starb als solcher zu Hamburg 1750.

Krüger, dessen spätere Bekanntschaft mit den bedeutendsten der sächsischen Dichter einen sehr günstigen Einfluß auf ihn hatte, besaß entschiedenes Talent für das Komische, daher auch seine Lustspiele, die für jene Zeit recht bedeutend waren, allgemeinen Beifall erhielten. Die gelungensten derselben sind: „der blinde Ehemann", „die Candidaten" und „Herzog Michel"; letzteres bearbeitete er nach einer Erzählung Johann Adolph Schlegels: „das ausgerechnete Glück", welche dieser in den Bremer Beiträgen veröffentlicht hatte. Krügers geistliche Lieder und moralische Gedichte sind, was ihren poetischen Werth anbetrifft, unbedeutend, doch deßhalb merkwürdig, weil er sie mit der besondern Absicht verfaßte, eine Schauspielerin im Christenthum zu unterweisen.

Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von Creuz wurde den 29. November 1724 zu Homburg vor der Höhe geboren, und starb daselbst, als Geheimrath, den 6. September 1770. Er verfaßte Oden und Lieder, ein Lehrgedicht: „die Gräber" und versuchte sich auch in der dramatischen Poesie, für welche Dichtungsgattung er aber kein Talent besaß. Die meisten Anlagen hatte er für das didaktische Gedicht, wie sein Hauptwerk: „die Gräber" beweist. Auch unter seinen lyrischen Gedichten sind einzelne, trotz der vorherrschenden Reflexion, sehr ansprechend durch die Tiefe des Gefühls, die sich darin bekundet, doch fehlt den meisten derselben Leben und Phantasie. Alle seine Dichtungen zeugen von seiner ernsten, schwermüthigen Lebensanschauung und erinnern an den Engländer Young, dessen „Nachtgedanken" das besondere Vorbild Creuzens waren.

Christian Fürchtegott Gellert, Gottlieb Wilhelm Rabener, Johann Elias Schlegel, Johann Adolph Schlegel, Abraham Gotthelf Kästner, Andreas Cramer, Johann Arnold Ebert, Nikolaus Dietrich Gisecke, Friedrich Wilhelm Zachariä, Johann Friedrich Freiherr von Cronegk.

Christian Fürchtegott Gellert, geboren den 4. Juni 1715 zu Hainichen im Erzgebirge, war der fünfte Sohn des dortigen Predigers, der bei einem dürftigen Einkommen dreizehn Kinder zu ernähren hatte. Aus diesem Grunde mußte Christian schon früh, als er noch die Schule seines Geburtsortes besuchte, auf sein eignes Fortkommen denken, und er beschäftigte sich deßhalb, trotz seiner Kränklichkeit, die ihn von seiner Geburt an bis zu seinem Tode nicht verließ, schon im elften Jahre mit Abschreiben von Dokumenten, gerichtlichen Akten und dergleichen. Eben so früh äußerte sich auch seine Liebe zur Dichtkunst, und sein erster dichterischer Versuch, den er in seinem dreizehnten Jahre machte, war ein Gedicht auf den Geburtstag seines

Vaters, welches in seiner Art sehr originell muß gewesen sein, und leider nicht aufbewahrt wurde. Die Wohnung seines Vaters war sehr baufällig und mußte durch fünfzehn Stützen gehalten werden. Ebenso viele Kinder und Kindeskinder waren damals in der Gellert'schen Familie, und so nahm er in dem Gedicht darauf Bezug, und machte jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens, und jede Stütze wünschte ihm Glück. Diesem ersten Versuch folgten viele andere, die er aber alle selbst vernichtete. Im Jahr 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er durch seinen Fleiß und sein liebenswürdiges und bescheidenes Betragen sich die besondere Liebe seiner Lehrer und Mitschüler erwarb. Vor allen befreundete er sich mit Gärtner und Rabener, die zu gleicher Zeit dort waren. Nach fünf Jahren kehrte er mit den besten Zeugnissen versehen zurück, und bezog dann die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Auch wagte er es nach beendigten Studien in seiner Vaterstadt eine Probepredigt zu halten, welcher Versuch aber, da er zu blöde und schüchtern war, sehr unglücklich ablief, und er deßhalb den Entschluß faßte, die theologische Laufbahn aufzugeben, um so mehr, da seine zunehmende Kränklichkeit ihn doch oft bei den schweren Pflichten seines Berufes verhindert hätte.

Da die Mittel seines Vaters nicht ausreichten, ihn, nach seinem Wunsch, nochmals die Universität besuchen zu lassen, um seine Studien in der Philosophie, Geschichte und schönen Wissenschaften, die er vorher schon neben seinem theologischen Studium eifrig betrieben hatte, fortsetzen zu können, so übernahm er 1739 die Erziehung zweier jungen Edelleute in der Nähe Dresdens, und 1741 begleitete er den Sohn seiner Schwester, den er zur Universität vorbereitet hatte, nach Leipzig, um ihn bei seinen Studien zu überwachen, und zugleich seine eigenen wieder aufzunehmen, wobei er sich durch Privatunterricht seinen Unterhalt erwarb. Doppelten Genuß hatte er diesesmal von seinem Aufenthalt in Leipzig, da er seine Freunde Gärtner und Rabener dort fand, die mit den vorher schon genannten Dichtern die Herausgabe der Bremer Beiträge besorgten, an denen nun auch Gellert thätigen Antheil nahm, und eine Hauptstütze derselben wurde; da schon die ersten, von ihm aufgenommenen Gedichte: „Fabeln und Erzählungen" ihm den allgemeinsten Beifall erwarben. Später versuchte er sich auch in andern Gattungen der Poesie und Prosa, doch war er auf keinem Felde, weder im geistlichen Lied, noch im Roman und Lustspiel so glücklich wie in den Fabeln und Erzählungen, deren er noch einige Sammlungen herausgab. Eben so großen Beifall wie er als Dichter fand, wurde ihm auch als Privatdocent zu Theil, als welcher er 1744 in Leipzig Vorlesungen eröffnet hatte. So groß war der Beifall, den er sich als solcher erwarb, daß er 1751, ohne sich jemals um ein Amt beworben zu haben, als außerordentlicher Professor in Leipzig angestellt wurde. Die Beförderung zum ordentlichen Professor schlug er 1761 aus Bescheidenheit aus, da er, wie er damals schrieb, es nicht wagte, ein solches Amt zu übernehmen, aus Furcht, seine Kränklichkeit möchte ihn verhindern, die Pflichten des Amtes stets gewissenhaft zu erfüllen. Nachdem er überall, wo er seine Thätigkeit

hinwandte, segensreich gewirkt hatte, endete der Tod sein durch anhaltende Kränklichkeit vielfach getrübtes Leben den 13. December 1769 zu Leipzig.

Noch jetzt, nach hundert Jahren ist es keine so ganz leichte Aufgabe, ein gerechtes Urtheil über Gellert zu fällen, trotzdem es scheinen könnte, daß, nach einer so langen Zeit, die Verdienste und Fehler eines Einzelnen leicht festgestellt werden könnten. Man fürchtet gegen Gellerts edle menschliche Eigenschaften, besonders gegen seine kindliche Frömmigkeit, reinste Moralität und gütige, milde Gesinnung zu fehlen, wenn man seinen Dichtungen dasjenige Lob nicht ertheilt, was sie seiner Zeit erhielten, und doch müssen dieselben nothwendig jetzt, wo die Dichtungen Klopstocks, Lessings, Schillers und Göthes den Geschmack geläutert haben, eine ganz andere Beurtheilung erfahren, als damals, wo man nur an wässrig langweilige oder leichtsinnig frivole Dichtungen gewöhnt war. Es ist zwar dies derselbe Fall mit allen Dichtungen des vorliegenden Zeitraums; auch verdienen die meisten Dichter eine gleiche Verehrung ihrer menschlichen Eigenschaften wegen, doch ist Gellert einer der hervorragendsten unter ihnen, und derjenige, der unter Vornehm und Gering seiner Zeit die meiste Anerkennung fand. Er erzählt selbst darüber in Briefen an seine Freunde, daß ihm einst ein Bauer eine Fuhre Holz brachte mit der Bemerkung aus Dankbarkeit für seine schönen Gedichte, und daß ein anderes Mal ihm die Köchin in einer Posthalterei bei seiner Durchreise zu Füßen gefallen wäre, als sie hörte, daß er der Verfasser der Dichtungen sei, die ihr so viele Freude bereiteten, und Gellert setzt in seiner Liebenswürdigkeit hinzu, daß die Anerkennung dieser Dienerin ihn mehr gefreut habe, als diejenige einer Prinzessin, die ihn eben zur selben Zeit mit Lob wegen seiner Gedichte überhäufte.

Doch, trotz aller dieser Anerkennung, enthält keine von Gellerts Dichtungen, weder die Fabeln und Erzählungen, noch seine geistlichen Lieder, noch weniger seine Lustspiele und der Roman: „Die schwedische Gräfin", ächte Poesie. Die Fabeln und Erzählungen, die mit leichter, gefälliger Art vorgetragen sind, waren für jene vorbereitende Zeit von sehr günstigem Einfluß auf die deutsche Poesie, und werden noch heute für alle die von großem Nutzen sein, die zum richtigen Verständniß der wahren Poesie sich heranbilden wollen. Seine geistlichen Lieder, die eigentlich mehr moralische Betrachtungen sind, haben nicht denselben Werth wie die Fabeln, und werden, trotz ihrer weinerlichen Sentimentalität, doch ansprechend durch die fromme Gesinnung. Seine Lustspiele, die jetzt kaum mehr gekannt, und ohne poetischen Werth sind, verdienen nur deßhalb Erwähnung, weil dadurch das sogenannte rührende Lustspiel auf der deutschen Bühne eingeführt wurde, welches eine Zeit lang beinahe ausschließlich die Bühne beherrschte. Es soll, wie Gellert sich in der Vorrede zu seinen Lustspielen ausdrückt: mitleidige Thränen erwecken, und schon aus diesem Ausdruck geht hervor, daß diese Richtung der dramatischen Poesie eine verfehlte war. Sein Roman: „Die schwedische Gräfin", ist in jeder Beziehung als mißlungen zu betrachten; seine moralischen Vorlesungen und freundschaftlichen Briefe, die in seinen

gesammelten Werken mit aufgenommen sind, werden durch die wahrhaft fromme Gesinnung ansprechend. Der Styl ist fließend, wenn auch etwas breit und weitschweifig.

Aus Gellerts: Fabeln und Erzählungen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der, minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einem Kenner einst den Mars im Bilde seh'n
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit weniger Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein,
O rief er, bei dem ersten Blicke:
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke,
Ach welcher Fuß; o wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt;
Mars lebt durchaus in diesem Bilde
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht."

Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er: „bin ich überführet,
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein schlimmes Zeichen;
Doch, wenn sie gar des Narren Lob erhält;
So ist es Zeit sie auszustreichen.

Der Wucherer.

Ein Wucherer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwor es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen
Und auch vielleicht aus heiligem Vertrauen,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme bauen.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stand und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.

Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein,
Doch sollen alle, die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht, so ist es viel zu klein.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.

Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Petz ist wieder da."
Der Bär erzählte d'rauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er geseh'n, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein anstatt, wie er, zu geh'n,
So konnten sie kaum aufrecht steh'n,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer seh'n;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort," schrieen alle, „fort mit dir!"
„Du Narr, willst klüger sein, als wir?"
Man zwang den Petz davon zu laufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend seh'n zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War, eben wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang d'rauf herab und sprach mit Lachen:
„Ich will's dem Viehe leichter machen."

D'rauf ward der Wagen fortgerückt.
„Ei," rief das Heupferd ganz entzückt,
„Du, Fuhrmann wirst an mich gedenken;
Fahr' fort! den Dank will ich dir schenken."

Geistliche Lieder.

Bitte.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du schenkst uns stets Barmherzigkeit
Und eilst uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Fleh'n, hör' auf mein Wort,
Denn ich will zu dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden,
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gib mir nur Weisheit und Verstand,
Dich Gott, und den, den du gesandt
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren,
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm, vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben,
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Der thätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält und spricht:
„Ich kenne Gott," der trüget,
In solchen ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort glaubt und hält,
Der ist von Gott, nicht von der Welt.

Durch Jesum rein von Missethat
Sind wir nun Gottes Kinder;
Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rath der Sünder;
Folgt Christi Beispiel als ein Christ,
Und reinigt sich, wie er rein ist.

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein' Erkenntniß steigt,
Je mehr wird diese steigen.
Der Glaub' erleuchtet nicht allein,
Er stärkt das Herz und macht es rein.

Alsdann bin ich Gott angenehm,
Wenn ich Gehorsam übe,
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich Gottes Liebe;
Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.

Der bleibt in Gott und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet;
Die Lieb' ist die die Cherubim
Gott zu gehorchen treibet.
Gott ist die Lieb', an seinem Heil
Hat ohne Liebe niemand Theil.

Anfang der 20. moralischen Vorlesung.

Von der Demuth.

Wenn es möglich wäre, daß unser Herz alle guten Eigenschaften besäße, die Demuth ausgenommen, so würde es ohne diese Tugend kein wahres Verdienst und einen steten Mangel der Beruhigung haben, so groß ist ihr Werth, und so unentbehrlich diese Tugend für den Menschen. Ohne die Demuth ist keine Wahrheit in unserm Herzen, denn diese Tugend gründet sich auf eine richtige Erkenntniß unserer selbst, anderer Menschen und der unendlichen Quelle der Vollkommenheit, aus der unser Dasein geflossen ist, und seine stete Nahrung alle Augenblicke empfängt. Die Demuth wird zuerst dem Stolze, ihrem größten Feinde, entgegengesetzt, der sie niederträchtig und eine Feindin der Ehrliebe schilt; sie mit Spöttereien verhöhnt, und in der That doch an andern begehrt, oft ohne es selbst zu merken. Denn so sehr der Stolze sich in seinem eignen Hochmuth gefällt, so haßt er ihn doch an Andern; und alles des Spottes ohnerachtet, den er auf Demuth und Bescheidenheit wirft, wird er doch den Bescheidenen lieben und sich in seinem Umgang wohlbefinden. Ein sicherer Beweis, daß die Demuth etwas Vortreffliches sein müsse, da sie von ihrem eignen Feinde gesucht wird, und daß der Stolz etwas Unnatürliches sein müsse, wenn selbst sein Beschützer nichts

weniger an Andern als ihn ertragen kann. Eben diese Anmerkung enthält zugleich die Ursache, warum die meisten Menschen stolz und die wenigsten demüthig sind. Man schmeichelt sich, weil man fühlet, daß man die Demuth an Andern liebet, als besäße man diese Tugend, und weil man den Stolz an Andern hasset, als haßte man ihn auch an sich selber. Man kann es seiner eignen Empfindung nach nicht läugnen, daß die Demuth die Seele aller Tugenden ist; man wünscht sie zu besitzen, und opfert ihr, statt des Herzens, nur den Beifall des Verstandes. Man kann es nicht leugnen, daß der Stolz eine phantastische Neigung ist, man eifert wider ihn an Andern, hält seine äußerlichen Ausbrüche in Worten und Geberden klüglich in seiner Aufführung zurück, und meint, daß man ihn besiegt habe. Aber, was ist die Demuth, diese so liebenswürdige Tugend? Vielleicht das Gefühl seiner eignen Schwäche? Vielleicht das geringe Urtheil von seinen eignen Verdiensten und Vorzügen? Vielleicht die aufrichtige Hochschätzung der Gaben, die wir an Andern erblicken? Wenn sie nichts mehr ist, so kann sie ein Werk des Temperaments, oder ein verkleideter Stolz, oder höchstens nur eine Frucht des Verstandes, aber nicht die Seele des guten Herzens sein. Man kann seinen geringen Werth fühlen, weil man zu träge ist, sich Verdienste zu erwerben. Dieses ist Niederträchtigkeit und nicht Demuth. Man kann von seinen Gaben gering, und von den Eigenschaften der Andern rühmlich urtheilen, weil man weder jene noch diese recht kennt. Dieses ist Irrthum und keine Demuth. Man kann richtig von seinen Verdiensten und Mängeln urtheilen, sich keinen Werth beilegen, den man nicht besitzt, seine Fehler und Gebrechen gestehen und verbessern, und doch zugleich stolz auf seine guten Eigenschaften sein. Man kann sich mit Andern richtig vergleichen, ihre Gaben und Vorzüge gegen die unsrigen genau abwägen, erkennen und gestehen, worin sie uns übertreffen, ihnen Hochachtung und Ehrerbietung bezeugen, und doch stolz im Herzen auf seinen Vorzug von einer andern Seite sein. Wir haben so verschiedene Gaben, und diese Gaben haben so viel verschiedene Stufen, daß wir dem Andern bald sein Vorrecht lassen, und doch seinem Verdienst ein anderes der unsrigen entgegensetzen, oder ihm seine höhere Stufe des Guten willig einräumen, und uns doch auf der unsrigen, nach unsern besondern Umständen, für eben so würdig halten können. Damon urtheilt richtig, daß Kleon einen tiefsinnigen Verstand hat, und ehret diesen Verstand an ihm; aber der Mann, so denkt Damon, hat doch deinen lebhaften Witz nicht; hier übertriffst du ihn, und die Welt bewundert deinen Witz. Damon hat Recht, dieses zu sagen; und er ist stolz auf seinen Witz, indem er demüthig gegen Kleons Verstand gesinnt ist. Damon kennt auch die Seite seines Witzes genau. Er weiß, daß Amynt eine lebhafte und feurige Einbildungskraft hat, die er hingegen nicht besitzt. Er läßt ihn Gerechtigkeit widerfahren, und ehrt sich nur wegen seines naiven und feinen Witzes noch mehr. Man kann seine Gaben, Vorzüge und Tugenden, die man richtig abgemessen hat, als Geschenke der Vorsehung betrachten, und doch stolz darauf sein. Niemand ist leicht so unsinnig, daß er sich für den

Urheber seiner Kräfte ansieht. Dorant gesteht es, daß die große Gabe seiner Beredtsamkeit ein Geschenk der Vorsehung sei; aber so denkt er bei sich, aber, weil dir Gott dieses vortreffliche Geschenk verliehen, und dem Andern nicht, bist du nicht eben darum besser? Hat Gott nicht vorausgesehen, daß du dieses herrliche Vermögen rühmlichst anwenden würdest? Schenkte er dir's nicht deßwegen? Er denkt es als ein göttliches Geschenk, und denkt zugleich all' den Fleiß, den er der Ausübung seiner Beredtsamkeit gewidmet, alle die Regeln, die er mühsam gefaßt, alle die Beispiele der Alten und Neuen, deren Geist er in den seinigen durch Lesen und Nachsinnen übergetragen, alle die Versuche, die er in so vielen Nachtwachen, mit so großer Aufopferung der Bequemlichkeit und der Freuden des Lebens gewagt, alle das Gute, was er durch seine Beredtsamkeit bis jetzt gestiftet, alle die Vortheile, die sie der Tugend und dem Geschmack noch in ganzen Jahrhunderten bringen wird. Er betet also in seiner Beredtsamkeit sein eigenes Geschöpf an; und indem er bekennt, daß er seine große Fähigkeit dem Schöpfer schuldig ist, bekennt er sich selber, daß er sie vor Andern verdient habe. Er ist nicht demüthig, er ist vielmehr vollkommen stolz.

Wir können endlich aus Uebereilung oder Fehler des Verstandes unrichtig von unsern guten Eigenschaften und den Tugenden der Andern urtheilen, und doch darum nicht stolz sein.

Diese Anmerkungen werden zureichen, uns die Natur der Demuth und ihre liebenswürdigen Eigenschaften zu erklären. Derjenige ist demüthig, der alle seine Gaben, sie mögen groß oder gering sein, als freiwillige und unverdiente Geschenke aus der Hand Gottes betrachtet, als solche sie anwendet und verbessert, und sich seiner eigenen Mängel und Fehler bewußt zu sein bestrebt.

Gottfried Wilhelm Rabener, geboren den 17. September 1714 in Wachau bei Leipzig, wo sein Vater Rittergutsbesitzer und Anwalt beim Leipziger Oberhofgericht war. Bis zum 14. Jahre wurde Rabener zu Hause von Privatlehrern unterrichtet, besuchte dann von 1728 die Fürstenschule zu Meißen, und lernte dort Gellert und Gärtner kennen, an die er sich auf's innigste anschloß. Als er 1734 die Universität Leipzig bezog, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, fand er die Meißner Freunde wieder, die nun ein gleiches Streben: zur Hebung deutscher Sprache und Poesie so viel wie möglich beizutragen, noch fester mit einander verband, wobei sie jedoch in keiner Weise ihr Fachstudium vernachlässigten. Rabener wurde 1741 zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt, doch blieb er nach wie vor ein eifriger Förderer deutscher Poesie, und arbeitete fleißig mit an der von Schwabe herausgegebenen Wochenschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", ebenso betheiligte er sich an den: „Bremer Beiträgen", und veröffentlichte in diesen beiden Zeitschriften die meisten seiner Satyren, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Nachdem er 1753 als Obersteuersekretair nach Dresden berufen ward, hatte er hier 1760 das Unglück, bei der Belagerung, sein Haus, nebst allen seinen Habseligkeiten und ungedruckten

Manuskripten durch Feuer zu verlieren, und so entblößt von allen Mitteln mußte er mit vielen Einwohnern Dresdens auf einige Zeit aus der Stadt flüchten. Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn der Kurfürst zum Steuerrath. Er starb als solcher in Dresden schmerzlos am Schlage den 22. März 1771, nachdem er einige Zeit vorher gekränkelt hatte.

Rabener verfaßte, außer einem scherzhaften Gedicht: „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind", nur Satyren in Prosa, aus denen allen seine redliche Gesinnung und das Bestreben hervorleuchtet, die Menschen von ihren Fehlern zu bessern. Doch vermißt man bei ihm den scharfen, schlagenden Witz, der den Nagel stets auf den Kopf zu treffen weiß, wodurch Liskov's Satyren sich so rühmlichst auszeichnen. Vor allem ist Rabener als Satyriker zu ängstlich, weshalb er meist nur die Gebrechen der mittlern Stände geißelt, und um jede Persönlichkeit sorgfältig zu vermeiden, ist er zu allgemein in seinen Schilderungen, dann ist er aber zu breit und weitschweifig im Erzählen, ein Fehler, den die meisten Schriften der damaligen Zeit an sich tragen. Doch entbehren, trotz der genannten Mängel, seine Satyren nicht ganz des Witzes und einige derselben sind als sehr treffend zu bezeichnen, besonders als Sittengemälde der damaligen Zeit, auch ist die Sprache rein und der Styl fließend. In der Form seiner Satyren zeigt er eine außerordentliche Mannichfaltigkeit, bald sind es Briefe, bald Abhandlungen, bald ein Testament, bald Wörterbücher und dergleichen mehr, in die er seine Satyren kleidet.

Seine freundschaftlichen Briefe, die nach seinem Tode von einem seiner Freunde gesammelt herausgegeben wurden, können in jeder Beziehung, sowohl was Form als Inhalt betrifft, als musterhaft bezeichnet werden.

Aus Rabeners: Versuch eines deutschen Wörterbuches.

Da einige Gelehrte unter uns so muthig sind und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen, so werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken sollte, und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht. Es wird daher unumgänglich nöthig sein, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter festzustellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser und mit völliger Zuverlässigkeit verstehen, und mancher, den man jetzt aus Mißbrauch einen gepriesenen Mäcenaten genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sei. Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu diesem Wörterbuch. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntniß von mir selbst thue. Bei denen, welche glauben, derjenige sei noch kein rechter Ge-

lehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne, bei diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sei drum! Kommt nur mein Wörterbuch zu Stande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsamen Creaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun. Von der Einrichtung dieses Wörterbuches habe ich nicht nöthig etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlich sehn können. Ich verlange darin etwas mehr als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig gewesen bin, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Grenzen eines Wörterbuches überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel in Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daß der Titel nur der Anmerkungen wegen dasteht und dennoch bleibt es Bayle Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's Beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beihülfe sobald als möglich zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgiltige Bewegung eines Theiles des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes, und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran. Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld mag so klug und geschickt sein als er will, kann sich nie tief genug bücken, denn er ist der Geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm Einer begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, der in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterliches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug

sein von den Complimenten, soweit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen. Die Formulare derselben beim Sprechen sind gewöhnlich: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen, und: machen sie dem Herrn wieder mein Compliment. Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtext nicht das Geringste bedeutet. Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte ohne alle Complimente, wir sind ja gute Freunde. Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauch übersetzen wollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viel Complimente zu machen". Unterthäniger Diener, ganz unterthäniger Diener, unterthänigster Diener, ich verharre Euer Hochedelgeboren gehorsamst ergebenster, ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion, ich werde Zeitlebens nicht ermangeln zu sein Deroselben ergebenster u. s. w. Dieses sind lauter Complimente und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts. Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabei eben so wenig als ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerott machen will, und zu Anfang der Messe unter seine Wechsel schreibt: leiste gute Zahlung und nehme Gott zur Hülfe.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein jeder nach seinem Gutbefinden und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört, allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger als vier Wochen danach. Ewig lieben ist noch vergänglicher und eigentlich nur eine poetische Figur. Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abend drei ewige Freundschaften überlebt habe. Einen ewigen Frieden schließen ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bei uns ein Waffenstillstand, und, mit einem Wort ein Friede, welcher nicht länger dauert als man seinen Vortheil dabei sieht.

Sich verewigen ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes Papier schreibt, und es dem Drucker übergibt. Die Schlüssel zur Ewigkeit also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleiernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen und auf weißes Papier gedruckt werden. Nach der Ewigkeit streben ist eine Krankheit, welche nicht sowohl dem Patienten selbst, als vielmehr Andern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute und verliert sich bei zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch

allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierin haben dergleichen Kranke sehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses sein, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräusches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte oder sähe, oder das Geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Wort, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht sein. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneiverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie, wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andere epidemische Krankheiten, zu gewissen Zeiten und oft wiederkommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man dem Patienten den rechten Daumen ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andere glauben', sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anderes als für einen heftigen Magenkrampf und der selige Herr Geheimrath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber im dritten Capitel seiner Abhandlung über gelehrte Seuchen.

Aus: Rabeners freundschaftlichen Briefen.

Rabener an den Kabinetssekretair Ferber in Warschau.

Dresden, den 12. August 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sei, da ich so lange Zeit seit meinem erlittenen Unglück an meinen liebsten Freund Ferber nicht geschrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich Alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir die Freundschaft meines Ferber übrig sei. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verlust eben damals in Gegenwart der Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundin ist; sie wird Ihnen von Hohenstein aus von meinem Schicksal etwas gemeldet haben. Erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole; unsere Briefe sind oft vergnügt und scherzhaft gewesen, dieser mag einmal ein trauriger sein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort, denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat er mich doch nicht eine Thräne gekostet und keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich, es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie; nur Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten

Gelassenheit mein Haus brennen sah, und nachher mit eben der Gelassenheit erfuhr, daß Alles verloren sei. Der 19. Juli war dieser schreckliche Tag. Schon am 14., da unsere Noth anging, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um fünf Uhr zerschmetterte eine Haubitz-Granate das Zimmer meines Bedienten und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer, ich ließ meine Sachen so gut als möglich zusammen packen, und theils in ein Gewölbe, theils in den Keller schaffen, weil es mir fest genug zu sein schien. Weil sich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Carcassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, vermuthlich in der Absicht, fünfhundert Centner Pulver, die fünfzig Schritt von meinem Hause unterm Wall lagen, in die Luft zu sprengen, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Dollingen; meinen Bedienten aber ließ ich mit seinem guten Willen zurück.

Neustadt ward vom 15. an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch's Dollingische Haus, aber wir waren doch daselbst mit Feuereinwerfen verschont. So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Zartheim mit ihrer Bedienung und ich waren die meiste Zeit bei Hamolon in seiner Stube, die sie kennen, und da schliefen wir auch, das war das Klügste, was wir thun konnten. Hinten im Hof in zwei gewölbten Stübchen steckte die ganze Dollingische Familie, und noch vierzig Personen alt und jung. Die Fensterladen waren mit Mist verschüttet, der obere schöne Saal mit Mist bedeckt, und eben so der ganze Hof mit Mist bestreut. Unter diesem Mist lagen alle die Personen; einige waren still und verdrießlich, einige beteten und man sah es ihnen am Maule an, wie sie mit Gott zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vielen Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannegießer, und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich um den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder über die Klinge springen lassen? Ich war für das Letzte, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich auf die Seite, zischelte mir in's Ohr, wir sollten Gott danken, um der lieben Religion willen schösse uns der König von Preußen todt und unsere Häuser in Grund. „Aber zum Teufel Madame, was haben denn meine Perrücken mit der Religion zu thun?“ Denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparat von Perrücken zerschmettert habe. „Lassen Sie es gut sein,“ antwortete sie mir, „es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür.“ Die verwünscht fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein Paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in Hamolons Stube mit Essen und Trinken und mich däucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechslungen und Unruhen brachten wir den 19. heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in

vollen Flammen; ich lief vorerst in das Gouvernementshaus; hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf, und sah diesem Greuel der Verwüstung zu; ich blieb einige Zeit dort; um fünf Uhr kam mein ehrlicher Bediente mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darin Alles verbrannt, der ganze unbeschädigte Keller aber von den zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sei; das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh, alle meine Meuble, Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher, Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt, Alles war verloren, von Sachen, die ich wohl auf dreitausend Reichsthaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Reichsthaler Werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine abgelebte Perrücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein Paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock, das war meine ganze Garderobe. Die witzigen Manuscripte, die nach meinem Tod sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Trost der Narren künftiger Zeit alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es sich beinahe nicht der Mühe, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hat mich bisher noch beruhigt, wenn ich an den Tod dachte, aber nun will ich noch immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr, aber manchmal dauern mich meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten; kurz, Ferber, ich bin so bettelarm wie ein Poet. Ein Glück für mich, daß ich meine Wechsel und Dokumente gerettet habe; an baarem Geld habe ich nicht viel über vierzig Reichsthaler verloren, aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretär, der ein Jahr im preußischen Depot und zwei Jahre unter der Vormundschaft der theuersten Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe; unsere Freunde, unsere Hülfsgenossen, unsere apostolisch-katholischen Erretter, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitag Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vor der Wuth der Flammen und der Feinde noch etwas hätte retten können, und man soll auch nicht einmal davon reden, das ist grausam. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt und unsere Freunde ein Drittel gestohlen haben, aber sagen Sie auch zum Ruhm unseres Commandanten, daß er die strengste Ordre gegeben, diesem Unwesen zu steuern; doch hat es nichts geholfen, denn einen Spitzbuben macht der Galgen nicht ehrlich.

Den Sonntag früh ward in der Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte; eine neue Angst. Um 8 Uhr ging ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thor hinaus. In einem Ueberzug von einem Kopfkissen stak mein ganzer Reichthum. Wir wanderten in der grausamsten Hitze durch den Sand bis auf Saarens Weinberg, das that ich in Gesellschaft der Dollingischen Familie, welche wie die Salzburger

emigrirten. Es schlug 12 Uhr und sie hatten noch nicht Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungerte und durstete, und ich, als ein Abgebrannter, sah wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maul heraus bringt. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen sei, das Volk in der Wüste zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht so sehr auf die göttliche Vorsehung verließe als sie. Ich ging, zum größten Aergerniß dieser gläubigen Seelen, welche Gott vertrauten und von ganzem Herzen hungerten und dursteten. Ich kam nach Loschwitz zu einem guten Freund, bei dem ich versorgt und ziemlich gut versorgt war; hier blieb ich bis Mittwoch früh, wo ich ein Pferd bekam und nach Hohenstein ritt. Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abenteuerlicher Ritt gesehen worden als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit fünfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaul der Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig fünf Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet anderthalb Ellen im Durchschnitt. Diesen Sekretär in ein Paar zerrissenen Schuhen, schwarzseidenen Strümpfen, gestickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebenssatten Zeugrock, einer Haarbeutelperrücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt und nicht viel seit der preußischen Invasion gepudert war, hinter ihm einen Kornsack, in welchem der Rest seines Vermögens steckte, auf diesem Kornsack einen buntstreifigen Schlafrock, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte, zur Rechten ging mein Bedienter, so eine Schachtel mit Brod und braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gaules, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprach, und wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzug kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in Hohenstein, wo ich sehr wohl aufgenommen wurde; denn Sie müssen wissen, daß wir Steuersekretär's ein geschenktes Handwerk haben, weil wir in allen Städten einen Einnehmer finden. Mein Logis bekam ich im Städtchen, wo die Wirthin, eine bejahrte, dienstfertige Frau, war, voll des Ceremoniels, wie es unter Johann Georgs IV. Regierung mochte gebräuchlich gewesen sein. Der Wirth, ein feister Mann, mein alter Schulkamerad, und seine Tochter, ein frisches, rundes Mädchen, welches Hoffnung machte, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herumlaufen lassen. Hier wohnte ich, aber fast eine halbe Stunde vom Städtchen in einem Vorwerk wohnte der Steuereinnehmer, und so weit mußte ich allemal über die Berge klettern, wenn ich essen wollte. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzräthin mit ihrer Familie, und gar unvermuthet Ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt sei. Der Amtmann und seine Frau sorgten für

mich und unsere Bequemlichkeit; beide waren sehr dienstfertig und gastfrei; auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich und mit Hunden und Katzen sehr reichlich gesegnet.

Am zweiten August fuhr ich mit der Frau Schwester wieder zurück und bedauerte, daß unser Exilium nicht länger gewährt habe. Nun bin ich hier und wohne, zur sonderbaren Erbauung der Stadt, bei der Dohnerin, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumt und sich bis auf Michaelis nach Pforten begeben hat; alsdann kommt sie zurück, und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abenteuer; das Uebrige wünschte ich Ihnen mündlich zu erzählen, und wann? Bleiben Sie mein guter Freund; ich liebe Sie ewig und küsse Sie millionen Mal in Gedanken. Dero Herrn Papa empfehlen Sie mich gehorsamst, versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

Johann Elias Schlegel, geboren den 28. Januar 1718 in Meißen. Sein Vater, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, der dort Appellationsrath und Stiftssyndicus war, leitete die Erziehung seiner fünf talentvollen Söhne, von denen dieser der älteste war, selbst, mit Unterstützung eines Hauslehrers. Mit fünfzehn Jahren kam Elias auf die Landesschule Pforta, wo er vier Jahre blieb, und sich sowohl durch seine Kenntnisse, wie durch sein Betragen die allgemeinste Liebe und Achtung erwarb. Auch beschäftigte er sich dort schon mit der Dichtkunst und schrieb einige Tragödien: „Hekuba" und „Die Geschwister in Taurien", die er beide später umarbeitete und verbesserte, und die unter seinen gesammelten Werken mit zu den besten gehören. Ersteres nannte er später: „Die Trojanerinnen" und „die Geschwister in Taurien" erhielten den Titel: „Orest und Pylades", doch war dieses Stück schon, als Schlegel sich noch auf der Schule befand, unter seinem ersten Titel mit vielem Beifall in Leipzig auf dem Theater vorgestellt worden. 1739 bezog Schlegel die Universität Leipzig, um nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studieren, wo er Kästner und Gellert kennen lernte und sich auf's innigste mit ihnen befreundete, auch, von diesen angeregt, einzelne seiner poetischen Versuche in den „bremer Beiträgen" veröffentlichte. Nächst seinem Fachstudium und der Dichtkunst waren es hauptsächlich neuere Sprachen und Geschichte, mit denen er in seiner Universitätszeit sich am liebsten beschäftigte. Im Jahr 1742 wurde er Sekretär bei einem Verwandten, Geheimrath von Spener, der sächsischer Gesandte am dänischen Hof war, später begleitete er diesen nach Kopenhagen, wo er bis 1748 blieb und dann als außerordentlicher Professor der Geschichte an der neu gestifteten Ritterakademie zu Soroe angestellt wurde. Im selben Jahre verheirathete er sich mit Johanna Sophie Niordt; doch nicht lange erfreute er sich seines ehelichen Glückes, da er sich durch eine zu angestrengte Thätigkeit ein hitziges Fieber zugezogen hatte, dem er den 13. August 1749 erlag.

Schlegel war ein vielseitig gebildeter, gelehrter Mann und nicht ohne poetische Anlagen. Er schrieb Dramen und lyrische Gedichte, die beide zu den bessern Erzeugnissen der damaligen Zeit gehören; doch hatte er für das Drama am meisten Talent, sowie die größte Vorliebe. Seine Dramen, sowohl die Lustspiele wie die Tragödien, leiden an denselben, wenn auch gemilderten Fehlern, wie die Gottschedischen: an Langweiligkeit, da der Mangel an Handlung durch Reden und immer wieder Reden ersetzt werden soll. Doch sind sie Gottscheds eigenen Arbeiten bei weitem vorzuziehen, und wahrscheinlich würde sich Schlegel bei längerm Leben von Gottschedischem Einfluß losgemacht haben, was zu Anfang seiner dichterischen Laufbahn sehr schwer war, da Gottsched den größten Einfluß auf die deutsche Bühne hatte, und es ohne seine Vermittelung beinahe unmöglich war, ein Stück zur Aufführung zu bringen.

Ein vaterländisches Heldengedicht: „Heinrich der Löwe", ließ Schlegel unvollendet, weil er seine Kräfte dazu wohl nicht ausreichend fühlte.

Aus: Schlegels lyrischen Gedichten.

Die mühsame Weisheit.

Gleichsam als aus finstern Höhlen
Treten unsere jungen Seelen
Aus der Nacht hervor an's Licht.
Lichtscheu flieh'n wir, und das Wahre
Faßt im Anfang unserer Jahre
Unser zitternd Auge nicht.
Nicht erleuchtet, blos geblendet
Muß der Geist ihm oft sich nah'n,
Eh' sein Blick unabgewendet
Solchen Glanz ertragen kann.

Strahlen, die die Körper schicken,
Dringen schnell zu diesen Blicken,
Die des Leibes Lichter sind.
Doch der Geist muß fast veralten,
Eh' sein Auge die Gestalten
Wenig Dingen abgewinnt.
Zu der ächten Weisheit Ruhme
Schwingt sich leichtes Flattern nie,
Und zu ihrem Heiligthume
Steigt kein Fuß mit wenig Müh'.

Wenn sich nach durchwachten Nächten
Lorbeer'n um die Schläfe flechten,
Uns die Welt in Würden sieht;
Wenn der Berg vor uns verschwunden,
Und der Schweiß der bittern Stunden
Nun die heitere Stirne flieht:
Freudig schau'n wir dann zurücke,
Daß die Höh' erstiegen ist.
O, wie schwindelt hier dem Blicke,
Der des Thales Tief' ermißt.

Dann zeigt ebene, schöne Weiten,
Die sich fern vor uns verbreiten,
Weisheit uns zur neuen Bahn.
Lorbeer'n, die unsterblich grünen,
Beut sie, wenn wir froh ihr dienen,
In dem Lob der Nachwelt an.
Sage, Freund, nun auch nach diesen,
Da dich Würd' und Glanz erhebt:
Groß wird erst der Ruhm gepriesen,
Der die Enkel überlebt.

Gleichnisse auf die Liebe.

I.

Meine Liebe gleicht der Schwalbe,
Die zwar ihre Wohnung flieht,
Aber immer wiederkehret,
Und von neuem ungestöret
Ihr gewohntes Nest bezieht.

II.

Meine Liebe gleicht der Bäume
Unbeständig grünem Haupt;
Hat der Frost es gleich entblößet,
Wenn der Mai das Eis zerflößet,
Steht es wiederum belaubt.

III.

Meine Liebe gleicht dem Schatten,
Der sich auf den Boden malt,
Mit des Lichtes Scheine schwindet,
Mit dem Licht sich wieder findet,
Wenn sein Glanz von neuem strahlt.

IV.

Bald verliebt, bald frei von Ketten,
Dieser bald, bald der verpflicht't,
Bald voll Scherz und bald voll Klagen,
Weiß mein Herz es nicht zu sagen,
Ob es liebet oder nicht.

Lied auf eine schöne Melodie.

I.

Denken, und stets vergnügt
Nehmen, was mit uns der Himmel verfügt;
Ferne von Pein
Und sorglos zu sein:
Dies Geschick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet, sein Liebling zu sein.

II.

Leben, und in der Zeit
Alles genießen, was weislich erfreut,
Ein offenes Herz
Zu Freuden und Scherz:
Dies Geschick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet, sein Liebling zu sein.

III.

Lieben, und ohne Reu,
Niemals empfinden wie schwer Schuld sei,
Ohn' Ueberdruß
Beglückter Genuß:
Dies Geschick
Gönnt das Glück
Dem allein,
Welcher verdienet, sein Liebling zu sein.

Johann Adolf Schlegel, jüngerer Bruder des vorigen, und Vater der berühmten Brüder: August Wilhelm und Friedrich Schlegel, war den 18. September 1721 zu Meißen geboren. Er genoß hier von seinem Vater und einem Hauslehrer Unterricht wie sein Bruder, bis er im vierzehnten Jahre diesem nach Schulpforta, wie später nach Leipzig folgte, wo er Theologie studierte. Durch die liebevolle Theilnahme seines ältern Bruders wurde Adolph wesentlich in allen Wissenschaften gefördert; von diesem auch in seine freundschaftlichen Kreise eingeführt und dadurch Mitarbeiter an den schon genannten Zeitschriften. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, wurde er eine Zeit lang Hauslehrer, und lebte dann von 1748 bis 1750 bei seinem Freund Cramer, der Pfarrer in Crellwitz war. Mit diesem gemeinschaftlich beschäftigte er sich fast ausschließlich mit literarischen Arbeiten bis er 1751 zum Lehrer und Diakonus an der Schulpforta ernannt und 1754 nach Zerbst als Oberpfarrer und Professor der Theologie am dortigen Gymnasium berufen wurde. Hier erwarb er sich durch sein außerordentliches Rednertalent so große Berühmtheit, daß er 1759 den Ruf als Pastor an die Marktkirche zu Hannover bekam, wo er, trotz seiner großen amtlichen Thätigkeit, doch noch Zeit zum Dichten fand. Besonders waren es geistliche Lieder, denen er sein dichterisches Talent mit Vorliebe zuwandte. Auch ältere Kirchenlieder bearbeitete er in der Weise, daß sie zum Gebrauch beim Gottesdienst in die neuern Gesangbücher aufgenommen werden konnten. Im Jahr 1775 wurde Schlegel zum Hofprediger, Consistorialrath und Superintendent befördert. Als solcher starb er den 16. September 1793 zu Hannover.

Schlegels eigene geistliche Lieder, sowie seine Bearbeitungen älterer sind unter seinen Dichtungen die besten. Sie zeichnen sich nicht nur durch fromme Gesinnung, sondern auch durch edlen Ausdruck, reine Sprache und fließenden Vers aus. Seine weltlichen Lieder und die Fabeln und Erzählungen sind

weniger gelungen. Außer den genannten poetischen Arbeiten besitzen wir von Schlegel auch die Uebersetzung des französischen Werkes von Batteux über die schönen Künste, dem er selbst mehrere Aufsätze über denselben Gegenstand beifügte, die von seinem gebildeten Geschmack und sichern Urtheil zeugen, und die nicht ohne Einfluß für die Verbesserung der deutschen Poesie blieben.

Lied von Johann Adolph Schlegel.

Vertrauen auf Gott.

I.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Und der ist ja allmächtig.
Den Arm, der alles Fleisch erhält,
Was macht dir den verdächtig?
Wenn Meeresfluth,
Schwert, Feuersgluth
Uns schon ereilet hätten,
Da kann er doch noch retten.

II.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Und der ist der Allweise.
Stets dient der Weg, der ihm gefällt,
Zum Heil dir, ihm zum Preise.
Aus Finsterniß
Führt er gewiß,
Und aus der Nacht der Leiden
In's hellste Licht der Freuden.

III.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Ist stets allgegenwärtig;
Wenn sich dein Herz verlassen hält,
Dir nah', zu helfen fertig.
Sein Odem nur
Trägt die Natur;
Trägt, wo auch jeder walle,
Doch allenthalben alle.

IV.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Und der ist ein Erbarmer.
Dir sagt's ein theu'res Lösegeld,
Auch Sündern ein Erbarmer.
Auf! fasse Muth!
Des Sohnes Blut
Sagt's dir bei jedem Harme,
Wie gern er sich erbarme.

V.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Und er ist auch geduldig.
Zwar, wenn er in's Gericht uns stellt,
Sind selber Fromme schuldig.
Doch sein Gericht
Trifft Fromme nicht;
D'rum sei gewiß, er schone
Auch dein in seinem Sohne.

VI.

Nun, Gott, da du die Welt regierst,
Wie dürft' ich ängstlich zagen?
Ein Leid, in welches du mich führst,
Soll nie mich niederschlagen.
Ich hoff' auf dich,
Du lässest mich
Bald deine Hülfe schauen,
Dir, dir will ich vertrauen.

Abraham Gotthelf Kästner, geboren den 27. September 1719 zu Leipzig; er erhielt von seinem Vater, der Professor der Rechte an der dortigen Universität war, eine so sorgfältige Erziehung, daß er bei seinen trefflichen Anlagen und seinem frühreifen Geiste schon im zehnten Jahre den juristischen Vorlesungen seines Vaters mit Nutzen beiwohnen und im zwölften als Student immatrikulirt werden konnte. Nächst der Rechtswissenschaft studierte er mit Vorliebe Philosophie und Mathematik; auch für die Dichtkunst zeigte er Begabung und besuchte deßhalb auch fleißig die Vorlesungen Gottscheds über die Dichtkunst und Beredtsamkeit, nahm auch bald darauf thätigen Antheil an der Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes". In seinem vierzehnten Jahre wurde er Notar, im siebzehnten Magister, und im zwanzigsten begann er Vorlesungen über Philosophie und Mathematik zu

halten, durch welche er sich solchen Beifall erwarb, daß er schon 1746 zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt wurde und 1756 einem Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik folgte. Im selben Jahre verheirathete er sich mit Rosine Baumann aus Göttingen, mit der er nur zwei Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, da sie schon 1758 starb. Nachdem er an der Göttinger Universität 44 Jahre erfolgreich gewirkt hatte und, trotz seinem Hang zum Spott, der ihn oft mit Vorgesetzten und Collegen in unangenehme Verwickelungen brachte, allgemein geehrt war, starb er in Göttingen den 20. Juni 1800.

Kästner, der als Gelehrter eine bedeutende Stelle einnimmt, war keineswegs ein Dichter in der hohen Bedeutung des Wortes, da die Phantasie, das Haupterforderniß eines solchen, bei ihm ganz vom Verstande beherrscht wurde, daher auch seine Gedichte, Lehrgedichte wie Fabeln, trocken und ohne Schwung sind. Einen nicht geringen Rang dagegen nehmen seine Epigramme ein, die sich durch Schärfe und treffenden Witz auszeichnen, zu jener Zeit ungemeinen Beifall fanden und als Epigramme noch jetzt volle Beachtung verdienen. Doch gelingen ihm nicht nur witzige Epigramme sehr gut, sondern auch der mehr gemüthliche Sinnspruch oder Sittenspruch, den zwar freilich Lessing in seiner Abhandlung über das Epigramm nicht zu der eigentlichen Gattung des Epigramms rechnet.

Aus: Kästners Epigrammen.

Auf jagende Studenten.

Klatscht, Bursche, klatscht, laßt schwere Peitschen schallen,
Laßt Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen!
Der Fremdling sieht es mit Erstaunen an
Und denkt, daß jeder noch ein Schweinhirt werden kann.

Auf einen Trauerspieldichter.

Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen;
Das Mitleid mit dem Stück, und Furcht vor mehr dergleichen.

Leibnitz.

Von mir ward Leibnitz dir gegeben,
Warf Sachsen einst Hannover vor;
Dir, sprach Cheruskien, hieß ihn ein Zufall leben,
Mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkor.
Das Glück gab dir ihn erst, du ließest ihn dir nehmen;
Ist das zum Prahlen Grund? Ist's einer, sich zu schämen?

Die Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren;
Was gibt die Weisheit denn? den Geist, dies zu entbehren.

An einen Virtuosen.

Daß er durch mächtigen Gesang
Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang,
Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen;
Doch du thust mehr, du machst die Damen schweigen.

Die poetische Krönung.

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,"
Sprach Hermann, „Schönaich darf es wagen,
Und singt ein schläfrig Lied von mir."
„Sei ruhig," hat Apoll gesprochen,
„Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür."

Dichterhöhe.

Aus Reimern, deren Schwung die Erde nie verlor,
Stieg Haller einst mit Adlerflug empor;
Daß nun hoch über ihm viel junge Dichter schweben,
Macht, weil die Bälle sich durch spreitzend Gas erheben.

Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heirathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern,
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern.

Der Autor der Pucelle.

Den Legionen in der Hölle
Las Beelzebub Voltaire's Pucelle,
Und jeder Teufel war ganz Ohr.
„Ihr schmeichelt keinem Adamssohne,"
Sprach Lucifer vom Flammenthrone,
„Er schrieb nur, ich sagt' es ihm vor."

Der Maler.

Auch ich mal' oft, und nehme nichts dafür,
Und der, den ich gemalt, zürnt noch dazu mit mir;
Ich gebe ganz getreu die Züge der Natur,
Weswegen ist der Mann denn selbst Carricatur?

Als eines Dichters Manuskripte von Mäusen gefressen wurden.

Der Mäuse Durst löscht ja kein Wein,
So müssen wohl die Verse Wasser sein.

Auf eine Degenklinge.

Entblöße mich nicht eh', bis Pflicht und Ehre zwingen,
Dann sollst du ohne Blut mich nicht zurücke bringen.

Eine Gesundheit an Rabener.

Prophetisch trank zu Hallers Ehren
Einst Vater Opitz Nüßlern zu;
Dem Spötter soll dies Glas gehören,
Der größer wird, als ich und du!

Freiheitserklärung.

Frei seid nun! und Brüder, reich beglückt!
Sie sind gestürzt, die euch bisher gedrückt;
Was sie von euch so lange Zeit genommen,
Das müssen wir und noch viel mehr bekommen;
Was eu're Städte sonst geziert,
Wird uns'rer Hauptstadt zugeführt;
Auch werdet ihr uns, die wir euch befrei'n,
Aus Dankbarkeit gehorsam sein.

Grabschrift auf sich selbst.

Von Müh' und Arbeit voll kam mehr als hoch mein Leben;
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht,
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.

Johann Andreas Cramer, geboren den 29. Januar 1723 zu Jöhstädt im Erzgebirge. Sein Vater, Prediger dieses Bergfleckens, bereitete den Sohn selbst vor, bis er ihn auf die Fürstenschule nach Grimma brachte, von wo Cramer 1742 die Universität Leipzig bezog, um Theologie zu studieren. Ganz auf sich selbst angewiesen, da sein Vater bald darauf starb und die Familie unbemittelt war, mußte er für sein Fortkommen sorgen, und that dies als Corrector in einer Buchdruckerei; später erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Uebersetzen und durch Privatunterricht, wobei er mit angestrengtester Thätigkeit seinem Studium oblag, und seine übrige Zeit noch der Dichtkunst, wozu er schon früh Talent zeigte, widmete. Die Dichtungen, die er zu den „Bremer Beiträgen" lieferte, trugen nicht wenig durch ihre Tüchtigkeit zu deren Hebung bei. 1745 wurde Cramer Magister und fing an Vorlesungen zu halten, 1748 ward er zum Prediger in Crellwitz bei Halle ernannt, wo er, zum Theil in Verbindung mit J. A. Schlegel, Bossuets Weltgeschichte und mehrere andere Werke übersetzte. Hier, sowie später als Hofprediger in Quedlinburg und darauf als Hofprediger in Kopenhagen, erwarb er sich durch sein ausgezeichnetes Rednertalent den ungetheiltesten Beifall und die allgemeinste Liebe und Achtung.

Auch als Schriftsteller war er noch thätig, er gab eine poetische Uebersetzung der Psalmen und mehrere Sammlungen Gedichte und Predigten heraus. Die dänische Revolution machte jedoch auch seine Stellung unangenehm, ja unhaltbar, weßhalb er 1771 den Ruf als Superintendent in Lübeck annahm. Doch schon 1774 gewann man ihn wieder für Dänemark. Er wurde zum Prokanzler und ersten Professor der Theologie an der Universität Kiel ernannt, in welcher Eigenschaft er sich vielfache Verdienste um die ihm anvertraute Anstalt erwarb. Er starb daselbst, von Allen tief betrauert, den 12. Juni 1788 an der Wassersucht.

Cramer gehörte zu den bedeutendsten Gelehrten und größten Kanzelrednern der damaligen Zeit. Auch als Dichter war er begabter, als die meisten seiner Leipziger Freunde. Seine Uebersetzung der Psalmen erregte bei ihrem Erscheinen die allgemeinste Bewunderung, weil er, wie Keiner vor ihm, den poetischen Ausdruck und den Sinn derselben wiedergegeben hatte. Seine eignen geistlichen Lieder erreichen die Psalmen nicht und sind in poetischem Werthe sehr verschieden während die einen die Sprache des Herzens wirklich athmen und deßhalb auch bei dem Leser dieselben Gefühle erregen, lassen die andern kalt, da sie mehr prunkende Worte als wirkliche Begeisterung enthalten. Die meisten seiner Gedichte sind Oden und Hymnen, in welchen beiden Formen Cramer sehr gewandt war; nur gilt von beiden auch und in noch höherm Grade, was an den Liedern zu tadeln ist. Für

die besten seiner Oden werden allgemein die auf Luther und Melanchthon gehalten, doch sind auch diese beiden nicht frei von dem gerügten Fehler und zu sehr specifisch protestantisch, weßhalb hier keine aufgenommen wurde. Cramers prosaische Schriften, meist moralischen Inhalts, haben viel Aehnlichkeit mit Gellerts Prosa.

Johann Arnold Ebert, geboren den 8. Februar 1723 zu Hamburg, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, und erweckte durch seine guten Anlagen nicht nur die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, sondern auch die des Dichters Hagedorn, der großen Einfluß auf seine Entwickelung hatte, und namentlich ihn auf die englische Literatur aufmerksam machte, um deren Verbreitung in Deutschland sich Ebert später durch verschiedene Uebersetzungen verdient machte. In den Jahren 1743 bis 1748 war er in Leipzig, Anfangs um Theologie zu studieren, von welchem Vorsatz er aber zurückkam, als man ihn wegen eines Hochzeitsgedichtes: „Das Vergnügen", verketzerte, welches von der Geistlichkeit als ungeziemend für einen Gottesgelehrten angesehen wurde. Von der Zeit an legte er sich mehr auf die humanistischen Studien, fand in den Herausgebern der „Bremer Beiträge" Freunde und Förderer und arbeitete auch für diese Beiträge. 1748 wurde er durch Vermittlung des Abtes Jerusalem als Hofmeister an der Pensionsanstalt des Collegium Carolinum in Braunschweig angestellt und bald darauf zum Lehrer der englischen Sprache an demselben ernannt. Da sein vortrefflicher Unterricht bald den größten Beifall erhielt, wurde er 1753 zum ordentlichen Professor und später zum Canonicus und Hofrath befördert. Er erfreute sich dort einer sehr angenehmen Stellung, da er nicht allein die Gunst des Herzogs besaß, den er in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Braunschweig im Englischen unterrichtet hatte, sondern noch mehr dadurch, daß die meisten seiner Jugendfreunde: Gärtner, Giseke, Zachariä und Schmidt, nach und nach auch nach Braunschweig gezogen wurden. Sein Glück wurde noch erhöht, als er sich im Jahr 1773 mit der Tochter des Kammerraths Gräfe verheirathete. Seine erste Braut hatte er früher durch den Tod verloren. Er starb den 19. März 1795 in Braunschweig.

Ebert wurde hauptsächlich als Vertreter der englischen Literatur auf die deutsche einflußreich. Er wies auf die Engländer hin, wie vor ihm schon Bodmer, als diejenigen, nach denen sich die Deutschen richten sollten. Er selbst übersetzte aus dem Englischen Glovers „Leonidas" und Youngs „Nachtgedanken", die lange Zeit auf die Stimmung des literarischen Publikums von großem Einfluß waren. Auch als Uebersetzer griechischer Skolien machte er sich rühmlichst bekannt. Skolien hießen bei den Griechen die Lieder und Gesänge, welche bei Gastmahlen und Gelagen von den Gästen selbst angestimmt wurden. Die meisten derselben waren wohl improvisirt, es gab aber auch welche, die Gemeingut des ganzen Volkes waren, wie z. B. in der deutschen Poesie die allgemein bekannten Tischlieder und Leberreime, und diese waren es wohl, die Ebert übersetzte. Das griechische Wort Skolien heißt ursprünglich so viel als krumm oder schief, und sollen diese Art Lieder daher

ihren Namen haben, daß man beim Singen solcher Lieder keine bestimmte Ordnung einhielt, also nicht die Gäste der Reihe nach sangen, sondern wer wollte, sang, auch außer der Reihe. Eberts eigene Gedichte: Trink- und Gesellschaftslieder, poetische Episteln und einige Fabeln sind, wenn auch nicht von großem poetischen Werth, doch in leichter, fließender Sprache abgefaßt und lesen sich recht angenehm.

Aus: Eberts Liedern.

Weinlied.

I.

Urquell aller frohen Lieder,
Schutzgott aller frohen Brüder,
Freudengeber: Wein;
Ja, du sollst von keinen Zungen
Unberühmt und unbesungen
Je genossen sein.

II.

König irdischer Getränke,
Bestes der Naturgeschenke
Für des Lebens Ruh'!
Denn was lehrt uns tausend Plagen
Leichter und gelass'ner tragen?
Lebensbalsam, du.

III.

Furcht und Gram und Grillen fliehen,
Freud' und Muth und Hoffnung ziehen
Wieder in die Brust.
Froh sieht man den Becher blinken,
Glaubet nur den Wein zu trinken
Und trinkt lauter Lust.

IV.

Auszug aller edlen Säfte,
Du erhöhst auch Geisteskräfte
Dem, der dich geneußt.
Welch ein Geist muß in dir brennen,
Ja, du selbst mußt denken können;
Wein, du bist ein Geist.

V.

Doch genug! zu lange Lieder
Hassest du, und euch, ihr Brüder
Dürstet, wie mich dünkt.
So wird er zu schwach erhoben,
Kräftiger kann der ihn loben,
Der ihn dankbar trinkt.

VI.

Doch gedenkt des Spruches immer:
Nie zu viel! Entweiht ihn nimmer
Durch Unmäßigkeit.
Wer ihn ehrt, den soll er laben,
Der soll keinen Tropfen haben,
Der ihn frech entweiht.

Aus den Uebersetzungen griechischer Skolien.

Reichthum, du bringst alles Weh';
Nicht die Erde, nicht die See
Trage deiner Thronen!
Geh' zum schwarzen Höllenfluß;
Geh' zum finstern Tartarus,
Da nur mußt du wohnen.
Gesundheit! vor allen den Gaben,
Die Sterbliche wünschen und haben,
Nimmst du mit Recht den Vorrang ein.
Nach dir soll die Schönheit sich setzen,
Euch, redlich erworbenen Schätzen,
Will ich die dritte Stelle weih'n.
Was bleibt für die vierte zurücke?
Ich weiß schon, die geb' ich dem Glücke,
Bei jungen Freunden jung zu sein.

Erwiederung auf die vorige.

Dieser, wie er auch nun heiße, welcher dieses Lied erfand,
Hat mit Recht die erste Stelle der Gesundheit zuerkannt.
Aber, Schönheit, dir die and're, Reichthum, dir die dritte weih'n,
Wahrlich eine solche Theilung scheint mir ungereimt zu sein.
Nein, den Platz nach der Gesundheit, Güter, den verdienet ihr,
Eine Schönheit, welche hungert, ist ein lächerliches Thier.

Nikolas Dietrich Giseke, geboren den 2. April 1724 zu Günz in Niederungarn, verlor seinen Vater, der dort lutherischer Pfarrer war, schon wenige Tage nach seiner Geburt. Seine Mutter zog bald darauf, wegen der bessern Erziehung ihrer Kinder, nach Hamburg zu ihren Verwandten. Nikolas besuchte in Hamburg die Schule und zeichnete sich schon früh durch Fleiß und Talente so aus, daß er die Aufmerksamkeit vieler bedeutenden Männer auf sich zog, besonders der Dichter Hagedorn und Brockes. Im Jahr 1745 bezog Giseke die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Er befreundete sich bald mit den dort anwesenden Mitgliedern der sächsischen Schule, und arbeitete wie diese für die „Bremer Beiträge". Später gab er selbst zwei Wochenschriften heraus; die eine: „Sammlungen einiger Schriften zum Zeitvertreib des Geschmackes", 1746 in Gemeinschaft mit Johann Elias Schlegel die andere: „Der Jüngling", 1747 mit Rabener. Nachdem er 1748 Leipzig verlassen hatte, lebte er in Hannover und dann in Braunschweig als Hauslehrer; 1753 wurde er Prediger in Trautenstein im Fürstenthum Blankenburg und verheirathete sich dort mit Leonore Kruse, die er unter dem Namen „Daphne" besang. Er blieb nicht lange in Trautenstein; schon im folgenden Jahre wurde er an Cramers Stelle als Oberhofprediger nach Quedlinburg berufen, und 1760 wurde er Superintendent und Consistorialrath in Sondershausen, als welcher er bis zu seinem Tode segensreich wirkte, der ihn nach einer Krankheit von einigen Monaten den 23. Februar 1765 abrief.

Giseke gehört zu den anmuthigen und lehrreichen Dichtern, zeichnet sich aber keineswegs durch Originalität oder lebendige Phantasie aus. Er erhebt sich in keiner seiner Dichtungen über das Gewöhnliche, doch ist, wie bei den meisten Dichtern der Schule, seine Sprache rein und der Vers fließend. Er verfaßte Fabeln und Erzählungen, Lehrgedichte, geistliche Oden und Lieder an Daphne, die er unter dem Titel: „Geschenk an meine Daphne", herausgab. Sie gehören unter die gefühlvollsten seiner Dichtungen, da man es ihnen ansieht, daß er die Gefühle, die er dort ausspricht, wirklich empfand, während es bei andern Dichtern oft vorkommt, daß sie nur erdichtete Gefühle besangen.

Aus: Geschenk für meine Daphne.

Erste Ode.

Du weinst, Daphne? Was für Zähren,
Durch die aus dir die Liebe spricht!
Laß sie mir ganz dein Herz erklären
Und schäme dich der Zähren nicht.
Nicht eine seh' ich zärtlich fließen,
Bei der mein Blick nicht gern verweilt,
Der nicht mein Mund, sie aufzuküssen,
Entzückt entgegen eilt.

Als mir ein Wort aus deinem Munde
Zuerst mein ganzes Glück versprach:
(Erinnerst du dich noch der Stunde?)
Da folgten auch ihm Thränen nach.
Ich segne noch mit dankbar'm Triebe
Euch, theu're Pfänder meines Glücks,
Gewisse Bürgen ihrer Liebe
Und Redner ihres Blicks.

Als mich das Schicksal, das uns trennte,
In eine Gegend hingeschickt,
Wo niemand deinen Namen kennte,
Und nichts, was ich sah, dich erblickt:

Da hat dein Herz mit meinem Herzen
Zu gleicher Wehmuth sich vereint,
Und einen Theil von seinen Schmerzen,
Den kleinsten zwar, verweint.

Die Thränen, die dir heut' entflossen,
Sind nicht mit stillem Gram vermischt,
Sind von der Liebe nur vergossen
Und auch von ihr nur abgewischt.
Sie dienen mir statt aller Schwüre,
(Die Liebe braucht's nicht, daß sie schwört),
Daß ich dein Herz nun nie verliere,
Das einmal mir gehört.

Soll ich nicht deinen Thränen glauben?
Auch ohne Thränen glaub' ich dir.
Du schenkst mir nichts, um es zu rauben,
Selbst meine Liebe sagt es mir.
Nur laß mich jeden Tag dich fragen,
Ob auch dein zärtlich Herz mich liebt.
Ich weiß nichts Wichtiger's zu sagen:
Wer weiß das, wenn er liebt?

Aus: Gisekes geistlichen Liedern.

In einer langwierigen Krankheit.

I.

Ich bin der Herr, dein Arzt, sprichst du,
Und rufest den Mühseligen zu:
Kommt, daß ich euch erquicke!
Auf dies Wort, Jesus, komm' auch ich,
Mein Arzt, mein Heiland, segne mich
Mit einem Gnadenblicke.

II.

Nicht Kraut, noch Pflaster macht gesund,
Mich heilt ein Wort aus deinem Mund,
Ach, laß dies Wort mich hören!
Und eh' es mein Gebein erneut,
Laß mich dich durch Gelassenheit
Geduld und Hoffnung ehren.

Friedrich Wilhelm Zachariä, geboren den 1. Mai 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, und bezog 1743 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, legte sich aber mehr auf schöne Literatur und Dichtkunst, als auf seine Fakultätswissenschaft, und wurde bald durch seine poetischen Arbeiten bekannt. Auch Gottsched war auf sein Dichtertalent aufmerksam geworden und ließ sein erstes größeres Gedicht: „Der Renommist in den Belustigungen des Witzes", drucken. Doch Zachariä blieb nicht lange in Gottscheds Gemeinschaft, sondern schloß sich an die jungen Männer an, welche die „Bremer Beiträge" herausgaben, an denen er lebhaften Antheil nahm. Nachdem Zachariä noch die Universität Göttingen besucht hatte, wurde er 1748 Hofmeister und 1761 ordentlicher Professor der Dichtkunst am Carolinum zu Braunschweig; auch wurde ihm die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des fürstlichen Waisenhauses und über die Intelligenzblätter übertragen, welchen Anstalten er vielfach nützlich war, namentlich durch gelehrte Beiträge, welche er zu dieser Zeitung lieferte. 1775 ernannte ihn der Herzog als Zeichen seiner besondern Zufriedenheit zum Canonicus beim St. Cyriakstifte. Er hatte sich einige Jahre vorher mit Henriette Wegener aus Braunschweig verheirathet, doch erfreute er sich nicht lange seines ehelichen Glückes, da er schon, 1777 den 30. Januar, in Braunschweig an der Wassersucht starb.

Obgleich Zachariä, wie die meisten Dichter der sächsischen Schule, auch kein hervorragendes Dichtertalent besaß, so war er doch von Bedeutung für die Literaturgeschichte, weil er einen Zweig der Poesie mit Vorliebe bearbeitete, der bis dahin in Deutschland beinahe unbekannt war und durch ihn erst eigentlich eingeführt wurde. Das komische Epos war es, wozu sein Talent ihn besonders befähigte. Durch Pope's „Lockenraub", den Frau Gottsched

aus dem Englischen, und Boileau's „Chorpult", den Drollinger aus dem Französischen übersetzt hatte, wurde Zachariä auf das komische Heldengedicht aufmerksam, und nahm sich ersteres besonders bei seinem „Renommisten" zum Vorbild. Dieses erste Gedicht, welches eine gelungene Schilderung der damaligen Universitätszustände enthält, und welches Zachariä im achtzehnten Jahre verfertigte, zeigt, ob es gleich die Mängel, an der sein Vorbild leidet, in höherm Grade besitzt, doch die besondere Befähigung, die Zachariä für das Komische hatte. Er ließ diesem ersten noch mehrere andere folgen: „Das Schnupftuch", „Murner in der Hölle", „Die Verwandlungen, und „Phaeton", unter denen das letztere die erste Stelle einnimmt, und am meisten von den Fehlern gereinigt ist, woran die andern leiden. Ob ihm freilich noch Vieles mangelt, was zu einem Kunstwerk gehört, so weiß er doch mit einem sehr einfachen Stoff angenehm zu unterhalten. Der Phäëton ist hier ganz aufgenommen, um, da es das erste Gedicht dieser Gattung ist, dieselbe recht anschaulich zu machen. Zachariä hatte im komischen Heldengedicht zahlreiche Nachfolger, deren Werke aber meist poetisch so werthlos sind, daß sie keine Erwähnung verdienen. Außer den komischen Heldengedichten gab Zachariä auch eine Sammlung „Fabeln und Erzählungen" in Burkard Waldis Manier", und beschreibende Gedichte: „Die Jahreszeiten", „Stufen des weiblichen Alters" u. s. w., heraus. In den erstern ahmt er glücklich die angenehme Redseligkeit seines Vorbildes nach; letztere sind unbedeutend. Ein ernstes Heldengedicht: „Cortes", welches die Eroberung von Mexiko zum Inhalt hatte, ließ Zachariä nach den ersten vier Gesängen unvollendet liegen, weil er wohl selbst fühlte, daß sein Talent dazu nicht ausreichte. Zwei scherzhafte Heldengedichte in Prosa: „Logosiade, oder die Jagd ohne Jagd in vier Gesängen", und: „Hercynia, in fünf Gesängen mit untermischten Versen", sind unbedeutend und stehen bei weitem seinen komischen Epopöen nach.

Noch erwarb sich Zachariä ein Verdienst um die deutsche Literatur durch Herausgabe einer „Sammlung auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf seine Zeit, mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen", die damals von großer Bedeutung waren.

Aus: Zachariäs Werken.

Der Phaëton.

Erster Gesang.

Singe, Muse, den Unfall von einer verwegenen Gräfin,
Die es gewagt, neptunische Rosse mit männlichem Muthe
Zu regieren; vom Phaëton aber, obgleich nicht beschädigt,
In den See gestürzt, den jetzt noch ihr Name verewigt!

Die du den Dichter beseelst, der bald die Schlachten der Mäuse
Ueber die Erde trompetet, und bald die Locke Belindens
Unter die Sterne versetzt; begeist're mich, komische Muse,
Oder du, noch mächtiger wie sie, du, meine Seline!

Und der Oberste Tromm saß hoch im elastischen Lehnstuhl,
Fühlte die Stahlfeder nicht und sybaritischen Polster;
Hörte nicht des melodischen Cymbels harmonische Klänge,
Noch den süßen Gesang von seiner Tochter Diana.
Eine gefürchtete Furie peitschte mit Geißeln von Schlangen
Lange den Alten schon: Podagra heißt ihr schrecklicher Name.
Seine Füße lagen in Betten und dicken Verbänden,
Und ein knotiger Stock ward sinkenden Armen zur Stütze.
Ach! nun dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten,
Ueber den Roßschweif der Türken und über des Galliers Fahnen.
Noch mehr dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten
Ueber die Mädchen, die schönen, die holden Braunen und Blonden.

Zweimal schon hatte der Mittag die gelbe Dirne gebraten,
Und den durstigen Landmann zum frischen Becher gelocket;
Zweimal schon drehten umsonst sich fett gemästete Hühner,
Enten und langgeschnäbelte Schnepfen und Puter um's Feuer.
Denn der Oberst schrie vor Schmerz wie Mars und Zehntausend,
Und man durfte für ihn die trauernde Tafel nicht decken.
Aber als jetzt zum dritten Male der Mittag sich nahte,
Sprach des Alten Tochter, Diana, zu Hannchen, der Zofe:
„Nimm die frischesten Schwämme, die heute mir, Peter, der Kuhhirt,
Aus dem Walde gebracht, das Einzige, welches mein Vater
Etwa im Schmerze noch ißt, und hol' mir aus meiner Commode,
Wo Korsetten und Hemden und Schürzen bei Dutzenden liegen,
Eine häusliche Schürze, und folge mir nach in die Küche;
Denn dem Vater will ich dies Essen selber bereiten.
Da schlug Hannchen voll Schmerz die lieblichen Marmorhände
Ueber dem Kopfe zusammen, und sprach mit weinender Stimme:
Meine schöne Gebieterin, nur eine feindliche Gottheit
Schafft in deiner verwegenen Brust so stolze Gedanken;
Welche Gräfin waget sich wohl zum untersten Stockwerk
In die Küche? so tief hinab zum flammenden Feuer,
Welches die Schönheit verderbt, und alle Farbe verwüstet?
Wird der ekle Geruch vom Eingeweide der Enten
Deine hochadlige Nase trotz alles Rappee nicht erfüllen?
Laß uns, o Schöne, doch nicht zu schmutzigen Köchinnen sinken,
Und vor dem schwarzen Gesicht der Küchenjungen erschrecken!
Ist nicht Brandis, der Koch, aus einer fürstlichen Küche?
Wird er nicht eben so gut als wir die Schwämme bereiten?

Also sprach sie, vergebens. Denn unter den zärtlichen Klagen
Hatte die Gräfin sich schon mit einer Schürze gewaffnet,
Und sie lachte voll Hoheit und sprach: „Komm', folge mir, Feige.
Alsbald stiegen sie beide hinab in der Küche Gewölbe,
Gleich dem beherzten Ulyß, und gleich dem frommen Aeneas
In die brüllende Hölle voll Glut und prasselnder Flammen.
Wahrlich! schreckliche Bilder. An einen Bratspieß geschmiedet,
Drehte der schwitzende Kunz, ein anderer Ixion, den Braten.
Karpfen lagen allhier mit aufgerissenen Bäuchen,
Schwammen im eig'nen Blut und schnappten nach eig'nen Gedärmen.
Kochender Essig wird bald über die Floßfedern strömen,
Und die glänzende Schuppe mit Himmelsfarbe sich färben.
Eine glühende Magd streift mit blutgierigen Fäusten

Einem Hasen das Fell voll Grausamkeit über die Ohren.
Ach! er wird sie nicht mehr am blumigten Abhange spitzen,
Wird nicht mehr als die Zierde der Rammler im Sprunge sich zeigen.
Brandis, der Wüth'rich und Koch, war dieser Hölle Beherrscher,
Und ward reich und gemästet durch Marter und Qualen der Thiere.
Unrechtmäßig war er mit weißen Kleidern geschmücket,
Denn der Nacht Livrei gebührte der Pluto zu tragen.
Eine zackige Gabel regiert' er in grimmigen Händen,
Und im Gürtel trug er ein scharfes mörd'risches Messer.

Alles bückte sich tief, als jetzt die himmlische Schönheit
Sich dem Feuerherd naht; sie ruft dem Koch: voll Erstaunen
Sieht er die Gräfin vor sich steh'n, und sinkt ihr zu Füßen,
Hört ihr Verlangen hierauf und küßt ihr zitternd die Schürze.
Alsbald faßt er selber mit harten Händen in's Feuer,
Legt die glühenden Brände zurecht und spielt mit den Bränden.
Also reitet im Feuer ein Waghals auf flammenden Balken,
Wärmt sich am krachenden Haus und senget die gelbe Perrücke.
Oder ein kühner Physikus faßt die elektrische Stange,
Fordert den Donner heraus und leitet in Funken den Blitz ab.

Wellen von Butter verschlangen nunmehr die sprudelnden Schwämme,
Und es strahlte voll Glut der Gräfin purpurne Wange,
Obgleich Hannchens zitternde Hand mit dem Schnupftuch sie schirmte,
Und nun war es vollbracht. Auf einem silbernen Teller
Raucht das hohe Gericht und wartet, verzehret zu werden.
Etwas hatte der nagende Schmerz den Alten verlassen,
Und sein Magen fing an nach einem Ragout sich zu sehnen,
Als sich Diana zu ihm mit ihrem Pilsengerichte
Voller Zärtlichkeit naht und so holdselig ihn anred't:
„Theuerster Vater, wie sehr hat meine Seele gezittert
Und des Podagra Wuth für dich gewiß mit gefühlet!
Aber dieses ist nun der dritte Mittag, da Brandis
Seine besten Künste vergeblich verschwendet und trauert,
Daß die Schnepfe nicht schmeckt, und die Pastete verschmäht wird.
Doch ich hoffe mit Recht, du werdest dein Leibgericht essen,
Das ich mit eigenen Händen für dich, mein Vater, bereitet."

Dieses sagte sie. Lächelnde Freude verschönert den Alten
Und sein silbernes, lockiges Haar umzittert das Haupt ihm.
Zärtlich sprach er zu ihr: „Du hast es glücklich errathen,
Meine geliebte Diana, was ich zu essen gewünschet;
Und mein Traum wird erfüllet: mir hat von Schwämmen geträumt.
Keine Pariserpastete, noch Schnepfen und bunte Forellen
Könnten mich in Versuchung führen, mit Wollust zu essen;
Aber Champignons, Champignons! theuerste Tochter, die ess' ich,
Oder ich hieße nicht Hans! Wo sind sie? Man decke die Tafel."

Schleunig setzten zwei Diener in ihren Röcken voll Borden
Eine Tafel gedeckt vor den ermunterten Alten;
Und es traten herein der Informator der Gräfin
Und die hagere Französin, und setzten sich mit zur Tafel.
Ein gehörnter Kapaun ward in der silbernen Schale
Aufgetragen und badete sich in der kräftigen Suppe;

Von dem eig'nen Gebein kräftig, ihm selbst nicht genießbar;
Einem Geizhals gleich in ungebrauchtem Vermögen.
Eine Pastete kam auch von Haselhühnern, und dampfte
Wollust und süßen Geruch; und ein halbwüchsiger Hase,
Bunter mit Speck gespickt, als ein Pedante mit Griechisch.
Auch Forellen hielten den Schwanz in zähnvollen Rachen;
Doch bald wird sie getrost der Informator verzehren,
Der sie mit Fluten von Wein in seinen Magen hinabschwemmt.
Jetzo schmeckte mit Lust der Alte die herrlichen Pilze,
Und ein gnädiger Beifall bekrönt die Kochkunst Dianens.
In dem süßen Affect befahl er, zur Freude der Gäste,
Eine Flasche Tokayer aus seinem Keller zu holen.
Als sie kam, da füllt' er selbst die krystall'nen Gläser,
Trank auf Dianens Gesundheit und sprach dem Podagra Hohn zu.
Auch der Informator goß jetzt auf der gnädigen Gräfin
Hohes Wohlsein den theuern Tokayer gewaltig hinunter,
Wie ein Strom im Gebirge, Kunstwerke zu treiben, hinabfließt.
Voller Freuden umarmt' der Alte noch einmal die Tochter,
Sagte: „du hast mich gelabt, mein Podagra hat mich verlassen,
Bitte nun, was du nur willst von deinem gütigen Vater;
Feierlich schwör' ich dir zu, ich halt' es, so wahr ich Hans Tromm bin.

Dieses war sein größter Schwur, sowie bei den Göttern
Ehemals der Stix. Die Gräfin verfärbte bescheiden die Wangen,
Und stand auf, und verneigte sich tief, und sprach zu dem Vater:
„Wenn du mich liebst, und deine Diana nicht unwerth der Liebe
Eines Helden sein soll, der wider die Türken gestritten;
Wenn es wahr ist, was du mir oft mit Beifall versichert,
Daß kein Junge noch je so gut zu Pferde gesessen,
So erlaube mir, Vater, daß, wenn die morgende Sonne
Meinen Geburtstag bestrahlt, ich ohne männliche Hülfe
Mit dem Phaeton fahre, mit welchem noch niemand gefahren,
Und in dem Stalle dazu die Pferde mir selber erwähle."

Dieses sagte sie. Traurig zerriß der Alte den Schlafrock
Und die Französin schlug sich vor ihren bretternen Busen.
„Kind des Unglücks, was bittest du mich! versetzte der Alte,
Konntest du anders denn nichts als schwarze Gefahren verlangen?
Mädchen zu sein, ist dein Schicksal, du bittest nicht als ein Mädchen.
Was du bittest, ist groß, und für die kindischen Jahre
Und die schwache, weibliche Hand nur allzugefährlich!
Selber zu fahren, ist schwer. Nur ich allein und Andreas
Können die Pferde regieren, die du zu lenken vermeinest.
Warum wurdest du nicht zum wilden Jungen geboren!
Aber du bist ganz das Bild von deiner heroischen Mutter,
Eine tapfere Serini, die mich in's Schlachtfeld begleitet,
Und durch die wilde, rasende Lust, mit Hengsten zu fahren,
Frühe ihr Leben verlor — soll ich nun dich auch verlieren?"

Also sprach er, und Thränen flossen in finstere Runzeln,
Wie der zerschmelzende Schnee in braune Furchen versieget.
„Aber, mein Vater, erhob die junge Gräfin die Stimme,
Warum fürchtest du dich, da ich mich selber nicht fürchte?
Hab' ich von Jugend auf nicht auf wilden Pferden geritten?

Auf dem spanischen Gaul und auf dem ung'rischen Klepper?
Oder ist es so schwer, mit einem Wagen zu fahren?
Bin ich nicht oft auf der Jagd dein kühner Kutscher gewesen?
Vater, du willst nur nicht den neuen Phaeton wagen!
O vertraue mir ihn, ich bring' ihn schadlos zurücke."

Also sprach sie, und schwieg, und ihre blühende Jugend
Und der Schönheit Gewalt besiegen den furchtsamen Vater.
„Nun, es sei dir erlaubt, ich habe geschworen, und halt' es.
Nimm den Phaeton hin, und wähle dir selber die Pferde,
Die am willigsten sind. Doch weiter sollst du nicht fahren,
Als auf's Gut Amalienburg zu deiner Verwandten.
Alsbald küßt ihm entzückt die junge Heldin die Hände,
Neigt sich vor ihm und fliegt davon, um Anstalt zu machen.
Und vergebens ruft sie der Informator zur Schule,
Und die Französin zur Arbeit; sie eilt, und suchet ihr Hannchen.

Zweiter Gesang.

Hannchen! Hannchen! erscholl der Gräfin liebliche Stimme,
Hannchen rufte der Wald und Hannchen rufte das Echo.
Endlich erschien sie. Sie hielt in ihren fleißigen Händen
Einen embryonischen Strumpf, zur Hälfte geboren,
Dessen völliges Sein noch in der Zukunft verhüllt lag.
„Freue dich, sagte die Gräfin zu ihr, mein gütiger Vater
Hat mir erlaubt, mich selbst im neuen Wagen zu fahren.
Morgen will ich im hohen Triumph mit wiehernden Rossen
Meine Cousine besuchen, und in dem fliegenden Trabe
Wie ein Sturmwind daherzieh'n, daß von dem donnernden Rade
In den schütternden Fenstern die Scheiben erbeben sollen.
Mache mir alles zurechte am Amazonenhabite,
Und bereite dich selber mit mir zur lustigen Spazierfahrt."
Und die Zofe ward blaß, so daß ihr der Strumpf aus der Hand fällt
Und sie vor Schrecken verstummt. „Hilf Himmel, versetzte sie endlich,
Hör' ich's, oder täuscht mich ein Traum? Gleich bärtigen Kutschern,
Willst du, Gräfin, dich selbst in einem Phaeton fahren?
Was für Unglück drohet dir nicht? In was für Gefahren
Rennest du hin! Doch renne hinein! Ich liebe mein Leben
Und ich verlange noch nicht, so jung mich rädern zu lassen."
„Feiges, weibliches Herz, versetzte die muthige Gräfin,
Bist du denn besser als ich? Wer will denn Thörin dich rädern?
Laß den Sorgen nicht Raum, und nimm zum schlechten Geschenke
Dieses moirene Kleid, das ich nur dreimal getragen."

Muth und Freude goß sich in Hannchens bestochene Seele,
Von dem Geschenk der Gräfin bekehrt, erhebt sie schmeichelnd
Ihren heroischen Muth und spricht mit prahlenden Worten:
„Könnt' ich dich, o Gräfin, verlassen? Mit freudigem Herzen
Geh' ich mit dir in jede Gefahr. Schon seh' ich die Zügel
In der sichern Hand, du wirst den Phaeton führen,
Besser, als wie ein Andreas ihn führt, der mürrische Schnurrbart."
Also sagt sie. Diana schießt die Treppe hinunter,
Und ihr Achates, ihr Hannchen mit ihr zum wiehernden Stalle.
An der Pforte des Stalles empfing sie der Kutscher Andreas;
That sein Pferdemaul auf und grüßte die gnädige Comtesse.

Huldreich dankt ihm die Gräfin mit einem bezaubernden Lächeln,
Und sie trat in den prächtigen Stall, von Hannchen begleitet.
Pferde standen allhier in langgeordneten Reihen,
Die den goldenen Hafer aus muschelförmigen Krippen
Fraßen; jegliches Roß war von dem anderen gesondert,
Und ein Pfeiler von Stein sprach seinen bedeutenden Namen.
Nenne die Namen, o Muse. Der wilde Centaurus, ein Springer,
Leicht auf zierlichen Schenkeln, er wiehert der Gräfin entgegen.
Ein hochmüthiger Schimmel, der gern ein Spanier sein will,
Zum Bastarde sich wünscht und seine Herkunft verachtet.
Perle, mit Aepfeln gefleckt, und eine dänische Stute
Spitzt muthig das Ohr, und goß vom scheckigten Rücken
Einen prächtigen Schweif herab auf marmornes Pflaster.
Muck, ein ung'rischer Fuchs, prahlt mit verstümmelten Ohren,
Die ihm die Türken verschlitzt, und mit dem Brandmal der Feinde.
Neben ihm stampfet Faruch, ein jagdgewöhnter Polake;
Dampf braust aus der hohen gekrümmten Nase. Die Adern
Beißt er oft selber sich auf, und wiehert Begierde zum Jagen.
Diese hatten als Sklaven noch nie vor Wagen gezogen,
Und verachteten stolz die andern vollen Gespanne,
Sechse von gleicher Gestalt, mit schwarzen Köpfen und Mähnen,
Waren des Obersten bester Zug und hießen die Mohren.
Doch zwei weiße Hengste, so weiß, wie der blendende Schnee ist,
Waren die Krone des Stalles; von spanischer Art, und so muthig,
Wie die Pferde der Sonne; in ihrem siebenten Jahre
Waren sie erst; man hatte beständig zugleich sie erzogen:
Castor hieß einer und Pollux der and're; bedeutende Namen,
Die dem edlen Paar der erste Bereiter gegeben.
Diesen naht sich Diana. Sie kannten die Stimme der Gräfin
Und die schmeichelnde Hand, die ihre Rücken geklopfet.
Ihr großmüthigen Rosse, so sprach sie, meine Bekannten,
Meine Lieblinge, lange schon hat Diana gewünschet,
Euer Kutscher zu sein und eu're Nasen zu lenken.
Dieser mein Wunsch ist gewährt, mein Vater hat mir erlaubet,
In dem Phaeton morgen die erste Spazierfahrt zu machen.
Ich erwähl' euch dazu, obgleich die Mohren d'rob murren
Und das Purpurgeschirr, so euch wird schmücken, beneiden.
Viel zu edel und stolz, als daß euch Kutscher regieren,
Will ich selber euch lenken und durch die Ebene jagen.
Wenn ihr gehorsam seid und nicht rebellisch mir durchgeht,
So versprech' ich euch auch, daß ihr zwölf Tage den Hafer
Ohne Häckerling fressen und meine Lieblinge sein sollt.
Also Diana. Pollux küßt ihr schmeichelnd die Hände,
Und erfreut sieht Castor sich um und wiehert ihr Beifall.
Sie verließ sie und sprach zum alten Kutscher Andreas:
„Schmiere des Phaetons Räder, denn mit der morgenden Sonne
Will ich selber mich fahren. Nimm auch die rothen Geschirre
Und polire die Schnallen und blind gewordenen Puckeln."
Voller Verwunderung sperrt Andreas den zahnlosen Mund auf,
Aber Diana geht fort und läßt ihn in der Erstaunung
Dumm und gedankenlos stehn und eilt zum Zimmer zurücke.

Jetzo warf sich die Gräfin in einen sammt'nen Sessel
Und gab für den morgenden Putz der Zofe Befehle.
„Laß uns, sprach sie zu ihr, zu diesem wichtigen Werke
Uns're Gedanken versammeln, und lege mir alles zurechte."
Und die Zofe ging hin und nahm aus einer Kommode
Ihr Amazonengewand, mit hellem Grüne gefärbet.
Schimmernde Schleifen voll Lahn und dicke, goldene Trotteln
Zitterten vorn an der Brust und streuten Strahlen in's Auge.
Einen gebieterischen Hut mit einer schimmernden Feder,
Wie ihn Jünglinge tragen, die an dem Ufer der Saale
Oder der leimigen Leine die Freiheit der Musen beschützen,
Legte die Zofe dazu, der Gräfin Miene zu heben.
Auch ein männliches Hemd mit ausgebog'nen Manschetten,
Neue dänische Handschuh', für Knabenhände geschaffen,
Legt' sie ferner ihr hin, nebst einer neuen Soubise.
Alles billigt die Gräfin, und wählt das Band zu den Haaren.
Perlenfarbenes Band wird von der Gräfin gewürdigt,
Zu dem morgenden Tag pechschwarze Locken zu binden.

Also lagen vor ihr unüberwindliche Waffen,
Herzen der Männer gefährlich und manchem Jünglinge tödtlich.
Eben so lagen vor dir die Waffen, stolzer Achilles,
Die dir im heißen Vesuv der hinkende Schmiedegott stählte.
Dem Trojaner ein Donner und tödtlich dem Sohne des Priams,
Noch in Gedanken vertieft von ihrer morgenden Ausfahrt,
Naht' sich Kahlmann zu ihr, der Informator, und sagte:
„Muthige Schöne, verzeih' dem größten deiner Verehrer,
Oder darf ich es wagen, mich mit dem Namen zu nennen,
Deinen Lehrer, der ganz in Unterthänigkeit stirbet,
Noch ein Wort der Warnung an dich ergehen zu lassen?
Die Geschichte sagt uns von einem verwegenen Jünglinge,
Einem Sohn der Sonne, dem Phaeton, welcher dem Wagen,
Den du morgen zu führen gedenkst, den Namen gegeben;
Er vertraute zu viel auf seine Klugheit und Stärke,
Wollte so gut wie Phöbus die Himmelspferde regieren,
Aber stürzte herab vom Wagen und brannte die Welt an,
Wie das Alles mit mehrerm zu lesen." „Mein theuerster Kahlmann,
Fiel ihm die Gräfin in's Wort und lacht' ihm satyrisch in's Antlitz,
Welche Weisheit redet aus dir! Doch hoff' ich, die Warnung
Kann Dianen nicht treffen; nimm deine Warnung zurücke.
Ich bin keine Tochter des Phöbus, zu himmlischen Pferden
Will ich mich nicht versteigen; ich fahre mit irdischen Hengsten
Und vergeblich ist es, mir meinen Entschluß zu bestreiten."
Kahlmann machte hierauf den ehrerbietigsten Bückling,
Daß die Nase beinah' bis auf die Erde gestoßen.
Doch ein bedeutender Blick flog, da er wegging, auf Hannchen,
Die er lange schon liebte, zwar etwas pedantisch, doch zärtlich.
Hannchen folget ihm nach, und führt' ihn an's Fenster und sagte:
„Welch ein verweg'ner Entschluß, die Gräfin ist nicht zu bewegen,
Sie beharret voll Eigensinn d'rauf, sich selber zu fahren,
Und ich soll sie begleiten. Ach bitte, theu'rer Geliebter,
Daß kein Unglück uns trifft; mein Herz weissaget mir Böses."
Da ergossen sich Ströme von Thränen, und Seufzer erschollen

In den hallenden Saal, und Küsse rauschten zum Abschied.
Wie einander umarmend bei einem schleunigen Marsche
An den Ecken der Straßen die Krieger und Mägde sich letzen,
Ewige Treue sich schwören und harte Fäuste sich drücken:
Also suchten sich auch beide Verliebte zu trösten.
Doch die silberne Schelle der Gräfin erklinget, die Zofe
Trocknet die Augen sich ab, und legt die Lippen in Falten.
Schon hat ihr plumper Amant sie aus dem Gesichte verloren
Und geht hin, und tröstet sich d'rauf bei einer dampfenden Pfeife.

Dritter Gesang.

Fama posaunet indeß mit ihrer Wundertrompete,
Die Parteigänger oft und Held und Dichter in Sold nimmt,
Ueber die Gegenden aus: Diana werde sich selber
Mit heroischem Muth in ihrem Phaeton fahren.
Dieses hörte der Neid und zischte mit allen den Schlangen,
Welche sein trauriges Haupt statt einer Perrücke verhüllen.
„Ist denn, sprach er, die Welt zu meiner Plage verschworen,
Und will alles nunmehr merkwürdige Thaten verrichten,
Von den stolzen Königen an, die selber regieren,
Selber Schlachten gewinnen, bis auf des Parnassus Insecten
Schnaubt jetzt alles nach Ruhm. Wie fruchtbar ist Deutschland an Helden,
Und wie fruchtbar an Dichtern, die Iliaden uns drohen;
Selbst das schöne Geschlecht ist halb zu Männern geworden.
Hüte schmücken den Kopf, und Amazonenhabite
Oft zu zerrissenen Hemden geh'n auf den Dörfern in Schaaren.
Daß die Schöne zu Wien auf leichten Pferden dahinfliegt,
Von dem lauten Geschrei des frohen Volkes begleitet,
Hab' ich leider gesehn; doch soll ich sogar noch erleben,
Daß, wie die Helden der Alten, die Dame selber sich fähret
Und durch edlen Muth die blendende Schönheit erhebet.
Nein, ich wäre nicht Neid, wofern ich dies ruhig erlaubte!
Wenigstens soll die Fahrt zu einem Trauerspiel werden."

Schleunig schwinget er sich mit ausgebreiteten Flügeln
Ueber die schreckliche Höhle hinaus, die den Wüth'rich beherbergt.
Und die Nacht hing düster herab vom wolkigen Himmel
Ueber die niederen Hütten des eingeschlafenen Landmanns.
Jetzo gingen, erlöst von ihren ehernen Ketten,
Lange Gespenster umher und machten die Hofhunde bellen.
Mancher schreiende Kautz und mancher wahrsagende Kiebitz
Forderten Leichen vom Dorf; ein süßer Gesang für den Cantor,
Welcher voll Aberglauben auf häufige Leichen sich freute.
Auf dem Schloß des Barons, des treu'sten Verehrers der Gräfin,
Sinkt der gewichtige Fittig des wüthenden Neides hernieder.
Hier verwandelt er sich in einen lachenden Sylphen,
Und erschien dem Baron mit diesen goldenen Worten:
„Wie so sanft schläfst du, du Schönster der Sterblichen! Anmuth
Schmücket die Wang' auch im Schlaf, und Sieg die offene Stirne.
O! wie schlank ist dein Wuchs, und o! wie grade dein Rücken,
Wenn du zu Pferde dich zeigst, und wenn du zum Tanze hervortrittst.
Du verdienest es auch, daß eine Diana dich liebet,
Diese Zierde der Gegend, die erste Blume der Schönheit.

Aber weißt du auch wohl, wozu sich die Gräfin entschlossen?
Mit den wildesten Hengsten will sie im Phaeton fahren.
Selber will sie sich fahren, ohn' alle männliche Hülfe.
Aber dies heißt dich Baron, wie deine Liebe verachten,
Raubt sie dadurch nicht dir und allen Männern das Vorrecht,
Das geheiligte Recht, allein mit Pferden zu fahren?
Ueberlässest du ihr die Zügel des Castor und Pollux,
O so bist du nicht werth, die weiße Feder zu tragen,
Oder den rühmlichen Namen eines Ritters zu führen!
Kannst du gelassen es sehen, daß sie im Phaeton glänzet,
Selbst wie Aurora sich fährt und Männerrechte verhöhnet,
O! so kannst du dich nur, gleich einem Alcides, erniedern,
Und mit Demuth am Rocken von deiner Omphale spinnen."

Also der Neid; er ließ in schweren, ängstlichen Träumen
Den Verliebten zurück und flog zu des Obersten Stalle.
Eben schnarchte beruhigt der wachehaltende Stallknecht,
Und jetzt kauten die muthigen Rosse das nächtliche Futter.
Hier verwandelt' er sich in den bärtigen Kutscher Andreas
Und sprach also zum Castor und zum schönmähnigten Pollux:
„Rosse von span'schem Geschlecht, ihr wißt, daß immer Andreas
Euch geliebt und eu'ren Stammbaum getreulich bekräftigt.
Will sich der Springer wohl rühmen, als ob er, mit euch zu vergleichen,
Auch ein Spanier sei und eben den Vorzug verdiene,
Den euch der Oberste gibt und euch Andreas gegeben.
Niemals hat euch der Knall der rothen Peitsche gezüchtigt;
Niemals hat euch ein brausender Fluch die Ohren beleidigt.
Ja, ich darf es wohl sagen, wir haben als Freunde gelebet,
Und ich habe mit euch so manche Stunde verplaudert.
Aber, wertheste Hengste, wie seid ihr auf einmal gefallen!
Einem Kinde seid ihr als Steckenpferde geschenket!
Ja, ein Mädchen soll nun die muthigen Rosse regieren,
Die der Oberste selbst sich nicht zu regieren gewaget!
Wahrlich zu schimpflich für euch, zu schimpflich für eu'ren Andreas.
Wenn ihr noch Wallachen wäret, wär't ihr nur schläf'rige Stuten,
Wär't ihr etwa niemals auf einer Reitbahn gewesen,
Oder wenn euer Kutscher nicht Kutscher zu heißen verdiente!
Aber wie macht nicht mein walddichter Bart vom Bocke Parade,
Wenn ich mit stummen Zeichen und mit den Augen euch lenke,
Und ansehnlicher bin, als mancher fürstliche Kutscher.
Warum will mich denn nun die stolze Gräfin verachten?
Will sie mehr sein, als ich, der alt bei Pferden geworden,
Und so manchen gefahren auf allen Näthen vergoldet?
Aber leidet es nicht, ihr meine getreuen Gefährten,
Daß ein Kind euch regiert. Denn kann man anders sie nennen?
Werdet flüchtig mit ihr, sie wird vor Schrecken erblassen,
Und nicht wieder es wagen, mit euch spazieren zu fahren."

Also sagt er, und spritzt von seinem verderbenden Gifte
Ein Paar Tropfen in's Futter der sonst gehorsamen Hengste,
Und verschwand. Der giftige Hafer erhitzet die Rosse,
Daß sie wilder als sonst, sich bäumen, stampfen und wiehern.
Aber von schwarzen Träumen gequälet, verließ schon der Freiherr

Sein damastenes Lager noch vor dem Anbruch des Morgens.
Dreimal pfiff er nach Petern mit einer durchdringenden Pfeife,
Daß das einsame Schloß in allen Winkeln es hörte;
Daß die Fenster erklangen, und alle Jagdhunde bellten,
Auch ein räub'rischer Marder, geschreckt von dem schmetternden Schalle,
Ohne die Hühner zu schmecken, auf halbem Wege sich umwand.
Peter erschien. Gleich sattle mein Roß, befahl ihm der Jüngling;
Mit dem Anbruch will ich zum Obersten jagen.
Da er beschäftigt war, in größter Eil' sich zu putzen,
Und schon am gestiefelten Fuß der silberne Sporn klirrt,
Trat die Tante herein. Schon eine betagte Matrone,
Liebte so zärtlich den jungen Baron, wie Mütter nur lieben.
Von der schrecklichen Pfeife geweckt, verließ sie das Lager,
Sah den Freiherrn gestiefelt und sprach: „Mein Fritz, mein Geliebter,
Sage! wohin so früh?" „Zur Gräfin Diana," versetzt' er.
„Wie, ruft ängstlich die Tante, noch eh' am östlichen Himmel
Sich das Morgenroth zeigt, willst du zu Pferde dich setzen.
Wenigstens hoff' ich, mein Sohn, du wirst mit dem Trank der Levante
Dich verwahren! Dies that dein seliger Vater; er ritt nicht,
Ohne Kaffee getrunken zu haben. Die Nebel sind jetzt noch
Giftig. Hast du auch Lust, mein Sohn, zu glühendem Weine?
Willst du Chokolade? Befiehl! Sie soll den Augenblick dasteh'n."

Aber der Jüngling verbat voll Ungeduld Alles; und eilet
Von der Tante die Stufen hinab. Er schwingt sich zu Pferde,
Jagt von dannen, und Wolken von Staub verhüllen den Jüngling.
Heiße Thränen vergießt die klagenreiche Matrone,
Und ihr thränender Blick folgt ihm noch lange von fern nach.

Vierter Gesang.

Und schon zog mit rosiger Hand Aurora den Vorhang
Dämmernder Wolken hinweg von wieder erwachenden Fluren.
Duftend und glänzend trat sie daher und tröpfelte Perlen
Auf die Erde. Die Sterne verschwanden, die schimmernden Schaaren
Treibet Lucifer fort, und geht aus den Himmeln der Letzte.
Tief im erwachenden Dorf stand jetzt hochtönend der Kuhhirt
Und erweckte die Dirne mit einer erschrecklichen Peitsche.
Schwarz und scheckigt und roth ging jetzt die blöckende Heerde
Nach dem Stoppelfeld zu, und von harmonischen Schellen
Schallten die Thäler, der winkende Hain, die glänzenden Hügel,
Als der Kutscher Andreas sich in das Wagenhaus machte
Und die Hülle vom Phaeton nahm, mit herkulischen Kräften
An die Deichsel sich stellt und ihn allein auf den Hof fährt.
Und er stand in der Mitte des Hof's. Mit goldenem Schnitzwerk
War er geziert. Ein Wunder der Welt. Aurora war neidisch,
Daß ihr veralteter Wagen nicht diesem Phaeton gleich kam;
Ganz im baroken Geschmack war er vom Künstler geschaffen.
Eine vergoldete Muschel formirte den Kasten, und hinten
Ragt' aus der Muschel ein Mohr mit einem silbernen Turban,
Welcher einen Sonnenschirm hielt, mit Trobdeln und Fransen;
Ein neumodischer Himmel, der prächtig die Fahrenden deckte.
Purpurne Räder, mit Laubwerk durchwebt, und leicht wie die Räder
An dem Wagen Neptuns, von Wasserpferden gezogen,

Werden im glänzenden Sande die flüchtigen Spuren nicht zeigen,
Oder auf thauigem Gras, wie Zephyr, die Spitzen nur biegen.
Ein balsamisches Theer tränkt jetzt die durstigen Räder;
Und es feget den zarten Staub ein sträubender Borstwisch
Aus den Fugen der Muschel und aus den zierlichen Speichen,
Axen werden probirt und Linsen werden befestigt;
Und Andreas war fertig mit aller Arbeit am Wagen.

Plötzlich sprengt in den Hof der edelmüthige Freiherr,
Sieht den Phaeton steh'n, und fürchtet des Traumes Erfüllung.
„Kutscher, wer fährt in dem Wagen?" „Die Gräfin," versetzte der Kutscher.
„Kann dies ihr Vater erlauben? sprach voll Verwund'rung der Freiherr,
Und der Kutscher zuckte die Achseln und sagte nichts weiter."
Traurig trat der Baron in's Zimmer des Alten. Er schrie ihm
Fröhlich entgegen: „Woher so früh?" und füllte die Pfeife.
„Gnädiger Herr," versetzt der Baron, „die Gräfin zu retten,
Komm' ich hierher, da kaum die erste Dämmerung anbricht."
„Wie? ihr zärtlicher Vater erlaubt ihr, sich selber zu fahren?
Dies ist viel! O, wenn ihr nur nicht ein Unglück begegnet!
Und was treibet sie denn zu diesem verweg'nen Entschlusse?
Hat sie nicht Zeitvertreib genug? Steht nicht ein prächtiger Flügel
Auf dem Saale für sie, durch den sie uns oftmals dahinreißt,
Wenn sie mit englischer Stimme, gleich einer Asträa, zaubert?
Und steh'n nicht im Closet in schön vergoldeten Bänden
Witzige Deutsche, Franzosen und Britten, nur sie zu vergnügen?
Lockt nicht die bunte Tapete, die Stickerei zu vollenden,
Die sie mit größtem Geschmack zu ihrer Freude gezeichnet?
Uns gehöret allein die Herrschaft über die Pferde;
Und in solche Gefahren muß keine Dame sich stürzen,
Liebreiz schmück' ihr sanftes Gesicht, und Sanftmuth die Seele."
„Junge, du sprichst wie ein Buch, gab ihm der Alte zur Antwort;
Aber, muß ich nicht halten, was ich ausdrücklich versprochen?
Gestern bringt mir das Mädchen in meinen äußersten Schmerzen
Einen Teller mit Schwämmen, die sie mir selber bereitet;
Voller Freude darob verläßt mich das Podagra. Mädchen,
Sprach ich, bitte von deinem Vater das, was du verlangest;
Ich erfüll' es, und schwur dabei, so wahr ich Hans Tromm bin.
Siehe, da bittet das Mädchen, was kaum ein Junge gebeten.
Kannst du es hindern, mein Sohn, du wirst mich ewig verpflichten.
Wenigstens, sagte der Freiherr, theil' ich mit ihr die Gefahren
Und verlasse sie nicht im Phaeton oder im Tode.
Fahren soll sie zwar selbst; doch sollten die muthigen Hengste
Sich in Freiheit zu setzen und flüchtig zu werden versuchen,
So vermag ich doch noch mit starken, geübtern Händen
In die Zügel zu fallen und sie vor Unglück zu retten."

Also sagt er, der freudige Vater umarmt ihn zärtlich;
Aber dem Freiherrn klopfte das Herz nach seiner Diana,
Die am Putztisch noch war in Hannchens sorgsamen Händen.
Endlich erschien sie geschmückt, so wie die Göttin des Krieges,
Aber auch, gleich der Cythere von Paphos voll Liebreiz, und Anmuth.
Ihr schwarzlockiges Haar hängt über die Schultern, ein breites,
Perlenfarbiges Band nimmt sie nachlässig zusammen.

Ihren weißen, blendenden Hals erhebt die Soubise,
Und der schimmernde Federbusch strahlt vom drohenden Mannshut.
Ihre zierliche Hand bekleidet ein männlicher Handschuh,
Und sie schwingt die gebieterische Peitsche. So trat sie heroisch
Vor den lächelnden Vater und ihren Freiherrn. Versteinert
Nahm der Letzte das Wort. „Was hör' ich, theuerste Gräfin?
Wie? Du wagst es, allein, mit muthigen Hengsten zu fahren?
Welcher Einfall? Ein schrecklicher Traum weissagte mir Unglück!
Gräfin, wenn du mich liebst, und diese feu'rigen Rosse
Selbst durchaus zu regieren gedenkst, so gönne mir gütig
Dir zur Seite den Platz, und laß im äußersten Nothfall
Mich die Zügel ergreifen und vor Gefahren dich schirmen."
Als er so sprach, ward Hannchen das Herz auf einmal erleichtert.
Mit gezwungenem Ton und affectirtem Gesichte
Sagte sie: „Soll denn das Fleh'n des schönen Freiherrn umsonst sein?
Er wird besser als ich in diesem Phaeton schimmern,
Dir bleibt, Gräfin, noch immer der Ruhm, nach welchem du strebtest,
Sollt' er im Nothfall die Zügel auch fassen. Die Regeln des Wohlstands
Leiden nicht, daß du allein so flüchtig im Lande herumziehst."
Alles wagt es, der Gräfin Entschluß noch mehr zu bestürmen,
Von dem Obersten an bis auf die hagere Französin.
Endlich mußte sie sich so vielen Bitten ergeben,
Und sie sprach: „Es sei denn, Baron! doch mußt du allein nur
In der größten Gefahr die Zügel ergreifen." Der Freiherr
Gab ihr sein Wort und küßt' ihr d'rauf mit frohem Entzücken
Ihre marmorne Hand, schon von dem Handschuh geharnischt.
Und die Hengste tanzten in Sprüngen und muthigen Courbetten
Ueber das schallende Pflaster, vom bärtigen Kutscher geleitet.
Castor wiehert zuerst, und der schönmähnige Pollux
Wiehert noch heller als er und hebt sich auf zierlichen Beinen.
Purpurrothes Geschirr bedeckte die glänzenden Rücken,
Und sie schüttelten schrecklich den dicken seid'nen Hauptschmuck.
Etwas verläßt schon der Muth die stolze Diana,
Und sie preist sich beglückt, daß sie der Freiherr begleitet.
Diesem strahlte der Muth aus seinen feu'rigen Augen,
Und er hätte die wilden Pferde der Sonne beherzter
Durch den staunenden Thierkreis gejagt, als Phaeton ehemals,
Welcher die Erde verbrannt und Menschen zu Mohren gesenget.
Und sie setzten sich beide nunmehr in den goldenen Wagen.
Welch' ein vortreffliches Paar! Fritz war der prächtigste Jüngling.
Roth, mit silbernen Schleifen, und eine Weste von gelbem
Atlas erhub ihn. Schwarz war die Feder des Hutes,
Welchen die silberne Tresse gleich einem Nordschein umglänzte.

„Gib mir die Zügel, Andreas," rief jetzt die muthige Gräfin,
Und stolz trat er herzu und überreicht' ihr die Zügel;
Alles wünschet nunmehr, sie glücklich wieder zu sehen,
Und der Vater gab ihr zum Abschied noch diese Vermahnung:
„Mädchen, möchtest du doch des Vaters Lehren behalten!"
Brauche selten die Peitsche, doch öfter die Zügel. Von selber
Laufen die feu'rigen Rosse; nur sie zu halten, ist Arbeit.
Bleib' im ebenen Wege; den See vermeide zur Rechten,
Und die Hügel zur Linken; und schau' nach Linsen und Rädern.

Alles befehl' ich dem günstigen Glück, es wolle dich leiten,
Und im Nothfall, dir Fritz; fahrt hin, der Himmel sei mit euch!"
Auf das gegeb'ne Zeichen entfliehen mit Wiehern die Hengste
Durch den steinernen Thorweg. Noch einmal schaut sie zurücke;
Grüßt noch einmal den Alten, der ihr voll Sorgsamkeit nachruft:
„Sittsam, sittsam Diana." Sie haut die Hengste zusammen,
Wendet im vollen Trab und fliegt nun über die Ebene.

Fünfter Gesang.

Wie ein wilder Orkan auf brausenden Wogen daherfährt,
Sich in dicke Dunkelheit hüllt und Flammen umherstreut,
Eben so flogen durch's Feld die feuerschnaubenden Hengste
Und bestreuten mit Staub den Freiherrn und seine Diana.
Doch sie hielt noch die Zügel mit unerschrockenen Händen;
War Regentin allein, und machte den Freiherrn zum Faulen.
Wie den König im Schach die stolze Gemahlin beherrschet,
Listig auf Unternehmungen sinnt und in's Treffen sich waget;
Gleich dem tödtenden Blitz durchstreift sie die Länder des Brettspiels;
Da indeß der Monarch tief unter den schwarzen Verschnitt'nen
Für sich arbeiten läßt und in Banketten sich groß macht.
Aber der Freiherr ertrug, obgleich unwillig, die Schande,
Solchen muthigen Rossen nicht selber Gesetze zu geben.
Dreimal wurden sie scheu, und dreimal sucht er die Zügel
Aus den Händen Dianens in seine Hände zu bringen.
Doch sie behauptet ihr Recht und fährt in fliegendem Trabe.
Zischend sah es der Neid und sann auf blutige Ränke.

Ein See lag am Wege, gekränzt mit Pappeln und Erlen;
Karpfen wohnten darin und große corsarische Hechte.
An dem Ufer des Sees saß eine blonde Sirene,
Wassernixe genannt, und kämmte die goldenen Haare.
Manchen blühenden Jüngling, indem er am Ufer geangelt,
Oder im flüsternden Schilf nach wilden Enten gewadet,
Hatte die treulose Nymphe mit süßen Liedern gelocket,
Und ihn unter die Flut zu ihrem Palaste gezogen.
Hier, wofern wir der Sage der Amm' und der Wärterin trauen,
Werden in Ställen von Kuchen mit süßen Rosinen und Mandeln
Arme Knaben gemästet und von der Nixe gefressen.
Freundlich sagte der Neid zu ihr mit gleißenden Worten:
„Schönste der Nixen, wie kämmst du so müssig dein goldenes Haupthaar?
Wollen die Knaben nicht mehr zu deinem Teiche sich nahen,
Und verschmähen sie scheu die zuckersüßen Rosinen?
Siehst du von fern nicht den Staub von hurtig eilenden Rossen
Und den Glanz des strahlenden Wagens, der jetzo sich nähert?
Eine muthige Schöne führt einen bezaubernden Jüngling;
Schöner hast du noch nie ein Jünglingsantlitz gesehen!
Willst du den holden Adonis, so lock' ihn mit süßen Gesängen;
Daß die Schöne sich naht, so schreck' ich die flüchtigen Rosse,
Daß sie mit Brausen ihr durchgeh'n und in die Fluthen ihn werfen,
Alsdann bin ich von Rach' und blutigen Scenen gesättigt,
Wenn sie den Wagen zerbricht und ihren Liebling beweinet."

Also der Neid. Die Nixe lächelt gefällig ihm Beifall,
Und sie schickt sich sogleich, die schwarze That zu vollbringen.

Von sirenischen Liedern erschallt das grüne Gestade,
Daß die räub'rischen Hechte, die Karpfen erstaunten, wie eh'mals,
Als sie dem heil'gen Antoni zu Ehren die Häupter erhoben
Und aufmerksam die Predigt des frommen Mannes verschlangen.
Schon von fern sah Diana die Nymphe mit goldenen Haaren,
Hört' die schmeichelnden Lieder und wollte näher sie hören;
Biegt aus dem mittelsten Weg und fährt zur Rechten am See her.
Zärtlich warnt sie der Freiherr, doch sie, die Warnung verachtend,
Rennt in ihr Unglück, die holde Sängerin näher zu sehen.
Jetzo wirkte das Gift in aufgeschwoll'nen Adern,
Und die scheuen Rosse gehorchten nicht länger den Zügeln.
Schäumend gingen sie durch, vom scheußlichen Neide geschrecket.
Doch beherzt ergriff sie der Freiherr, und pries sich schon glücklich,
Als von der vordersten Axe das Rad verrätherisch ablief
Und die Gräfin sanft in wallende Fluten hinabsank.
Aber den Augenblick sprang der tapfere Jüngling vom Wagen,
Faßte die blasse Diana und hob sie aus schäumenden Fluten.
Viel zu spät kam die Nixe zu ihrer blühenden Beute,
Denn der schnelle Baron trug schon die Gräfin an's Ufer.
Welch' ein rührender Anblick war es dem rettenden Helden,
Seine Diana durchnäßt in seinen Armen zu sehen!
Zärtlich sah sie ihn an und sprach: „O du, mein Geliebter!
Gern verdank' ich es dir, daß du mein Leben gerettet!
Billig hat den verweg'nen Entschluß mein Schicksal bestrafet.
Aber du hast mich gerettet, mein Fritz, wie muß ich dich lieben."

Dankbar küßt sie der Freiherr für dieses Geständniß und lehnet
Ihren zitternden Rücken an einen vertraulichen Ulmbaum;
Und flog hin nach den Hengsten und nach dem zertrümmerten Wagen.
Diese standen wie Mauern nicht weit vom verlassenen Wege,
Gleichsam zu edel, um jetzt die Flucht im Unglück zu nehmen.
Fritz trat schmeichelnd hinzu und führt' sie durch gütige Worte
Mit dem schleifenden Wagen bis an die Füße der Gräfin.
Nichts war am Wagen entzwei; das purpurne Rad schwamm
An dem Ufer, das er sogleich von Neuem am Wagen
Wieder befestigt'. Umsonst winkt ihm mit freundlichen Mienen
Die betrog'ne Nixe; der Freiherr hebet die Gräfin
In den befestigten Wagen, und nimmt nun selber die Zügel.

Jetzo fühlten die Rosse die starken Hände des Jünglings
Und gehorchten mit Lust dem majestätischen Zuruf.
Und der Freiherr wandt' um und fuhr zurück nach dem Schlosse,
Triumphirend und stolz auf seine gerettete Schöne.
Also bringet Pluto die schöne Tochter der Ceres
Zu den stygischen Ufern, und Cyane wüthet vergebens.
Giftig sieht es der Neid, sieht seine Listen vereitelt,
Und geht hin und stürzt in eine Bentlei'sche Seele,
Welche neidisch auf Noten von jüngern Gelehrten sich härmet.
Unzufrieden mit sich und mit dem Menschengeschlechte,
Wird der Neid den Körper gewiß zur Verzweifelung bringen,
Daß er hingeht und trauert und misanthropisch sich aufhängt.

Alles stürzte dem Schloßhof zu bei dem Rasseln der Räder,
Alles tritt um den Wagen herum und klaget die Gräfin.

Aber Diana eilte beschämt durch wimmelnde Mengen,
Fiel in den Arm des Vaters und brachte den Alten zu Thränen.
Viel zu gütig dazu, als ihr Verweise zu geben,
Da sie noch bebte vor Nässe, war er bemüht, sie zu trösten.
Der erzürnte Baron hob nun den rächenden Arm auf,
Und bestrafte voll Zorn die durchgegangenen Rebellen.
Castor fühlte die Peitsche, und der schönmähnigte Pollux
Lehnt' sich umsonst in die Höh'; sie zeichnet den Rücken mit Striemen.
Und indem sie der bärtige Kutscher zum Stalle zurückführt,
Reißt er unwillig ihr Maul mit scharfer, bezwingender Stange,
Und flucht Donner und Blitz zu ihren erschrockenen Ohren.

Hannchen nahm jetzt die Gräfin, und zog ihr am glänzenden Putztisch
Ihren Waffenrock aus, und gab ihr weibliche Kleider.
In unschuldiges Weiß ward sie gleich Engeln gekleidet,
Und die amazonische Miene verlor sich in Sanftmuth.
Dreimal schöner war sie in einer bescheidenen Haube,
Als in der krieg'rischen Tracht und in dem drohenden Hute.
Alles endigte sich mit einem fröhlichen Gastmahl,
Und der Bund der Verliebten ward von dem Alten bestätigt.
Bis auf den heutigen Tag heißt von dem Unfall der Gräfin
Dieser See der Dianensee. Ein warnender Name
Amazonischer Schönen, die mit verwegenen Händen
Pferd und Eh'mann regieren und Hut und Freiheit uns rauben.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk, geboren den 2. September 1731 in Anspach. Er war der einzige Sohn des General-Feldmarschall-Lieutenants des fränkischen Kreises von Cronegk und erhielt von seinen Eltern eine sehr sorgfältige Erziehung, besonders war der Einfluß seiner Mutter auf Herz und Gemüth ein sehr glücklicher. Schon ehe er die Universität bezog, was 1749 geschah, gehörte er unter die gelehrtesten Jünglinge seiner Zeit. In Halle und später in Leipzig, wo Gellert sein Lehrer war, studierte er die Rechte, und dort fing er auch an, angeregt durch Gellert und noch einige Mitglieder der sächsischen Schule, sich mit poetischen Arbeiten zu beschäftigen. Er schrieb ein Lustspiel: „Der Mißtrauische", und ein größeres didaktisches Gedicht: „Die Einsamkeiten", die beide als jugendliche Arbeiten alle Achtung verdienen, obschon die strenge Kritik viele Mängel darin entdeckt. Nachdem er seine Studien beendigt hatte, wurde er zum Kammerjunker bei dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach und zum Hof- und Regierungsrath ernannt, begab sich dann auf Reisen nach Italien und Frankreich, kehrte 1754 zurück, und arbeitete im fürstlichen Hofrathscollegium, ohne jedoch die Wissenschaft und Dichtkunst zu vernachlässigen; er dichtete mehrere Lustspiele, und arbeitete an seinem Trauerspiel: „Codrus", um durch ihn nach dem Preise zu ringen, welchen die Herausgeber (Lessing und Nicolai) der Bibliothek der schönen Wissenschaften in Berlin für das Jahr 1757 auf das beste Trauerspiel ausgesetzt hatten. Der Codrus wurde gekrönt, aber die Nachricht davon erhielt Cronegk nicht mehr. Nachdem er 1757 seine geliebte Mutter verloren hatte, und

1758 zum Besuch bei seinem Vater in Nürnberg war, befielen ihn dort die Pocken, denen er am 31. Dezember 1758 erlag.

Cronegk war ein edler Mensch, nach dem Urtheil Aller, die ihn kannten, er war für alles Schöne und Gute empfänglich, und nicht ohne reiche Dichtergaben, welche, zur vollen Blüthe zu bringen, ihm der Tod nicht Zeit ließ. Seine dramatischen Werke, sowohl die Lustspiele: „Der Mißtrauische" und „Die verfolgte Comödie", als auch die Trauerspiele: „Codrus", und: „Olint und Sophronia" (letzteres war bei seinem Tode nicht vollendet, die vier ersten Akte waren fertig, den fünften fügte ein Wiener Dichter, Roschmann, hinzu) leiden noch an einer Menge von Fehlern, die theils an Cronegk's eigner Unbekanntschaft mit den Erfordernissen der Bühne lagen, und die er gewiß bei längerem Leben verbessert haben würde, da er schon, als Codrus kaum gedruckt war, in einem Brief an einen seiner Freunde die Fehler des Stückes mit vieler Einsicht auseinandersetzte. Theils lagen diese Fehler aber auch an dem ganzen Zustande der damaligen Poesie, die in Betreff des Drama's besonders im Argen lag, so daß ein außerordentliches Genie dazu gehörte, ohne irgend ein gutes, deutsches Vorbild ein in allen Theilen gelungenes Drama auf die Bühne zu bringen. Einige Fragmente von Dramen und Lustspielen, an deren Vollendung ihn sein früher Tod hinderte, sind in die, von Uz im Jahr 1771 herausgegebene Sammlung seiner Schriften ebenfalls aufgenommen. Auch in Cronegk's übrigen Dichtungen: Lehrgedichte, Oden und Lieder, ist Talent unverkennbar, obgleich sie an poetischem Werth den Dramen nachstehen.

Lieder von Cronegk.

Trost.

Die Flucht der Zeit hemmt Gram und Wunsch vergebens;
Ein Weiser nur allein
Weiß den unsichern Pfad des traumerfüllten Lebens
Mit Rosen zu bestreu'n.

Das Glücke spielt mit allen unsern Sorgen;
Der Lust folgt Traurigkeit:
Ein Weiser trauet nie dem ungewissen Morgen,
Und braucht das kurze Heut'.

Es quält das Glück zwar oft die größten Herzen;
Doch die verzagen nie:
Für Thoren ist die Lust, für Weise sind die Schmerzen,
Denn die besiegen sie.

Ein fühllos Herz will oft den Weisen höhnen,
Der stets sich selbsten gleicht;
Doch stolz in seinem Schmerz, stolz auf die edlen Thränen,
Empfindet er und schweigt.

Die Tugend ist's, die, ohne stolz zu prangen,
Ihn schon zu Engeln setzt.
Sie ist es auch, o Freund, die jetzo deine Wangen
Mit sanften Zähren netzt.

Ja, Freund, uns trennt das herrschende Geschicke,
Sobald der Lenz erscheint;
Dann denk' an diese Zeit, die jetzt verflog, zurücke,
Dann denk' an deinen Freund.

So liebt ein Freund, versetzt in bessere Sterne,
Wo er belohnet wird,
Den traur'gen Sterblichen, der in der öden Ferne
Auf unserm Erdball irrt.

Abendandacht.

Herr, es gescheh' dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh':
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.
Vergib der Schwachheit Sünden,
Verschon' mit Zorn und Straf',
Laß mich bereitet finden
Zum Tode, wie zum Schlaf.

Laß, fern von Schreckensbildern
Und wilder Phantasei,
Die Seele sich nichts schildern,
Was ihrer unwerth sei.
Laß frei von eitlen Sorgen
Mich wieder aufersteh'n
Und auf den Kampfplatz morgen
Mit neuen Kräften geh'n.

Doch, wenn mit festem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Freuden sammt dem Kummer
Ein schnelles Ende macht:
Herr, stärk' mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht;
Mein Gott wird mich erwecken,
Ein Schlaf nur ist mein Tod.

Dein Heil hab' ich gesehen,
In Frieden fahr' ich hin,
Weil ich beim Auferstehen
In deinem Reiche bin.
Wohl dem, der bis an's Ende
Sich als ein Christ erweist;
Mein Gott, in deine Hände
Befehl' ich meinen Geist.

Die verkleidete Liebe.

Den Fesseln trügerischer Triebe
Entreißt sich mein gequältes Herz.
Zwar deine Lust ist groß, o Liebe!
Jedoch noch größer ist dein Schmerz.

Du gibst für tausend trübe Stunden
Kaum einen frohen Augenblick,
Dein schönstes Glück ist bald verschwunden,
Und Schmerz und Reue bleibt zurück.

O Freundschaft! Quell erhabner Triebe!
Dir folgen ist der Menschheit Pflicht:
Du hast die Reizungen der Liebe,
Doch ihre Schmerzen hast du nicht.

Schon seh' ich dich vom Himmel fliegen;
Komm, Göttin, fülle meine Brust!
Sie kommt, geschmückt mit Chloens Zügen,
Aus ihren Blicken lacht die Lust.

Es fliehen Unmuth und Beschwerden,
Und die Natur erheitert sich.
Komm, Kind des Himmels, Lust der Erden,
O Freundschaft! ich umarme dich.

Doch, welchen Schmerz fühl' ich entstehen?
Und welchen Pfeil seh' ich bereit?
Was ich für Freundschaft angesehen,
War Amor in der Freundschaft Kleid.

Vierte Gruppe.

Preußische Dichterschule.

Einleitung.

Wie schon in der Einleitung zu dem vorliegenden Abschnitt angedeutet wurde, war diese ganze Periode eine Zeit der Vorbereitung und Erziehung. Es ist daher bei diesem Zeitraum die Hauptaufgabe der Literaturgeschichte

die mannichfaltigen Wege und Richtungen zu zeigen, welche die Erziehung nahm, und auf das, wenn auch unbewußte, doch bestimmte Ineinandergreifen der verschiedenen Gruppen aufmerksam zu machen. In einer solchen Zeit ist es ganz natürlich, daß nur wenig positiv Gutes hervorgebracht werden kann, daher auch das oft so ungerechte Urtheil, was die meisten Dichter dieser Periode erfahren haben, daher auch das verächtliche Achselzucken, womit die Jetztzeit glaubt auf Jene herabblicken zu dürfen. Wohl mangelte den meisten damaligen Poesien noch Vieles, bevor sie den gebildeten Geschmack eines Kunstkenners befriedigen konnten, betrachtet man aber die Zeit, in der sie entstanden, den wirklich hohen Nutzen, den diese mannichfaltigen Versuche auf die Entwickelung der deutschen Poesie hatten, so muß das Urtheil über alle diese strebsamen jungen Männer ganz anders ausfallen; und das ist wesentlich der Standpunkt, auf dem der Literaturhistoriker stehen muß. Auf diesen Standpunkt nochmals aufmerksam zu machen, nachdem die Besprechung der sächsischen Schule beendigt und die der preußischen beginnt, war der Hauptzweck dieser Zeilen, da gerade die beiden Dichtergruppen von der späteren Zeit oft so ungerecht beurtheilt wurden. Die Fehler ihrer Dichtungen sollen nicht beschönigt werden, nur muß man daneben auch ihre Verdienste anerkennen, und vor allen Dingen den Dichtern die Fehler der Zeit nicht zur Last legen. Dazu gehört unter Anderm auch die bis zur lächerlichsten Uebertreibung gesteigerte gegenseitige Verehrung der einzelnen Dichter, welche Schwäche in der preußischen und sächsischen Schule herrschend war und die jenen Männern schon so oft und vielfältig zum Vorwurf gemacht wurde. Ja, es war eine Schwäche sich gegenseitig die Namen: „Der deutsche Horaz", „Der deutsche Anakreon" u. s. w. zu geben; aber, war es nicht eine verzeihliche Schwäche bei jungen, talentvollen Männern, die wirklich unter den Deutschen keine besseren Dichter fanden, als sich und ihre lebenden Freunde? Die in allen Dichtungen anklingende Belehrung der leipziger Dichter war ebenso, wie die ewig tändelnde und spielende Poesie, oder die übertriebene Vergötterung Friedrich's II. der preußischen, ein Fehler; aber, waren es nicht alles Fehler, die zur kräftigen Entwickelung der Poesie Vieles beitrugen? Wie hätte dem schädlichen Einfluß der zweiten schlesischen Schule besser gesteuert werden können, als durch die strengste Moralität der Leipziger? und wie konnte besser der allzustrengen Moralität der Leipziger entgegengetreten werden, als durch diese Nachahmung des Griechen Anakreon, nach dem sich die preußischen Dichter auch Anakreontiker nannten, der nichts besang, als Liebe, Wein und frohen Lebensgenuß? Und wie konnte das fast erstorbene Nationalgefühl besser wieder erweckt werden, als daß man sich an die Fußstapfen des Helden Friedrich's heftete, wenn die Dichter ihm auch freilich in ihrer Begeisterung Empfindungen und Gefühle andichteten, die er nicht besaß?

Aus dem Gesagten geht der Charakter der preußischen Dichterschule im großen Ganzen schon hervor. Es bleibt nur noch übrig, die Zeit und Art ihrer Entstehung zu zeigen, um dann auf die einzelnen Dichter dieser Gruppe übergehen zu können.

In den Jahren 1738 bis 1741 befanden sich auf der Universität Halle drei junge Männer: Gleim, Uz, Götz, die gleiche Gesinnungen und gleiche Liebe zur Poesie bald auf's engste miteinander verband. Sie gründeten zwar keinen eigentlichen Verein, doch versammelten sie sich, um gemeinschaftlich griechische und römische Dichter zu lesen und durch Nachahmung derselben ihr eigenes poetisches Talent auszubilden. Als sie, nach vollendeten Studien, von einander getrennt wurden, dauerte ihre treue Freundschaft und auf gleichem Streben beruhende Verbindung fort, und wo sie hinkamen, schlossen sich ihnen Gleichgesinnte an. Als Gleim nach seinem Abgang von Halle nach Berlin kam, verbanden sich mit ihm der dort weilende Kleist, Pyra und Ramler, denen sich später auch die Dichterin Anna Luise Karsch zugesellte. Diese, sowie Jakobi, Klamer Schmidt, Michaelis, Lange, Baumgarten, Meyer, Ewald, Löwe und Charlotte Unzer begreift man gewöhnlich unter dem Namen der Halleschen oder Preußischen Dichterschule. Wie schon erwähnt, nannten sie sich selbst auch Anakreontiker, weil es ihr Hauptbestreben war, diesem griechischen Dichter nachzueifern. Sie wollten durch die Poesie nur erfreuen, das heitere, gesellige Lied war daher die Gattung, die sie hauptsächlich bearbeiteten. Sie haben manchen bittern Tadel erfahren, weil man aus ihren Trink- und Liebesliedern auf ihren leichtsinnigen Charakter schloß, ihnen aber damit bitteres Unrecht that, denn alle diese Männer waren von der strengsten Moralität. Ihre Lieder würden besser sein, d. h. mehr den Stempel wirklicher Empfindung an sich tragen, wenn sie die darin besungenen Gefühle in der That gehabt hätten; ihre Moralität verdiente freilich dann weniger Ehrfurcht. Außer dem heiteren Liede war es der Patriotismus, der sie zu ihren Dichtungen begeisterte, und vor Allem die Thaten Friedrichs des Großen.

Der Mittelpunkt dieser Gruppe ist Gleim, nicht weil er das bedeutendste Talent besaß, sondern deßhalb, weil er für alle geistigen Bestrebungen ein offenes Herz hatte, junge Talente mit Rath und That unterstützte, weßhalb sich Alle um ihn schaarten und ihm den Ehrentitel „Vater Gleim" gaben. Die Einflußreichsten des Kreises, die weiter unten noch nähere Besprechung finden, waren außer Wilhelm Ludwig Gleim: Johann Nikolas Götz, Johann Peter Uz, Ewald Christian von Kleist, Karl Wilhelm Ramler, Anna Luise Karsch, Johann Georg Jakobi und Johann Benjamin Michaelis.

Die für die Literaturgeschichte weniger Bedeutenden sind: Samuel Gotthold Lange, Jakob Imanual Pyra, Alexander Gottlieb Baumgarten, Georg Friedrich Meyer, Johann Joachim Ewald, Johann Friedrich Löwen, Klamer Eberhard Karl Schmidt, Ephraim Moses Kuh und Johanne Charlotte Unzer.

Samuel Gotthold Lange, geboren 1711 zu Halle, gestorben 1781 als Pfarrer zu Laublingen, machte sich besonders bekannt als erster Uebersetzer des römischen Dichters Horaz, doch wurde der ihm daraus erwachsene Ruhm bald durch eine gründliche, wenn auch scharfe Kritik Lessings vernichtet und seitdem gilt seine Uebersetzung als ein elendes Machwerk. Seine eigenen Dichtungen: „Horazische Oden" und „Thyrsis und Damons

Freundschaftslieder" (letztere Sammlung enthält auch seines Freundes Pyra Poesien), sind unbedeutend; doch war er als Gegner Gottscheds und als Beförderer deutscher Poesie nicht ohne Wichtigkeit für die Literatur. Auch seine Frau, Dorothea geborene Gnüge, machte sich als Dichterin bekannt.

Jakob Immanuel Pyra, geboren 1715 zu Kottbus, gestorben 1744 als Lehrer am Gymnasium in Berlin, machte sich außer als Dichter durch die schon erwähnte, von Lange besorgte Sammlung von Liedern, auch als Gegner Gottscheds durch eine Schrift: „Erweis, daß die Gottschedische Sekte den Geschmack verderbe", und als Uebersetzer des „Virgilschen Aeneas" bekannt.

Alexander Gottlieb Baumgarten, geboren 1714 zu Berlin, starb als Professor der Philosophie 1762 in Frankfurt an der Oder. Er und Georg Friedrich Meyer, der 1718 in Ammendorf geboren war und 1777 als Professor in Halle starb, wurden auf die deutsche Literatur einflußreich durch ihre ästhetischen Werke, in welchen sie die neuen Theorien der Poesie philosophisch zu begründen suchten. Baumgarten verfaßte zwei lateinische Werke, die diesen Gegenstand behandeln, und nach seinem Vorgang wurde die Wissenschaft des Schönen von da an Aesthetik genannt. Meyer gab ein deutsches Werk in drei Bänden: „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften", heraus, welches dieselben Gegenstände behandelt, wie Baumgartens lateinisches Buch, und von großem praktischem Nutzen für die deutsche Poesie war.

Johann Joachim Ewald, geboren 1727 zu Spandau, gestorben 1766 in Italien. Seine Dichtungen, die Ewald von Kleist nach seinem Tode herausgab, gefielen zu ihrer Zeit durch ihren heiteren, witzigen Inhalt.

Johann Friedrich Löwen, geboren 1729 in Klausthal, gestorben 1771 als Registrator in Rostock. Er verfaßte Lieder aller Art, geistliche wie weltliche, Romanzen, Erzählungen, komische und beschreibende Epen, Epigramme, Satyren und dramatische Schriften, von denen die beiden letzteren die bedeutendsten sind vor Allem die Lustspiele: „Die neue Agnese", und: „Der Liebhaber von Ohngefähr", mit denen er in Lessings Fußstapfen trat.

Klamer Eberhard Karl Schmidt, geboren 1746 in Halberstadt, starb als Kriegs- und Domkommissär daselbst 1824. Er versuchte sich in den meisten Gattungen der lyrischen Poesie und verfaßte auch eine Menge recht witziger Epigramme. Trotzdem sein poetisches Talent unbedeutend war, fand er doch zu seiner Zeit großen Beifall, den er hauptsächlich Gleim verdankte, welcher ihn in der Poesie mit Rath und That unterstützte.

Ephraim Moses Kuh, geboren 1731 zu Breslau von reichen jüdischen Eltern, starb 1790, nachdem er mehrere Jahre in Armuth zugebracht hatte und, dadurch veranlaßt, schwermüthig und zuletzt wahnsinnig geworden war. Er schrieb Lieder und Oden, Fabeln und Epigramme, die nicht ganz werthlos sind; die besten lieferte er im Zustande der Schwermuth.

Johanne Charlotte Unzer geborne Ziegler, geboren 1724 in Halle, gestorben 1782 als Gattin des bekannten Arztes Unzer in Altona.

Sie war gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Helmstädt. Es erschienen von ihr drei Sammlungen scherzhafter Lieder und Epigramme, die ihr vielen Beifall erwarben.

Als das äußere Haupt der preußischen Schule, um das sich die übrigen Dichter gruppirten, ist Gleim anzusehn, als der geistige Mittelpunkt dagegen muß Lessing betrachtet werden, sowie Klopstock der geistige Repräsentant der Leipziger war. Lessing sprach es in seinen kritischen Werken aus, daß der Hauptzweck der Poesie die Freude sei, und zeigte in seinen eignen Dichtungen, daß dieser Grundsatz sehr wohl befolgt werden könne, ohne in süßliches Getändel oder frivolen Scherz auszuarten. Diesem Grundsatz huldigten gleichfalls die preußischen Dichter, ebenso wie sie sich außerordentlich bemühten, die deutsche Sprache zu vervollkommnen, was Lessings Hauptaugenmerk war, der sie auch wirklich bis zu einem nicht geahnten Grade der Vollkommenheit brachte. Die preußischen Dichter suchten den nationalen Sinn des Volkes zu wecken durch die Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Großen, doch erst durch Lessing wurde die Idee zur That.

Lessing und Wieland, sowie ihre speziellen Anhänger hingen auch äußerlich mit dem preußischen Dichterkreise zusammen, da sie mit den meisten Mitgliedern desselben bekannt und befreundet waren. Doch liegt ihre Hauptwirksamkeit außerhalb dieser Schule, daher sie mit ihren Nachfolgern besonders besprochen werden.

Wilhelm Ludwig Gleim, Johann Nikolas Götz, Johann Peter Uz, Ewald Christian von Kleist, Karl Wilhelm Ramler, Anna Luise Karsch, Johann Georg Jakobi, Johann Benjamin Michaelis.

Wilhelm Ludwig Gleim, geboren den 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt. Er studierte in den Jahren 1738 bis 1740 in Halle die Rechte und fand sich hier mit Uz und Götz zusammen, die gleiches Streben schnell mit einander verband. Nach seinem Universitätsstudium wurde Gleim Hauslehrer beim Oberst Schulze in Potsdam; darauf Staatssekretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt; als dieser 1744 bei Prag fiel, kam er als Privatsekretär in die Dienste des alten Fürsten Leopold von Dessau, nach dessen Tode er, nach einem kurzen Aufenthalt in Magdeburg und Berlin, 1747 Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt und später auch Canonicus am nahen Stifte Walbeck wurde. In diesen Aemtern, welche ihm noch Muße genug zur Dichtkunst ließen, blieb er über fünfzig Jahre, und starb in Halberstadt, 84 Jahre alt, den 18. Februar 1803, nachdem er einige Jahre vorher erblindet war.

Gleim ist hauptsächlich einer von den in der Einleitung erwähnten Dichtern, die so verschieden und oft so ungerecht beurtheilt wurden. Seine blinden Verehrer, deren er unter seinen Zeitgenossen besonders viele besaß, die ihn als einen der größten Dichter priesen, waren bestochen von seinen liebenswürdigen menschlichen Eigenschaften; die Nachwelt, unwillig über das un-

verdiente Lob und von der einnehmenden Persönlichkeit nicht mehr gefesselt, schenkte seinen Dichtungen zu wenig Beachtung, und war auch ungerecht oft gegen den Menschen. Als Mensch verdient er die größte Hochachtung; als Beförderer, Unterstützer und Rathgeber junger Talente die höchste Verehrung, und würde er deßhalb schon, da er viele talentvolle Jünglinge erst zum Dichten anregte und dadurch einflußreich auf die Entwickelung der Poesie wurde, in jeder Literaturgeschichte erwähnt werden müssen, doch auch als Dichter ist er nicht ohne Bedeutung, wenn man bei seiner näheren Betrachtung die Zeitverhältnisse nie aus den Augen verliert. Um in jener Zeit, wo der Geschmack in Sachen der Poesie nicht verwöhnt, eigentlich verdorben war, ein größerer Dichter zu sein wie Gleim, dazu gehörte freilich Genie und nicht nur poetische Anlagen, wie Gleim sie besaß. Gleim, so wie alle jene Dichter waren, da auch ihnen der geläuterte Geschmack fehlte, zu leicht mit ihren Dichtungen zufrieden. Sie fanden ihre und ihrer Freunde Arbeiten stets gelungen und bewundernswerth. Sie hatten keinen Maßstab der Kritik, da es in der deutschen Poesie nichts gab (die mittelhochdeutsche war ganz in Vergessenheit gerathen), was ihre eigenen Werke an Schönheit übertroffen hätte. Man findet daher auch in Gleims Poesien neben manchen ansprechenden, gelungenen Gedichten andere sehr unbedeutende, um nicht zu sagen ganz werthlose. Doch zu seiner Zeit fand Alles den ungetheiltesten Beifall, sowohl seine anakreontischen Lieder, als die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers; man bewunderte in gleichem Maße seine Fabeln, wie seine geistlichen Lieder und Romanzen. Ganz besonders fand aber sein Lehrgedicht: „Halladat oder das rothe Buch“, zahlreiche Verehrer. Es enthält in Form des Korans Lehren über die Pflichten gegen Gott und seine Mitmenschen, und sucht den einfach-erhabenen Styl der Bibel nachzuahmen, doch fällt Gleim oft durch allzu gesuchte Einfachheit in's Spielende und Kindische. Denselben Fehler theilen seine geistlichen Lieder, und die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“. In letzteren sucht er die Sprache des Volkes zu reden, dessen Ton er jedoch nicht trifft. Dem Lehrgedicht „Halladat“ schließt sich eine Sammlung lehrhafter Sprüche, unter dem Titel: „Goldene Sprüche des Pythagoras“, an, die bei weitem gelungener sind als Halladat. Seine Romanzen, die gleichfalls volksthümlich sein sollen, fallen durch ihre rohe Bänkelsängermanier beinahe in's Gemeine. Unter seinen anakreontischen Liedern finden sich, wie schon erwähnt, neben manchen recht gelungenen, die sich bis heute noch im Munde des Volkes erhalten haben, eine Menge ganz werthloser, ebenso unter seinen Epigrammen. Die Fabeln und Erzählungen gehören zu Gleims gelungensten Poesien; er weiß darin noch angenehmer wie Gellert, der zu jener Zeit als Fabeldichter am höchsten stand, die Sittenlehren in einem anmuthigen Gewande vorzutragen. In seinen Episteln herrscht derselbe süßlich-sentimentale Ton, wie auch in den Briefen an seine Freunde, weßhalb beide für die jetzige Zeit nur als charakteristisches Zeichen jener Periode Bedeutung haben. Sein Schäferspiel: „Der blöde Schäfer“, ist ohne poetischen Werth. Außer diesem einen eigenen dramatischen Versuch brachte er auch Klopstocks Trauerspiel: „Der Tod Adams“, in Verse.

Aus den Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers.

Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs 1757.

I.

Auf Brüder! Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

II.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

III.

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar, unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

IV.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist uns're Waffen Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

V.

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz
Und unser war der Sieg.

VI.

Und böt' uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz:
So lachen wir doch ihrer Macht,
Denn Gott ist unser Schutz.

Aus den anakreontischen Liedern.

Entschluß.

Hier steh' ich zwischen Lieb' und Wein
Mit rechten Angstgeberden;
Ich sehe beider Vorzug ein
Und kann nicht schlüssig werden.
Wie sanft, wie sanft bist du, o Kuß!
Wie süß, du Rebensaft!
Wie schwer, wie schwer ist der Entschluß!
Jedoch, du Wein, und du, o Kuß!
Vertragt euch im Genuß.
Kommt, gebt mir Lust und Kraft!

An einen Wassertrinker.

Trink, betrübter, todtenblasser
Wassertrinker, Rebenhasser,
Trink' doch Wein!
Deine Wangen wirst du färben,
Weiser werden, später sterben,
Glücklich sein.

Habt, ihr großen Götter, habet
Für den Trank, den ihr uns gabet,
Habet Dank.
O, wie dampft er in die Nase!
O, wie sprudelt er im Glase!
Welch ein Trank.

Alle Sorgen, alle Schmerzen
Tödtet er, und alle Herzen
Macht er froh.
Durstig sang zu seinem Preise
Dieses schon der große Weise
Salomo.

O! es müssen alle Weisen,
O! es muß ihn jeder preisen,
Der ihn trinkt!
Finster, grämlich, menschenfeindlich
Läßt er keinen! Seht, wie freundlich
Er mir winkt.

Siehe, spricht der Rebenhasser
Wie so freundlich da mein Wasser
Mir auch winkt!
Ernster Weisheit bleibt ergeben,
Wer ein Feind, vom Saft der Reben,
Wasser trinkt.

Wasser, immer magst du winken,
Wer zu klug ist, Wein zu trinken,
Trinke dich!
Wasser, weg von meinem Tische,
Du gehörest für die Fische,
Nicht für mich.

Vorsatz. (Am 20. Geburtstag.)

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entflieh'n nicht so bald.

Wie Blitze verfliegen,
So sind sie dahin!
Ich will mich vergnügen,
So lang' ich noch bin.

Der Mensch ist eine Blume.

Die Blume blühet und verblüht
Zu ihres Schöpfers Ruhme;
Wer heut' noch ihre Schönheit sieht,
Ist morgen schon, wie sie, verblüht.
Der Mensch ist eine Blume

Und wie die Blume wieder blüht,
Wenn Gottes Aug wieder
Auf sie von seinem Himmel sieht,
Daß unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Mensch auch wieder.

An Solly.

I.

Ich hab' ein kleines Hüttchen nur,
Steht fest auf einer Wiesenflur,
An einem Bach, und Bach ist schön,
Willst mit in's Hüttchen geh'n?

II.

Am Hüttchen klein, steht groß ein Baum,
Vor welchem siehst das Hüttchen kaum,
Schützt gegen Kälte, Sonn' und Wind
All', die darinnen sind.

III.

Sitzt auf dem Baume Nachtigall,
Singt auf dem Baum so süßen Schall,
Daß, wer den Baum vorübergeht,
Horcht, lange stille steht.

IV.

Fließt unter'm Baume hell der Bach,
Schwätzt alles süß dem Vogel nach;
In diesem Hüttchen bin allein,
Mag's länger doch nicht sein.

V.

In diesem Hüttchen König bin,
Schläft immer sich so süß darin,
Daß man, in süßen Schlaf gesenkt,
Nicht an's Erwachen denkt.

VI.

O du, mein Liebstes auf der Welt!
Das Hüttchen dir gewiß gefällt;
Bist zärtlich, rauhe Winde weh'n,
Willst mit in's Hüttchen geh'n?

Aus den Fabeln und Erzählungen.

Die Gärtnerin und die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.

Bienchen, spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft:
Manche Blume hat auch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?

Ja! sagt sie zur Gärtnerin,
Ja! das Gift laß ich darin.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier,
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf, ich bitte dich, hilf mir."
„Was helfen," sagt der grobe Gaul,
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul,
Trag' zu;" „ich sterbe, liebes Pferd,
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich."
„Ich kann nicht," sprach das Pferd,
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben d'rauf.

Die Elster, der Uhu.

Die Elster saß auf einem hohen Baum,
Der manchem Wand'rer Schatten gab,
Und plauderte herab;
„Die Lerche," sprach sie, „singt ja kaum
Ihr Tireli des Morgens nur dreimal:
Hingegen singt die Nachtigall
Zwar Tag und Nacht, und weiß
Nicht aufzuhören; ihren Fleiß
Bewundert man, allein
Er sollte dauerhafter sein,
Er währt ja nur vier Wochen;
Ich plaudere Jahr aus, Jahr ein,
Ach, wie könnt' ich so faul doch sein?"
Sie hat es noch nicht ausgesprochen,
Da lispelt ein spöttischer Uhu,
Der in des Baumes Bauche saß,
Ein Philosoph, der alle Welt vergaß,
Von unten auf ihr zu:
„Ach, hielt die Elster doch das Maul;
Ach, wäre sie doch faul."

Die Grille und die Ameise.

Eine muntere Grille sang
Einen ganzen Sommer lang,
Und war immer ohne Sorgen
Für den lieben andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt.
Aber als der Winter kam
Und der Flur das Leben nahm,
Da treibt sie der Hunger hin
Zu der Aemse. „Nachbarin,
Ich bin hungrig, gib mir doch
Ein klein wenig nur zu leben;
Deine Kammer hat ja noch
Großen Vorrath, und ich will
Alles ehrlich wiedergeben
Mit den Zinsen im April."
„Schwesterchen, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?"
„Nachbarin, du weißt ja wohl,
Ich, die Freundin vom Apoll,
Sang beständig; hast du mich
Nicht vernommen? und konnt' ich,
Schwesterchen, was Besseres thun?"
„Grillchen, nein, doch tanz' auch nun."

Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauernweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,
Früh-Morgens in die Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch, in einem großen Topfe;
Lief, wollte gar zu gern: „Kauft Milch!" am ersten schrei'n;
„Die erste," dachte sie, „die erste Milch ist theuer;
Will's Gott, so nehm' ich heut' sechs baare Groschen ein;
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes hundert Eier;
Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmal aus.
Gras eine Menge steht um unser kleines Haus;
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da sich letzen und sich nähren;
Und, ganz gewiß, der Fuchs, der müßte listig sein,
Ließ er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauschen könnte; seht nur an.
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann;
Zu mästen kostet's mir ja nur ein wenig Kleie.
Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinen kleinen Stall, ein Kälbchen wohl dazu.
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und munter hüpft's und springt's, wie da die Lämmer springen,
Hei!" sagt sie und springt auf; und von dem Kopfe fällt
Der Topf, das baare Geld,

Und Kalb und Kuh und Reichthum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen.
Erschrocken bleibt sie steh'n und sieht die Scherben an.
„Die schöne weiße Milch," sagt sie, „auf schwarzer Erde!"
Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt mit ernstlicher Geberde.
„Kind," sagt der Mann, „schon gut! bau' nur ein andermal
Nicht Schlösser in die Luft; man bauet seine Qual;
Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
Als sie verschwinden in den Wind.
Wir haben all' das Glück, was unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind."

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brod,
Und schnitt davon ein Stücklein ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Was bei ihm stand; und Gott, ach Gott,
Seufzt er dabei.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stücklein Brod
Dem Vater wieder. „Nehmt es doch,
Ich bitt' euch, Vater, ich will noch
Wohl warten; aber weint nur nicht!"
Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: „ich schneide noch ein Stück,
Behalt' es Kind."
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab;
Doch wie erschrickt er:
Plötzlich fällt
Ein Haufen blankes Silbergeld
Aus seinem Brod.
„Ach, was ist das?"
Spricht er erschrocken; „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen; ich will geh'n;
Der Bäcker soll sie liegen seh'n,
Denn der, vermuthlich, hat das Geld,
Was aus dem lieben Brode fällt,
Hineingebacken, der muß es
Auch wieder haben; bleib' indeß,
Ich will geschwind zum Bäcker geh'n."
Er geht. Des Kindes Augen seh'n
Erstarrt die blanken Thaler an,
Allein es rühret nicht daran.
Der Bäcker kommt, sieht sie und spricht:
„Nein, das sind meine Thaler nicht,
Freund, glaubt es mir; doch wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß;
Denn hört: das Brod, was ihr geholt,
War nicht von mir, ihr aber sollt
Nicht fragen, und, von wem es ist,
Nicht wissen. Dieses eine wißt,
Daß gestern Abend jemand kam,
Der mir das Brod gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brod sich holt, dann gebt ihm dies;
So sagt' er, das ist ganz gewiß;
Und d'rauf kamt ihr, ich gab' es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seid ihr reich.
Das Geld hat einen rechten Glanz."
Der arme Mann verstummte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brod
Und seufzte, sagte nur: „ach Gott!"
Schnitt hungrig noch ein Stück sich ab,
Und sagte: „Dem, der mir es gab,
Den segne Gott. Ach lebte doch,"
Sprach er, „nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind."
Das Söhnchen spricht:
„Weint, Herzensvater, weint doch nicht."

Aus den goldenen Sprüchen des Pythagoras.

Dein Vater liebte dich, und deine Mutter; lohne,
Du Sohn, du Tochter, sie mit einer Ehrenkrone!
Lieb' alle Menschen, sei nicht eines Lebens Feind;
Den, welcher Tugend übt, den bitte: sei mein Freund!

Wirf deinen schärfsten Blick auf deines Freundes Thaten.
Willst Thaten thun? laß dir des Freundes Weisheit rathen!
Verliere deinen Freund um keinen kleinen Zwist;
Wenn aber sein Vergeh'n mehr als nur Fehler ist,
Wenn seinem Herzen Gift am hellen Tag entschlüpfte:
So reiß' das Band entzwei, daß dich an ihn verknüpfte.

Des Zorns, der Schwelgerei, der Trägheit schäme dich
In deinem Haus mit dir allein und öffentlich!
Sieh' deinen eig'nen Werth! Setz' deinen hohen Adel
In Weisheit und in Furcht vor deinem eig'nen Tadel.

Was du redest, was du thust, das sei gerecht, und das
Sei dir schon jung gewohnt, daß ohne Grund und Maß
Du nichts thust! Thu' aber bald! Das Erste, was wir wissen,
Ist, daß wir Menschen sind und alle sterben müssen.

Johann Nikolas Götz, geboren den 9. Juli 1721 in Worms, war der Sohn eines Predigers. Nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, bezog er 1739 die Universität Halle, trat dort in freundschaftliche Verbindung mit Gleim und Uz, bildete sich mit ihnen an der Lektüre der Alten, und übte sich in Nachahmung derselben, ohne jedoch die Theologie, seine Berufswissenschaft, zu vernachlässigen. Im Jahr 1742 wurde er Hauslehrer und Hausprediger bei dem preußischen Commandanten zu Emden, Herrn von Kalkreuter; da er jedoch das rauhere Klima nicht vertragen konnte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, von wo ihn 1744 die Gräfin von Strahlenheim zum Hofmeister ihrer Enkel und zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen berief. Da seine Zöglinge Offiziere waren, hielt er sich mit ihnen in den verschiedenen Garnisonen derselben auf, in Saarlouis, Metz und Straßburg, zuletzt in Lüneville, wo sie die Militärakademie besuchten; 1747 wurde er von dem Prinz zu Holstein-Beck zum Feldprediger des französischen Regiments Royal-Allemand ernannt, welches er auf seinen verschiedenen Märschen durch Lothringen, Flandern, Brabant und Elsaß begleitete. Im Jahre 1751 berief ihn der Herzog von Zweibrücken zum Pfarrer nach Hornbach, wo er sich 1752 mit der Wittwe des Oberpfarrers Hautten verheirathete; 1754 wurde er Oberpfarrer und Inspektor in Meisenheim, 1761 Pfarrer und Consistorial-Assessor in Winterburg, und 1776 Superintendent des Oberamts Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen in dem Theile der Grafschaft Sponheim, die der Markgraf von Baden-Durlach bei deren Theilung erhalten hatte. Er starb als solcher den 4. November 1781 am Schlage in Winterburg, wo sein Grab, verfallen und vergessen, erst in neuester Zeit mit einem einfachen Steine geziert ward.

Götz ist Derjenige der hallischen Schule, der die ursprüngliche Richtung, die sie aus Anakreon schöpften, am treuesten bewährt hat; denn alle die Uebrigen wandten sich entweder ganz, oder zum Theil später andern Dichtungsarten zu, jedoch seine Gedichte gehören beinahe ausschließlich dem leichten, scherzhaften Liede an, für dessen Behandlung er ausgezeichnetes Talent besaß.

Seine heiteren, sowohl Trink- wie Liebeslieder, ebenso diejenigen, die er nach französischen Vorbildern dichtete, sind nach Form wie Inhalt in ihrer Art ausgezeichnet. Auch seine Elegien und Idyllen sind nicht ohne Werth, während seine Fabeln unbedeutend sind. Als Uebersetzer griechischer Epigramme machte er sich gleichfalls rühmlichst bekannt. Seine Gewandtheit in allen lyrischen Formen, sein feiner, schalkhafter Witz erwarben ihm zu seiner Zeit zahlreiche Bewunderer, und verdienen noch jetzt die vollste Anerkennung. Nach beiden Richtungen hin, sowohl nach der Gattung der Poesie, die er hauptsächlich bearbeitete, als auch in der Gewandtheit der Form ist er im besten Sinne als ein Vorläufer Wielands zu bezeichnen. Götzens Gedichte wurden erst nach seinem Tode von seinem Freund Ramler herausgegeben, da er sie bei Lebzeiten nicht gerne erscheinen lassen wollte, besorgend, diese heiteren Lieder möchten, als von einem Prediger verfaßt, Anstoß erregen.

Aus Götzens Liedern.

Thamire an die Rosen.

Mein Geliebter hat versprochen:
Wenn ihr blühet, hier zu sein;
Diese Zeit ist angebrochen,
Rosen! und ich bin allein.

Holde Töchter der Cythere,
Rosen! schonet meine Ruh'!
Schonet meines Schäfers Ehre
Schließt euch, schließt euch wieder zu.

Von der Freude.

„Sage," sprach ich, „holde Freude,
Sage doch, was fliehst du so?
Hat man dich, so fliehst du wieder,
Niemals wird man deiner froh."

„Danke," sprach sie, „dem Verhängniß,
Alle Götter lieben mich;
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für sich."

Abschied von Frankreich.

Land, das mich wie sein Kind genähret,
Worin ich Ruhm und Freude fand,
Das mich geliebt und ich geehret,
Gehab dich wohl, du schönes Land.
Sie kommt, sie kommt schon an den Strand
Die Bark', auf der du mich entführen lässest.
Doch trägt sie nur mein halbes Herz von hier,
Denn eine Hälfte laß ich dir,
Daß du die andere nicht vergessest.

Das Vergnügen.

Was die weite Welt bewegt,
Und sich auch im Würmchen regt,
Was vom Himmel selber quillt,
Und die ganze Seele füllt:
Das Vergnügen, folget nur
Sanften Trieben der Natur,
Stille Lauben sind sein Haus,
Seine Pracht ein frischer Strauß.
Einfalt und Gemächlichkeit
Sein gewöhnliches Geleit.
Es erhält durch Mäßigung
Stets sich reizend, stets sich jung.
Neben ihm liegt Cypripor
Gern in Veilchen auf dem Ohr.
Keiner, der es schildern will,
Trifft es, denn es hält nicht still.
Es verfolgen, heißt es fliehen,
Es empfinden, nach sich ziehen.

Wenn sich oft an einem Fest
Weisheit von ihm fangen läßt,
Dann begehrt aus seinem Schooß
Die Gefang'ne selbst nicht los.
Sein geliebter Aufenthalt
Ist der Musen Thal und Wald;
Wo es stets nach Rosen läuft,
Doch nicht stets die schönsten greift,
Weil der Knospen Neuigkeit
Mehr als Schönheit es erfreut,
Manchmal fliegt's zur Schäferin
Rosenhaften Lippen hin,
Oder thront voll keuscher Lust
Auf der treuen Gattin Brust.
Freunde, wißt ihr, wo ich's fand?
Wo ich es mit Blumen band?
Zwischen Tugend und Verstand.

Der Bund des Thyrsis und der Daphne.

I.

Hier saßen wir beisammen
An uns'rer Väter Gruft,
Und klagten uns're Flammen
Der stillen Abendluft.
Aus Daphnens Augen drangen
Die Zeugen süßer Lust,
Und rollten von den Wangen
Auf ihre zarte Brust.

II.

Mit liebetrunk'nem Herzen
Warf ich mich ihr zu Fuß,
Gab ihr mit süßen Schmerzen
Den letzten Abschiedskuß.
Erhob dann Händ' und Blicke
Und seufzte: „Liebt' ich dich,
O Tugend! so beglücke
Mit deiner Tochter mich.

III.

„Zwar ich bekenn' es gerne,
Ich bin nicht Daphnens werth;
Doch böten mir die Sterne,
Was ich noch nie begehrt:
Rang, Macht und alle Gaben,
Die Meer und Erd' enthält,
Und sie sollt' ich nicht haben,
Verschmäht' ich eine Welt."

IV.

„Mein Thyrsis, bei den Matten,
Bei meinen Thränen hier
Und uns'rer Väter Schatten,"
Sprach Daphne, „schwör' ich dir,
Daß weder Gut, noch Ehre,
Noch Stand, noch Weh, noch Wohl
Dir, dem ich angehöre,
Dir mich entreißen soll.

Johann Peter Uz, geboren den 3. Oktober 1720 zu Anspach. Sein Vater, Uhrmacher daselbst, verwendete viel auf die gute Erziehung seines Sohnes; er ließ ihn das Anspach'sche Gymnasium besuchen, und dort schon entwickelte der junge Uz bei großer Lernbegierde Talent zur Malerei und Poesie; letztere blieb seine treue Begleiterin durch's Leben. 1739 bezog er die Universität Halle, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; hier lernte er Gleim und Götz kennen, mit denen er sich in poetischen Produktionen übte, namentlich übersetzte er mit Götz gemeinschaftlich den Anakreon. Uz verließ Halle 1743, um nach Anspach zurückzukehren, wo er 1748 Sekretär beim Justizkollegium wurde. Als solcher hielt er sich zwei Jahre, von 1751 bis 1753, in Römhild auf, wohin er mit einer kaiserlichen Commission geschickt war; später (1763) wurde er zum Assessor beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg befördert. Als sein Landesherr, der Markgraf Alexander von Anspach, der ihn nicht persönlich kannte, ihn durch Zufall in den achtziger Jahren kennen lernte, erhielt Uz 1790 die Stelle eines burggräflichen Direktors in Anspach. Den ihm zugedachten Titel eines Geheimen Rathes lehnte jedoch der bescheidene Dichter ab. Er lebte still und heiter mit Mutter und Schwester in einem bescheidenen Häuschen, nie

verheirathet, weil er zu spät so viel Einkünfte gewann, um eine Frau ernähren zu können. Die Vormittagsstunden waren seinen Berufsgeschäften gewidmet, an den Nachmittagen beschäftigte er sich gern mit Literatur und Dichtkunst. Als in Folge der Resignation des Markgrafen dessen Länder an Preußen fielen, wurde Uz zum Geheimen .Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt. Die Nachricht dieser ehrenvollen Ernennung erhielt er jedoch erst wenige Stunden vor seinem Tode, den 12. Mai 1796.

Uzens erste poetische Versuche waren nach seinem Vorbild Anakreon beinahe ausschließlich heitere, leichte Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder, und obschon, wie sich später deutlich in seinen Dichtungen zeigte, der Ernst seiner innersten Natur mehr zusagte, so sind doch seine heiteren Lieder in ihrer Art nicht unbedeutend, und übertreffen meist die seines Freundes Gleim. Später verließ Uz diesen Zweig der Dichtkunst ganz und wandte sich mehr der höheren Lyrik zu. Seine Oden sind in Anlage und Ausführung durch Tiefe der Gedanken, poetischen Schwung und Wohllaut der Sprache gleich ausgezeichnet: „Möge der Klang derselben," sagt Herder, „die ein bizarrer Geschmack verdrängt hat, in's Ohr der Jugend wiederkehren." Auch die heutige Jugend sollte sich das gesagt sein lassen. Uzens geistliche Lieder sind, nach Gellerts Vorbild, mehr moralische Betrachtungen, doch läßt sich auch in ihnen Begeisterung und Schwung der Phantasie nicht verkennen. Wie alle Mitglieder der preußischen Schule war auch Uz begeistert für König und Vaterland, es befinden sich daher auch unter seinen lyrischen Gedichten viele patriotische Lieder; doch bewahrte ihn sein richtiges Gefühl vor der allzugroßen Vergötterung Friedrichs des Großen, wie er denn überhaupt auch mehr die Vaterlandsliebe und die Freiheit, als den König besang. Sein kleines Lehrgedicht: „Theodicee", ist eine meisterhafte Darstellung der Leibnitzischen „Rechtfertigung der Werke Gottes". Minder gelungen und ziemlich trocken ist sein anderes Lehrgedicht: „Die Kunst stets fröhlich zu sein". Das komische Epos: „Der Sieg des Liebesgottes", enthält viele witzige, geistreiche Einfälle, doch macht trotzdem das Ganze einen etwas langweiligen Eindruck. Seine poetischen Briefe, deren er acht geschrieben, sind nicht ohne Werth, und gewähren zudem literarisches Interesse, weil sie sich auf seinen Streit mit Wieland beziehen, der ihn wegen seiner anakreontischen Lieder und wegen des Sieges des Liebesgottes als nicht sittenrein angegriffen hatte, wogegen sich Uz mit Würde in seinen Briefen vertheidigt.

Aus: Uzens scherzhaften Liedern.

Der Sommer und der Wein.

In diesen schwülen Sommertagen
Fliegt Amor nur in kühler Nacht,
Und schlummert, wenn die Sonne wacht;
Die Muse träumt nur matte Klagen.
Ich hänge mit verdroß'ner Hand
Die träge Leier an die Wand.

Doch, Freund, in schwülen Sommertagen
(Zischt mir Lyäus in das Ohr),
Hebt sich der Weinstock stolz empor,
Den Frost und Regen niederschlagen,
Und nur der höhern Sonne Glut
Kocht seiner Trauben göttlich Blut.

So mag in schwülen Sommertagen
Der Weichling Amor schüchtern flieh'n,
Und Scherz und Muse sich entzieh'n;
Der Wein wird sie zurücke jagen.
Es reife nur der frohe Wein,
Was kann mir unerträglich sein?

Die Wünsche.

Welche Gottheit soll auch mir
Einen Wunsch gewähren?
Unentschlossen irr' ich hier
Zwischen den Altären.

Sorgen schwärmen rund herum
Um den Gott der Schätze,
Und der Ehre Heiligthum
Liegt voll falscher Netze.

In der Schönheit Schooße liegt
Amor, der mit Küssen
Sich an ihren Busen schmiegt;
Fall' ich ihm zu Füßen?

Amor soll mir günstig sein,
Doch ich will auch lachen;
Und er muß bei meinem Wein
Mich nicht irre machen.

Ruhm, und du, geflügelt Gold,
Ich entsag' euch beiden.
Wenn ihr selbst mich suchen wollt,
Will ich euch nicht meiden.

Oden und Lieder ernsten Inhalts.

Die wahre Größe. (An Herrn Gleim.)

In meinen Adern tobt ein juvenalisch Feuer;
Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte Leier:
Maßt sich des Pöbels Wahn
Das Urtheil nicht von großen Seelen an?

Sei Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll nicht richten,
O du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der schalkhaft scherzt, und frei und edel denkt!

Ein Mann, der glücklich kühn zur höchsten Würde flieget,
Und, weil er Sklaven gleich, vor Großen sich geschmieget,
Nun, als ein großer Mann,
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann:

Der heißt beim Pöbel groß, da ihn sein Herz verdammet;
Und wenn der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeichelei
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sei.

Soll seines Namens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen.
Bereichert ein Verrath:
So, zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten;
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke rathen,
Der heißt vergebens groß,
Er schwingt sich nie vom Staub des Pöbels los.

Zieh', Alexander hin, bis zu den braunen Scythen;
Irr' um den trägen Phrat, wo heiß're Sonnen wüthen,
Und reiß' dein murrend Heer
Zum Ganges hin, bis an's entfernte Meer!

Du kämpfest überall und siegest, wo du kämpfest,
Bis du der Barbar'n Stolz voll größern Stolzes dämpfest,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.

Verkenne Menschlichkeit und menschliches Erbarmen;
Von deinem Haupte reißt, auch in des Sieges Armen,
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeer'n ab, die Ehrsucht ihr entwandt.

Mit Lorbeer'n wird von ihr der bess're Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbar'n Waffen glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt;

Der Weise, der voll Muth, wenn Aberglaube schrecket
Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket;
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt;

Der ächte Menschenfreund, der blos aus Menschenliebe
Die Völker glücklich macht und gern verborgen bliebe;
Der nicht um schnöden Lohn,
Nein, göttlich liebt, wie du, Timoleon!

Zu dir schrie Syrakus, als unter Schutt und Flammen
Und Leichen, die zerfleischt in eig'nem Blute schwammen,
Der wilde Dionys
Sein eisern Joch unleidlich fühlen ließ.

Du kamst und stürztest ihn, zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wenn ein Wintersturm die Königin der Tannen
Aus starken Wurzeln hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebirge bebt.

Durch dich ward Syrakus der Dienstbarkeit entzogen;
Und sich'rer Ueberfluß und heit're Freude flogen
Den freien Mauern zu;
Held aus Corinth! was aber hattest du?

Allein die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben!
Belohnung bess'rer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter gold'ner Zeit,
Der Hoheit werth, erwähltest Niedrigkeit.

Doch dein gerechtes Lob verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab:
Nach schallt ihr Lied in Lorbeer'n um dein Grab.

Die Wissenschaft zu leben.

Ein großer und vielleicht der größte Theil des Lebens,
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich, als ein Traum der Nacht,
Mit leisen Flügeln hin, und war vielleicht vergebens.

Vergebens flammten mir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich, vom Schöpfer aufgestellt,
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht jeden Tag gewonnen.

Wenn ich der Tugend Freund und groß durch Menschenliebe,
Frei von des Wahnes Tyrannei,
Wahrhaftig groß und frei
Erst werden soll, nicht bin, und es zu sein verschiebe.

Wie wer nach Golde geizt, obgleich kein Gold beglücket,
Braucht alle Stunden zum Gewinn,
Und läuft nach Wucher hin,
Wenn kaum der junge Tag aus weißen Wolken blicket.

Indeß die halbe Welt, von sanftem Schlaf umflogen,
In bleicher Dämmerung Stille träumt,
Hat jener, ungesäumt,
Schon Gelder angelegt, schon Zinsen abgezogen.

Wir leben niemals heut! wir schieben auf, zu leben,
Bis einst ein günstiges Geschick
Uns ein geträumtes Glück
Nach Vorschrift unsers Plans und Eigensinns gegeben.

Wie lang' herrscht überall der Thorheit alter Glaube,
Als könnten wir uns nicht erfreu'n,
Nicht weis' und glücklich sein
In einem jeden Stand, im Purpur und im Staube.

Auf Blumen seh' ich hier den armen Landmann liegen,
Den ein gepachtet karges Feld
Nur kümmerlich erhält:
Und seine braune Stirn lacht ruhiges Vergnügen.

Er lebt, wenn sein Tyrann, der jeden Tag bethränet
Sich um das Leben selbst betrügt,
Und, immer unvergnügt,
Reich, aber hungrig stets nach größer'm Reichthum, gähnet.

Doch Clotho wartet nicht, bis wir genug erlangen,
Und wenn sie uns zur kühlen Gruft
Und in die Stille ruft,
So haben viele nie zu leben angefangen.

Vertrauen auf Gott.

Gott, unter deinem Schutz, was sollt' in bösen Zeiten,
Was sollt' ich fürchten in Gefahr?
Wer dir vertraut, hat dich zur Seiten,
Du hilfst ihm wunderbar.

Er geht, wenn über ihm die Wolken Flammen speien,
Getrost an deiner Vaterhand;
Getrost durch dürre Wüsteneien
Und brennend heißen Sand;

Getrost in kranker Luft, und mitten unter Leichen,
Wenn wüthend ringsumher der Tod
Auf schwarzen Flügeln fauler Seuchen
Ein schnell Verderben droht.

Er fürchtet nicht, getrost auf dich und sein Gewissen,
Der giftigen Verleumdung Wuth,
Und tritt mit unerschrock'nen Füßen
Auf ihre Natternbrut.

Wenn David auf der Flucht vor schnaubenden Tyrannen
Durch grauenvolle Wüsten strich,
Und seine Füße kaum entrannen
Dem finstern Wütherich;

Wenn wider ihn vereint die Feinde Gottes stritten;
Wenn ihn sein Kind vom Throne stieß
Und, taub bei seines Königs Bitten,
Ganz Salem ihn verließ:

So sang er glaubensvoll in seiner Harfe Saiten:
Jehova, meine Zuversicht!
Und du, Jehova, halfst ihm streiten,
Sein Gott verließ ihn nicht.

Aus: Uzens poetischen Briefen.

Sechster Brief an Herrn Canonicus Gleim.

Noch einen Traum soll dieser Brief erzählen,
Dir, liebster Gleim, ich sollt' ihn zwar verhehlen;
O hätt' ich nie den Traum bekannt gemacht*),
Der wider mich die Dichter aufgebracht.
Ich war zu schnell, ein Wespennest zu stören;
Denn glaube, Freund, wenn Wespen Löwen wären,
So würde längst mein blutiges Gebein
Zu Staub zermalmt, wo nicht verschlungen sein.
Ich lebt' und träumt', und sah die Pierinnen,
Den Phöbus auch. Ihm folgten die Göttinnen
Auf einen Berg, der schattig sich erhob;
Calliope sang Friedrichs Heldenlob,
Sie sang entzückt, ihr kriegerisch Auge brannte;
Ein Jüngling kam, den Phöbus kaum erkannte.
Er ging zum Gott mit wildem Ungestüm,
Nicht mehr als Freund, und redete vor ihm:
„Wie lang' verdirbt mit liederlichen Scherzen
Dein Dichtervolk die Sitten und die Herzen?
Verruchter Schwarm von Sardanapels Art!
Auch der trank Wein und salbte seinen Bart.

---

*) Der genannte Traum ist eine vorhergehende Epistel an den Hofrath Christ, worin der Dichter erzählt, wie er im Traum in den Tempel des Geschmacks gekommen, der mit Büsten der Alten und einiger neueren Dichter ausgeschmückt war. Dieser Brief, worin er die Gebrechen der damaligen Dichter, besonders die schwärmerisch=sentimentalen Dichtungen Bodmers und einiger andern, darunter auch Wieland, verspottet, rief die heftigsten Angriffe gegen Uz und seine Dichtungen hervor, der ihnen in dieser Epistel mit Talent und Würde antwortet.

O Schande! soll von unerlaubten Dingen,
Von Lieb' und Wein der Deutsche jauchzend singen?
Der schnöde Witz, der strafbar süße Ton
Gefällt im Gleim und im Anakreon?
Ist Hagedorn in aller Schönen Händen?
Und alter Staub soll Epopoen schänden,
Die lehrreich sind? O Tugend, flieh' bethränt
Von einem Volk, das ach! beim Noah gähnt!"
Er seufzte tief und murmelte von Rache,
Von Sympathie und von der guten Sache.
Wer fröhlich scherzt', ward ein Insekt genannt;
Er nannt' auch mich und drohte mit der Hand.
Apollo schwieg, und wäre fortgegangen;
Doch Erato, mit glühend rothen Wangen,
Stand hitzig auf und sah den bösen Mann
Mit stolzem Blick und voll Verachtung an:
„Welch' schwacher Geist," hört ich die Muse sagen,
„Will von Parnaß die Grazien verjagen?
Ist niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finst'rer Kopf, dem Schwermuth Tugend scheint?
Manch großer Mann von ungescholt'nen Sitten
Hat unentehrt des Tejers Bahn beschritten,
Dem Griechen gleich zu singen sich bestrebt,
Gleich ihm gescherzt und nicht gleich ihm gelebt.
Zwar Deutschland hat in ungeheu'rer Menge
Von Lieb' und Wein erbärmliche Gesänge,
Der Kenner Spott verfolget sie mit Recht;
Allein sie sind nicht böse, sie sind schlecht.
Ist's unerlaubt, die Sinne zu vergnügen?
Die Freude soll nicht über Pflichten siegen;
Doch jeder Mensch, der sinnlich sich erfreut,
Ist nicht sogleich ein Sclav' der Sinnlichkeit.
Der Weise darf ein Mädchen artig finden,
Die Schönheit seh'n, die Schönheit auch empfinden,
Auf Blumen ruh'n, und wenn er edlen Wein
Mit Freunden trinkt, auch trinkend fröhlich sein.
Ihn darf, ihn muß, was reizend ist, entzücken;
Und was er fühlt, in Liedern auszudrücken,
Soll strafbar sein? Du schreist: er ist verdammt!
Doch dieser Mensch dient Gott in seinem Amt,
Lebt unbefleckt, auch wenn er jauchzt und singet,
Auch, wenn sein Lied von Wollust sanft erklinget;
Und, glaube mir, des Weisen Wollust sei
Mehr Tugend, Freund, als deine Schwärmerei.
Der leichte Scherz, das Tändeln munt'rer Jugend;
Ein schalkhaft Bild, bei welchem keine Tugend
Erröthen darf; ein Satz, der nicht bestimmt,
Halb Wahrheit ist und halb zur Lüge schwimmt,
Erbittern dich auf unschuldvolle Dichter:
Du schmählest, schimpfst und wirst ein Splitterrichter,
Dein Eifer schließt von einem freien Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz.

Der Dichter singt in lydisch=weichen Tönen
Nicht allezeit, nicht stets von Scherz und Schönen;
Und wenn er nun Theodiceen singt,
Sprich, ob sein Lied noch weich, noch lydisch klingt?
Die Mäßigung, die Wissenschaft zu leben,
Sich über Glück und Unglück zu erheben,
Sich immer gleich, durch Unschuld groß zu sein,
Besingt er auch, wie Chloen und den Wein.
Die Billigkeit ist rühmlich, auch im Streite;
Sieh' deinen Feind nicht blos von einer Seite:
Sieh, ob nicht selbst im grünen Myrthenwald,
Ein lehrend Lied in seine Saiten schallt.
Der Jüngling geht in diesen Myrthensträuchen
Dem Dichter nach, der Freude nachzuschleichen:
Er sucht nur Lust, und höret überall
Der Weisheit Ruf, nicht nur der Nachtigall;
So wandelt jetzt, wenn in dem lauen Lenzen
Arkadiens beblümte Fluren glänzen,
Ein junger Hirt mit seiner Schäferin,
Und Arm in Arm, durch Auen fröhlich hin;
Das munt're Paar scherzt, lacht und will nur küssen,
Wenn plötzlich sich vor seinen leichten Füßen,
Im schönsten Thal, ein marmorn Grab erhebt,
Der Daphne Grab, die gestern noch gelebt.
Der Schäfer starrt, tiefsinnig steht die Schöne,
Ihr helles Aug' umwölket eine Thräne;
Sie seufzt gerührt, ist uns der Tod so nah'?
Der Jugend selbst? und in Arkadia?
Du darfst vielleicht der schönsten Muse Lehren,
Die rauhen Ernst verschmähet, auch nicht hören?
Wenn ihre Stirn' mit Rosen sich umkränzt,
Aus ihrem Blick ein schmeichelnd Lächeln glänzt,
So darf sie nicht vor Heiligen erscheinen?
Nur diese gilt bei dir und bei den Deinen,
Die finster sieht, und kalt wie scythisch Eis,
Nur lehren will, nicht zu gefallen weiß?
Ihr suchet Lob, und lobet, die euch loben,
Auf and're wird die Geisel aufgehoben;
Man liest euch nicht, ihr werdet bös' und klagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt;
Doch Gellert wird gelesen und verehret,
Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehret,
Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht;
Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.
Verbietet ihr, daß Deutschland, wenn ihr dichtet,
Euch mit Geschmack, nach eu'ren Regeln richtet,
Und ächten Witz und Schönheit der Natur,
Das Schöne stets und nicht das Wahre nur,
Doch Richtigkeit in Ausdruck und Gedanken,
Nicht kalten Schwulst, noch Träum' erhitzter Kranken
Bei Dichtern sucht; und über falsche Pracht
Und Rauhigkeit an seinen Lehrern lacht?

Der Stoff allein macht keine Meisterstücke:
Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke,
Wär' jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär' Hans Sachs der Deutschen größter Geist.
Ein Jupiter ist prächtig anzuschauen,
Den Phidias in Marmor ausgehauen;
Der Donnergott, noch schrecklich auch im Stein,
Nimmt jedes Herz im heil'gen Schauer ein.
Doch zweif'le nicht, daß, außer unter Wenden,
Ein Liebesgott, von eines Mirons Händen,
Den Kennern auch und mehr gefallen kann,
Als Jupiter von Meister Zimmermann."
Hier konnte sich der Jüngling nicht mehr halten:
Die stolze Stirn umwölkten Grimm und Falten;
Er stand und schwur dem heidnischen Parnaß,
Den Musen selbst auf ewig seinen Haß.
Er ging erzürnt; ich sah ihm nach und lachte,
So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.
Was ich gehört, o Gleim, ergötzte mich;
Du denkst vielleicht, ein Thor vertheidigt sich!
Ein wahres Lob ist immer wahr geblieben;
Weil Kenner dich und deine Musen lieben,
Verachtest du der kleinen Richter Schmäh'n,
Die sich vor dir mit Midas Weisheit bläh'n.
Wie aber, Freund? so soll vergällten Herzen
Vergönnet sein, mich tückisch anzuschwärzen?
Verurtheilt mich ein schwärmerisch Gericht,
Weil ich gescherzt, als einen Bösewicht?
Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten;
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen früh'sten Zeiten;
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob.
Nur üb' ich mich noch schüchtern und im Stillen:
Hier braucht man mehr als einen guten Willen,
Hier muß nichts kalt, nichts niedrig, nichts gemein,
Muß alles groß und Gottes würdig sein.
Der Dichter soll des Volkes Herzen rühren,
Doch klüger sein, nicht folgen, sonder führen;
Und sein Gesang, von reinerm Licht gelehrt,
Muß, fern von Wahn, der unsern Gott entehrt,
Die Poesie bis zum Begriff erheben,
Den uns Vernunft und Offenbarung geben,
Der ohne Schmuck der Fabeln, mehr vergnügt,
Als Phantasie, die schwindelnd sich verfliegt.
Sein heilig Lied entreiße sich dem Staube;
Doch müss' es wahr und, wie der Christen=Glaube,
Hoch, ohne Schwulst, in edler Einfalt schön
Und rührend sein, und jedes Herz erhöhn.

Wie? dürfte sich in christlichen Gedichten
Die Muse nicht nach jenen Regeln richten,
Die Griechenland auf Romuls große Stadt
Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben;
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur.
Wie traurig ist's, daß Deutsche dich verlassen,
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft hassen!
Schmink' ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei,
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu.
Ich schwör' es dir bei Hagedorns Altären:
Er ist entrückt zu glänzend höhern Sphären;
Doch Deutschland brennt auf ewigem Altar
Ihm Weihrauch an, der Deutschlands Zierde war.
Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln,
Und sollte mich der gröbste Spott mißhandeln;
Ich schweige nun, und flieh' aus einem Streit,
Wo Thorheit schmäht, und falscher Eifer schreit.

Ewald Christian von Kleist, geboren den 7. März 1715 zu Zeblin bei Cöslin. In seinen Knabenjahren fand er an nichts als an ritterlichen Uebungen Vergnügen, und selbst als er 1729 auf das Gymnasium nach Danzig kam, blieb er weit hinter seinem ältern Bruder, der fleißig, aber weniger begabt war, zurück; und erst als er 1731 nach Königsberg auf die Universität ging, um die Rechte zu studieren, wurde er ausdauernd und vertiefte sich mit Eifer in das Studium der Wissenschaften, in dem ihm nun ein höheres Leben aufging. Als er nach beendigten Studien in seinem Vaterland keine günstigen Aussichten zu einer Anstellung fand, folgte er einer Einladung eines seiner Verwandten, der General in dänischen Diensten war, um gleichfalls in dänische Kriegsdienste zu treten, die er jedoch auf Befehl Friedrichs II. 1740 wieder verließ. Im Regiment des Prinzen Heinrich zu Potsdam als Lieutenant angestellt, gerieth er bei seinem geringen Vermögen bald in eine bedrängte Lage, auch verbitterte ihm die Rohheit seiner Kameraden oft das Leben, und Streitigkeiten mit ihnen fanden sich häufig. Eine Wunde, die er 1741 beim Duell erhielt, war die Veranlassung, daß ihn Gleim aufsuchte, der damals Hauslehrer beim Oberst Schulz in Potsdam war, mit dem er eine innige Freundschaft schloß und durch dessen Anregung die Liebe zur Poesie, die bis dahin in ihm geschlummert hatte, angefacht wurde. Gleim war zugleich bei seinem ersten Besuch der indirekte Lebensretter Kleists. Er las ihm nämlich sein Gedicht an den Tod vor, und als Kleist darüber heftig lachte, brach seine Wunde auf, wodurch Spuren von Brand sichtbar wurden, die bald geheilt werden konnten, sonst aber wohl seinen Tod herbeigeführt hätten. In den Jahren 1744 bis 1745 wohnte Kleist dem Feldzug in Böhmen bei, kehrte nach Abschluß des Dresdener Friedens 1746 nach Potsdam zurück und beschäftigte sich da vorzüglich mit

Poesie. Er gab Lieder und das beschreibende Gedicht: „Der Frühling", heraus, welches er meistens auf Spaziergängen, die er seine Bilderjagd nannte, gedichtet hatte. Nachdem er 1751 zum Stabskapitän befördert worden war, wurde er nach der Schweiz auf Werbung geschickt, und lernte in Zürich Bodmer und Wieland kennen. Nach seiner Rückkehr (1756) zum Major ernannt, erhielt er bald darauf ein Commando nach Leipzig als Aufseher über das dort befindliche Lazareth; er versäumte nicht, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, mit Lessing, Gellert, Rabener und einigen Andern, die sich in und bei Leipzig aufhielten, in ein näheres Verhältniß zu treten. Später machte er die Feldzüge von 1758 bis 1759 mit und zeichnete sich zu wiederholten Malen durch besondere Tapferkeit aus. Er erhielt in der Schlacht bei Kunnersdorf den 17. August 1759 die Todeswunde, an der er den 24. August 1759 starb, nachdem er auf dem Schlachtfelde schwer verwundet liegen geblieben, von Kosaken ausgeplündert und in einem Sumpf geworfen wurde. Erst am folgenden Tage wurde er nach Frankfurt gebracht, wo ihm in dem Hause des Professor Nicolai eine sorgsame Pflege zu Theil wurde, die ihn jedoch nicht mehr retten konnte.

Kleist hatte schon als Jüngling gelegentliche Versuche in der Dichtkunst gemacht, doch wurde er, wie gesagt, erst durch Gleim zur Pflege seines Talentes veranlaßt, in dessen Sinn und Geist er auch einige anakreontische Lieder schrieb. Als er jedoch die Nachricht erhielt, daß seine Jugendgeliebte, Wilhelmine von der Golz, die er 1738 hatte kennen lernen, zu einer reichen Heirath gezwungen worden sei, machte dies einen so überwältigenden Eindruck, daß ihn seine bisherige, sorgenlose Heiterkeit verließ, und sich der wehmüthige Ernst entwickelte, der von nun an seine Poesien erfüllte. Dazu kam noch, daß er sein Leben als ein verfehltes betrachtete, da er, wenn auch ein tüchtiger Soldat, mehr Sinn und Geschmack für ein friedliches Landleben hatte.

Er, der poetisch begabter wie die meisten seiner Zeitgenossen war, theilte doch als Dichter alle Mängel und Vorzüge der Zeit. Zu seinen Vorzügen gehört besonders eine ungemeine Sauberkeit und Eleganz in der Darstellung, und namentlich sein Hauptwerk: „Der Frühling", ist Muster von Kraft und Wohllaut der Sprache, von Weichheit und Fülle des Ausdrucks; allein ihm fehlte eine höhere und großartigere Ansicht von der Poesie, welches theils daher kam, daß es ihm an eigentlicher Genialität gebrach, theils durch die herrschende Zeitphilosophie veranlaßt ward, welche die Welt als einen Schauplatz der niedrigsten Leidenschaften ansah, daher Philosophen und Dichter ein leidenschaftloses, aber eben darum ein Leben ohne tieferen inneren Gehalt, dessen Ideal man in dem Landleben und der Zurückgezogenheit von allen geselligen Verhältnissen sah, als das Höchste priesen. Dies ist auch der Hauptgedanke im „Frühling". Es gehört zu der Gattung der beschreibenden Gedichte, aber eben darum kann es auf den Namen eines wahrhaften Gedichtes keinen Anspruch machen. Alles Beschreibende ist eigentlich eine Operation des Verstandes und insofern unpoetisch, denn die Poesie soll das Leben, den Wechsel und Wandel: die Handlung darstellen. Doch kann die Beschreibung nicht

ganz aus der Poesie verbannt werden, und wenn sie mit dem Leben der Menschen harmonisch verbunden erscheint, wie einzelne gelungene Stellen des Kleist'schen Frühlings, so hat auch diese Gattung ihre volle poetische Berechtigung. Ursprünglich ist der „Frühling" nur ein Fragment aus einem größern, doch niemals vollendeten Gedicht: „Die Landlust", und der Form nach noch deßhalb merkwürdig, weil Keist sich für dasselbe eine eigene Versart bildete, nämlich den Hexameter mit einer Vorschlagsilbe, da ihm der griechische Hexameter zu feierlich zu sein schien. An den „Frühling" schließen sich seine Idyllen an, die, obwohl auch sie zu der beschreibenden Poesie gehören und daher die schon erwähnten allgemeinen Fehler dieser Gattung an sich tragen, doch insofern den besten Erzeugnissen der Art beizuzählen sind, weil Kleist darin nicht, wie die Idyllendichter vor und nach ihm, das Wesen der Idylle nur in der bloßen Aeußerlichkeit eines beschränkten Lebens fand, sondern das innere Glück der zufriedenen, heiteren Unschuld zur Erscheinung zu bringen suchte, was ihm namentlich im „Irin" vortrefflich gelang. In der lyrischen Poesie, wozu sein Talent ihn am meisten befähigte, leistete er Bedeutendes. Sowohl seine scherzhaften, wie ernsten Lieder und die Fabeln sind recht gelungen, doch steht er am höchsten in der Ode, Hymne und Elegie, deren er zwar nur wenige, aber in Form wie Inhalt bedeutende verfaßte. Dagegen sind seine Epigramme unbedeutend; zum scharfen, beißenden Epigramm fehlte es ihm an Witz und zum leichten, scherzhaften an Heiterkeit des Gemüthes. Endlich noch ist ein Trauerspiel: „Seneca", und ein historisches Epos: „Cissides und Paches", von ihm zu erwähnen, die jedoch beide seinen übrigen Werken nachstehen. In ersterem suchte er mit Glück die strenge, einfache Form, die ihm bei Klopstocks: „Tod Adams", der zu seiner Zeit schon erschienen war, begeistert hatte, nachzuahmen. Doch ist diese Form, in welcher die Handlung auf das Allernothwendigste beschränkt wird und die Charaktere der Personen in ihren Gesprächen entwickelt werden sollen, für die dramatische Poesie überhaupt ungeeignet. Auch von Lessing besitzen wir ein solches Drama: „Philotas", welches, obgleich an und für sich gelungen, doch durch denselben Fehler sich als ein nicht ausführbarer Versuch erweist. „Cissides und Paches" stellt eine Scene aus der macedonischen Geschichte dar; Kleist selbst nennt es einen kriegerischen Roman, doch hat es mit einem Roman gar keine Aehnlichkeit. Auch hier hat Kleist statt Handlung und Bewegung, die zum Epos unerläßlich sind, nur rhetorische Pracht und eine Fülle von schmückenden Bildern angebracht, wodurch das Mißverhältniß zwischen Inhalt und Form bei einem solchen Gegenstand noch auffallender hervortritt.

Aus: Kleists lyrischen Dichtungen.

Liebeslied an die Weinflasche.

O Flasche! voll vom Saft der rheinischen Traube,
Du Schmuck der Welt;
Beglückt ist der, der in der Rosenlaube
Im Arm dich hält.

Nun du mich liebst, ist gut und schlimm Geschicke
Mir gänzlich gleich.
Du bist mein Trost, mein Leben, Ruh' und Glücke
Und Himmelreich.

Wenn and're sich in Grausame vergaffen:
O, wie lach' ich
Der Thoren! Du bist für mein Herz geschaffen
Und ich für dich.

Du stärkst den Muth und führest Himmelsfreuden
In meine Brust,
Des Wassers Freund muß Pein und Schwermuth leiden
Und missen Lust.

Fiel Adam wohl, der Trauben genug verschlucket,
Dadurch in Noth?
Der Biß in Frucht, woraus man Cider drucket,
Verdiente Tod.

Bleib' mir forthin, was du mir stets gewesen:
Mein Ruhm und Heil!
Dich hab' ich mir aus einer Welt erlesen
Zum besten Theil.

Und sterb' ich einst, so wein' auf meine Asche
Und schluchz' betrübt:
„Hier ruhet der, der mich gekränkte Flasche
Getreu geliebt."

Lob der Gottheit. (Hymne.)

Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke,
Aller Himmelskreise Welten preisen seiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervorgebracht,
Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht.

Soll ich denn allein verstummen? Soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geistes Flügel auch zu seinem Throne schwingen,
Und wenn meine Zunge stammelt, o so sollen nur allein
Dieser Augen wilde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht sein.

Ja, sie stammelt; sieh', o Schöpfer! meines Herzens Altar rauchen.
Könnt' ich gleich den blöden Pinsel in der Sonne Flammen tauchen,
Würde doch von deinem Wesen noch kein Riß, kein Strich gemacht:
Dir wird selbst von reinen Geistern nur ein schwaches Lob gebracht.

Wer heißt Millionen Sonnen prächtig, majestätisch glänzen?
Wer bestimmt dem Wunderlaufe zahlenloser Erden Gränzen?
Wer verbindet sie zusammen? wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes sanfter Athem, Herr, dein mächtigstes Geheiß.

Alles ist durch dich. Die Schaaren ungeheu'rer Sphären liefen
Auf den Ton von deinen Lippen durch die ewig leeren Tiefen.
Fische, Vögel, zahme Thiere, Wild, das Feld und Hain durchstrich,
Und vernünftige Geschöpfe scherzten d'rauf und freuten sich.

Du gibst den entzückten Blicken zwischen kräuterreichen Auen
Wälder, die sich in den Wolken fast verlieren, anzuschauen:
Du machst, daß darin durch Blumen sich ein helles Naß ergießt,
Das zum Spiegel wird des Waldes und durch Muscheln rieselnd fließt.

Um des Sturmes Macht zu hemmen und zugleich zur Lust der Sinnen
Thürmen Berge sich, von ihnen lässest du Gesundheit rinnen.
Du tränkst mit der Milch des Regens und mit Thau die dürre Flur,
Kühlst die Luft durch sanfte Winde und erfreuest die Natur.

Durch dich schmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unsere Gränzen,
Durch dich muß das Gold der Aehren und der Trauben Purpur glänzen.
Du erfüllst die Welt mit Freude, wenn die Kälte sie besiegt,
Wenn sie, eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln liegt.

Durch dich kann des Menschen Seele in der Sterne Kreise dringen,
Durch dich weiß sie das Vergangene, hat Begriffe von den Dingen,
Scheid't der Sachen Aehnlichkeiten von den Sachen selber ab,
Urtheilt, schließt, begehrt und scheuet. Durch dich flieht sie Tod und Grab.

O! wer kann die Wunderwerke deiner Liebe genug erheben!
Selbst das Unglück ist uns nützlich und beseligt unser Leben.
Zweifler! rührt euch nicht die Liebe, o so fürchtet seine Macht;
Zittert wie verscheuchte Sclaven, wenn des Herren Grimm erwacht.

Schaut: der Mittag wird verfinstert, es erwacht ein Schwarm von Eulen;
Schrecken überfällt die Lüfte, hört ihr ängstlich=hohles Heulen!
Schaut, wie dort der Sturm die Klippen als zerbrechlich Glas zerschmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet und wie Fäden sie zerreißt!

Finstere Wolken, Bergen ähnlich, stoßen ungestüm zusammen:
Schaut, aus ihren schwarzen Klüften brechen Meere wilder Flammen!
Wald und Fluren steh'n im Feuer, Stürme scheu'n und flieh'n das Land,
Krokodil und Löw' und Tiger bebt und eilt aus Dampf und Brand.

Wälder starker Masten stürzen vor der Wuth der Wasserwogen;
Auf zerstückten Brettern kommen Kriegesheere angezogen,
Die der Sturm nebst Steu'r und Segeln zu der Wolken Höhe schwingt,
Bis sie schnell der schwarze Rachen des ergrimmten Meer's verschlingt.

Sagt, wer donnert in den Wolken? Sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler, sprich! wer wälzt die Fluthen, die sich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu:
O verwegenes Geschöpfe, dies ist Gott, was zweifelst du?

Herr! in meinem Munde sollen deine Thaten ewig schallen.
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen;
Du, der du das Innere prüfest, sieh' der Seelen Regung an,
Die sie selber zwar empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Werd' ich einst vor deinem Throne mit gekröntem Haupte stehen:
Dann will ich mit edlern Liedern deine Majestät erhöhen.
O, ihr längst erwünschten Zeiten, eilt mit schnellem Flug herbei,
Eilet, daß ich bald der Freude sonder Wechsel fähig sei!

Aus: Kleist's epischen Dichtungen.

Irin. (Idylle.)

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Flut und Himmel
Schien im Feu'r zu glüh'n.
O, wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh'," sagt' er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in dem rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh', er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Flut,
Und spannt des Fittigs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt.
O, was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!"
„Ja," sagt Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Leben lang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist.
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O, Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schöner'n Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfah'n.
O, bleib' der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von deinem Vorrath gern
Den Armen! Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam,
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest,
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz sei unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar erbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um uns're Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud' und Lust.
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten! Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Flut herab
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt' und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt,
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann in's Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein.
O, Sohn, sei fromm und tugendhaft
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön!"
Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins und sprach: „Mein Vater, nein,
Du stirbst noch nicht, der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost,"
Und viele Thränen flossen ihm

Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Aus: dem Frühling.

Inhalt desselben.

Der Dichter beginnt mit der Begrüßung des Frühlings und mit der Aufforderung an die Menschen, sich desselben zu freuen. Er schildert die ihn umgebende Landschaft und das Glück ihrer Bewohner. Aber eben dieses Glück erinnert ihn an das Elend, welches der mit dem Frühling wiederkehrende Krieg über die Menschen bringt. Durch diesen Gedanken bewegt, erhebt er sein Gemüth zu einer Bitte an die Fürsten um Frieden für ihre Völker. Er kehrt hierauf zu seinem Gegenstand zurück, ein naher Meierhof gibt ihm dazu Veranlassung. Er schildert denselben mit seinem regen Leben und ruhigen Glück, mit seinem schönen, einladenden Garten u. s. w. Er reiht daran ein begeistertes Lob des Landlebens. Indessen ist er in eine wenig von Menschen bewohnte Gegend gekommen, wo die Natur ungehindert frei und kräftig aufblüht; sie leitet ihn zu dem Gedanken und zum Lob Gottes. Aber auch zugleich weckt die Schönheit der Gegend die Besorgniß ihres nahen Hinwelkens; da überziehen plötzlich dichte Wolken den Himmel und ein heftiger Regen ergießt sich über die Erde; bald jedoch kommt die Sonne wieder, und die Natur glänzt erfrischt auf's Neue. Der Dichter schließt, Gottes Segen über sich und das Land herabflehend.

Der Garten.

Wie schimmert der blühende Garten, wie duften die Lauben, wie gaukelt
In Wolken von Blüthen der fröhliche Zephyr! Er führt sie gen Himmel
Und regnet mit ihnen herab. Hier hat der verwegene Schiffer
Die wilden Gewächse der Mohren nicht hingepflanzt; seltene Disteln
Durchblicken die Fenster hier nicht. Das nützende Schöne vergnüget
Den Landmann, und etwa ein Kranz. Dies lange Gewölbe von Nußstrauch
Zeigt oben voll laufender Wolken den Himmel, und hinten Gefilde
Voll See'n und buschichte Thäler, umringt mit geschwollenen Bergen.
Mein Auge durchirret den Auftritt noch einmal und muß ihn verlassen;
Der nähere ziehet mich an sich. — O Tulipane! wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offenen Busen gefüllet?
Ich grüßte dich, Fürstin der Blumen, wofern nicht die göttliche Rose
Die tausendblätt'rige, schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedornten Thron und den ewigen Wohlgeruch hätte.
Hier lacht sie bereits durch die Knospe mich an, die gepriesene Rose.
Hier drängt die Maienblume die Silberglöckchen durch Blätter.
Hier reicht mir die blaue Jacynthe den Kelch voll kühler Gerüche.
Hier strömt der hohen Viole balsamischer Ausfluß; hier streu't sie
Die goldenen Strahlen umher. Die Nachtviole läßt immer

Die stolzer'n Blumen den Duft verhauchen: sie schließt bedächtig
Ihn ein und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht, wie die furchtsamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern spornt, die tugendhaft wegen der Tugend,
Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausstreu'n.
Seht hin! wie brüstet der Pfau sich dort am funkelnden Bette;
Die braunen Aurikelgeschlechter, bestreut mit glänzendem Staube,
Steh'n gleich den dichten Gestirnen; aus Eifersucht geht er daneben,
Und öffnet den grünlichen Kreis voll Regenbogen, und wendet
Den farbenwechselnden Hals. Die Schmetterlinge, voll Wollust
Und unentschlossen im Wählen, umflattern die Blumen, und eilen
Auf bunten Flügeln zurück, und suchen wieder die Blüthe
Der Kirschenreiser, die jüngst der Herr des Gartens durchsägten
Schlehstämmen eingepfropft hatte, die jetzt sich über die Kinder,
Von ihnen gesäuget, verwundern. — Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,
In jener Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand.
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert sie schmeichelnd, am Halse mit zarten Armen ihr hangend;
Ein anderes tändelt im Klee, sinnt nach und stammelt Gedanken.
O dreimal seliges Volk, was keine Sorge beschweret,
Kein Neid versuchet, kein Stolz! Dein Leben fließet verborgen
Wie klare Bäche durch Blumen dahin. Laß Andere dem Pöbel,
Der Dächer und Bäume besteigt, in Siegeswagen zur Schau sein,
Gezogen von Elephanten; laß Andere sich lebend in Marmor
Bewundern, oder in Erz, von knieenden Sclaven umgeben.
Nur der ist ein Liebling des Himmels, der, fern vom Getümmel der Thoren,
Am Bache schlummert, erwacht und singt. Ihm malet die Sonne
Den Ost mit Purpur; ihm haucht die Wiese, die Nachtigall singt ihm;
Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an sein Traubengeländer.
Mit Arbeit würzt er die Kost, sein Blut ist leicht wie der Aether;
Sein Schlaf entflieht mit der Dämmerung, ein Morgenlüftchen verweht ihn.

Karl Wilhelm Ramler, geboren den 25. Februar 1725 zu Colberg. Mit dem 11. Jahre wurde er in das Waisenhaus zu Stettin und später, da dieses einging, in das Hallesche gebracht, wo er mit solchem Eifer arbeitete, daß er schon nach vollendetem 17. Lebensjahre die dortige Universität beziehen konnte. Da seine Liebe zur Dichtkunst, die in dem Waisenhause eher Tadel als Aufmunterung erfahren hatte, jetzt keine Beschränkung mehr fand, so widmete er sich ihr und dem Studium der Alten beinahe ausschließlich; auch als er ein Jahr danach in die Heimath zurückkehrte, blieb es seine Hauptbeschäftigung. 1745 ging er nach Berlin mit der Absicht, sich seinem Berufsstudium, der Medicin, mit größerem Eifer zu widmen; doch hatte er eine unbesiegbare Abneigung gegen dieselbe, weßhalb ihm Gleim, den er bald in Berlin kennen lernte, um ihn von der verhaßten Medicin zu befreien, eine Stelle als Hauslehrer bei seinem Schwager, dem Oberamtmann Fromme in Lehme, verschaffte. Ramler blieb dort bis zum Jahr 1748, dann erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Logik und schönen Wissenschaften an der Cadettenschule in Berlin, welche Stellung, die ihm nur kärglichen Unterhalt

verschaffte, er bis nach Friedrich II. Tod behielt. Letzterer hatte von dem Dichter, der ihn in zahlreichen Oden besang, keine Notiz genommen, dagegen setzte ihm Friedrich Wilhelm II. bei seiner Thronbesteigung 1786 eine Pension von 800 Thalern aus und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später wurde Ramler, mit Johann Jakob Engel zusammen, Direktor des Nationaltheaters, nach des Letztern Abgang führte er von 1793 an die Direktion allein, die er jedoch 1796 wegen Altersschwäche niederlegte. Er starb an einem Abzehrungsfieber den 11. April 1798 in Berlin.

Nächst Kleist ist Ramler der bedeutendste des halleschen Dichterkreises, und, wenn auch vielleicht weniger von der Natur mit schwungvoller Phantasie und poetischen Eingebungen begabt, wie jener, so wurde er doch von größerem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur durch seine Formgewandtheit und scharfe, klare Kritik. Sein Geschmack war in Sachen der Poesie so sicher, daß selbst Lessing das größte Gewicht auf sein Urtheil legte. Doch ließ sich Ramler dadurch auch manchmal verleiten, ohne Vorwissen der Verfasser die Poesien anderer Dichter nach seinem Sinn zu verbessern, was ihm manche Feinde zuzog. So zum Beispiel arbeitete er Lichtwers Fabeln um, und brachte Geßners Idyllen in Verse ohne Beider Zustimmung. Ob ihn zwar manchmal, wie dies Beispiel zeigt, sein Eifer für den guten Geschmack unzart gegen Andere auftreten ließ, so blieb dies doch nicht ohne günstigen Einfluß auf die deutsche Sprache und Literatur. Die Sammlungen Gedichte lebender und schon verstorbener Dichter, die er unter den Titeln: „Lyrische Blumenlese“, „Fabellese“ und „Lieder der Deutschen“, herausgab, haben durch seine Veränderungen meist gewonnen, ebenso die angeführten Beispiele in dem von ihm übersetzten französischen Werk Batteux's: „Ueber die schönen Wissenschaften“, in welchem er die Muster der einzelnen Dichtarten aus deutschen Dichtern entnahm. Noch ist Ramler als glücklicher Uebersetzer der römischen Dichter Horaz, Catull und Martial und des Griechen Anakreon zu erwähnen.

Was seine eigenen Dichtungen betrifft, so sind sie sämmtlich in der Form correct und schön und dabei nie auf Kosten der Form der Inhalt versäumt. Keine derselben ist gehaltlos. Die meisten seiner kleineren Gedichte sind patriotische Oden und Elegien, in welchen er Friedrich den Großen und das ganze königliche Haus verherrlichte; sie gehören unter die besten Erzeugnisse der damaligen Zeit, ob sie uns gleich jetzt, da der Stoff derselben uns ferner liegt, weniger ansprechend erscheinen. Seine übrigen Oden, in denen er andere Gegenstände besingt, wie die angeführte: „Sehnsucht nach dem Winter“, werden stets gefallen durch den Wohlklang und die kräftige Sprache, manche derselben erinnern dadurch an Jakob Balde, den ausgezeichneten lateinischen Odendichter des 17. Jahrhunderts, dessen Andenken erneuert wurde durch Herders treffliche Uebersetzung. Die größte Berühmtheit erlangte Ramler jedoch durch seine Cantaten; er war einer der ersten und geschicktesten Bearbeiter derselben, und seine Cantaten alle, besonders aber: „Ino“, „Pygmalion“ und: „Der Tod Jesu“ (letztere wurde durch Graun's Musik am be-

kanntesten) zeichnen sich durch Wohlklang und dramatische Entwickelung aus. Gleiches Lob verdienen seine beiden Singspiele: „Cephalus und Prokris", und: „Cyrus und Kassandane". Endlich ist Ramler noch, im Verein mit Sulzer und einigen Andern, als Herausgeber einer Zeitschrift: „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", zu erwähnen, wozu er nicht unbedeutende Beiträge lieferte. Ramlers gesammelte poetische Werke gab nach seinem Tode Günther von Göcking heraus.

Aus: Ramlers Dichtungen.

Sehnsucht nach dem Winter.

Die Stürme durchheulen die Lüfte, und schleudern Wolken auf Wolken,
Und donnernd stürzen die Ströme durch's Land.
Die Wälder trauern entblößt, das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler gejagt.
Der Weinstock ein dürres Gesträuch! — Was klag' ich so müssig den Weinstock?
Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut.
Schon seht ihr den spendenden Herbst mit leerem Fruchthorn entweichen:
Bald kommt der Winter mit Tannen bekränzt
Und deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Und hüllt in Blüthe den Wald, dem fröhlichen Barden ein Frühling,
Und streuet Lilien über das Thal.
Dann schwimmt der Jüngling nicht mehr durch reißende Fluten, dann schweift er
Auf harten Wassern, laut jauchzend, umher,
Die Füße beschuhet mit Stahl, und überwindet den Reiter,
Der am Gestade den Wettlauf gewagt.
Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel, sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wogen dahin,
Gewärmt vom sibirischen Pelz, durch silberne Schleier beschirmet,
An ihre zärtlichen Führer gelehnt.
O Winter! eile voll Zorn und nimm den kältesten Ostwind,
Und treib' die Krieger aus Böhmen zurück,
Und meinen erstarreten Kleist! Noch hab' ich ihm seine Lykoris
Und Wein von mürrischem Alter bewahrt.

An den Frieden.

Wo bist du hingefloh'n, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnst du nicht nur auf einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief versteckt?
Wohin nicht Wuch'rer, nicht Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

Nicht, wo mit Wüsten ringsumher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten seines Palmbaums nähret?
Vom Safte seines Palmbaums trinkt?

O! wo du wohnst, laß endlich dich erbitten:
Komm' wieder, wo dein süßer Feldgesang
Von heerdevollen Hügeln, und aus Weinbeerhütten
Und unter Kornaltären klang.

Sieh' diese Schäfersitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nun sparsam, nun wie Bäumchen auf verbrannter Haide,
Wie Gras auf öden Mauern steh'n.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngst verlobte Garbenbinderin
Trägt, ohne Saitenspiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

Denn ach! der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Kron' und Most; vertilget Frucht und Stamm;
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine, fromme Lamm.

Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäh't er Menschen ab.
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest.

Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzug 1763.

Er kommt, um den du bebtest, wenn im Streite,
Wohin ihn sein Verhängniß trug,
Der eh'rne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherr'n niederschlug;

Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrock'ner Seele sich zwei Welten
Allein entgegenwarf.

Dein König, o Berlin! durch den du weiser
Als alle deine Schwestern bist;
Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist.

Dein Vater, der dich in der Theu'rnng nährte,
Er kommt mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgeschreckt.

Fall' an sein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; flieh' an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust

Dich reden läßt. Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedselig Angesicht;
„Willkommen, Schutzgeist deines Volks!“ und saget wieder:
„Willkommen,“ weiter nichts.

Ihr Jungfrau’n! deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg! mischt Blumen, die der offenen Erd’ entsteigen
Und frühe Blüthe d’rein.

Ihr edlen Mütter! opfert Spezereien,
Die Sabatha den Tempeln zollt
Da, wo sein gold’ner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

„Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!“
So sagt ihr Jünglinge. Du Chor der Alten sage:
„Heil uns, daß wir das Ziel

So kronenwerther Thaten sah’n! wir sterben
Von Wonne trunken. Friedrich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben.“
„Triumph,“ so sag’ auch ich.

Wenn unter lauter jubelvollen Zungen
Ein süßer Ton auch mir gerieth:
„Triumph! ich hab’ ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.“

Der Tod Jesu. (Eine geistliche Cantate.)

Du, dessen Augen flossen,
Sobald sie Zion sah’n
Zur Frevelthat entschlossen,
Sich seinem Falle nah’n:

Wo ist das Thal, die Höhle,
Die, Jesu, dich verbirgt?
Verfolger seiner Seele,
Habt ihr ihn schon erwürgt?

Sein Odem ist schwach;
Seine Tage sind abgekürzet;
Seine Seele ist voll Jammer;
Sein Leben ist nahe bei der Hölle.

Gethsemane.

Wen hören deine Palmen hier
So bange, so verlassen klagen?
Wer ächzet hier die Seel’ in tausend Aengsten aus?
Ist das mein Jesus? Bester aller Menschenkinder,
Du zagst? du zitterst gleich dem Sünder,
Dem die Gerechtigkeit das Todesurtheil fällt?
Ach seht! er sinket hin der fromme Held,
Als trüg’ er allen Zorn des Himmels, alle Plagen
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus seiner Höhle.
Sein Schweiß rollt purpurroth
Die Schläf’ herab. Er ruft: „betrübt ist meine Seele
Bis in den Tod!

Laß, Vater, diese Stunde —
Laß sie vorübergeh'n!
Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde!
Du nimmst ihn nicht? — — — Wohlan! dein Wille soll gescheh'n."

Du Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott sein.

Wenn ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wenn ich den Richter kommen höre
Mit Wag' und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt:
Wer will, wer kann mein Schutzgott sein?

Du Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der, schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott sein.

Wen hab' ich in der letzten Pein?
Wer wird mir Rath und Trost verleih'n?
Mit neuer Hoffnung mich beleben?
Wer blickt voll Huld mich Schwachen an,
Wenn mir kein Mensch mehr helfen kann,
Und ich der Welt muß Abschied geben?
Wer schafft der trüben Seele Licht,
Thust du es, o mein Heiland, nicht?

Der Held erhebt sich von der Erde,
Gestärkt von Gott durch eines Engels Hand,
Und sucht die Jünger auf, die seine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen sie gestützt, mit trauriger Geberde,
Betrachtend steht der Menschenfreund und spricht,
Mit über sie gehängtem holden Angesicht:
„Der Geist ist willig, nur der Leib ist schwach."
Und bückt sich, Petrus Hand sanft anzurühren, nieder:
„Auch du bist nicht mehr wach?
O, wacht und betet, meine Brüder!"

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Klimm' ich zu der Tugend Tempel
Matt den steilen Pfad hinauf,
O, so sporn' ich meinen Lauf
Nach der Wanderer Exempel,
Durch die Hoffnung jener schönen,
Ueber mir erhab'nen Scenen,
Und erleicht're meinen Gang
Mit Gebet und mit Gesang.

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Herr, höre die Stimme unseres Flehens,
Wenn wir zu dir schreien,
Wenn wir unsere Händ' erheben
Zu deinem heiligen Chor.

Es klingen Waffen, Lanzen blinken bei dem Schein
Der Fackeln, Mörder dringen ein,
Ich sehe Mörder! Ach, es ist um ihn geschehen.
Er aber, unerschrocken, nahet sich
Den Feinden selbst; großmüthig spricht er: „Sucht ihr mich?
So lasset meine Freunde gehen."
Die schüchternen Gefährten flieh'n auf dieses Wort.
Ihn bindet man, ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der Einzige von allen;
Er folgt, zur Hülfe schwach, von fern;
Mitleidig folgt er seinem Herrn

Zum schrecklichen Palaste
Des hohen Priesters Kaiphas.
Was hör' ich hier? Ach Petrus selber spricht:
Ich kenne diesen Menschen nicht!
Wie tief bist du von deinem Edelmuth gefallen!
Doch siehe! Jesus wendet sich
Und blickt ihn an. Er fühlt den Blick,
Er geht zurück,
Er weinet bitterlich.

Ihr weich geschaff'nen Seelen,
Ihr könn't nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen, hebet
Die Reu' den Schlangenkamm empor
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Ihr weich geschaff'nen Seelen
Ihr könn't nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Unsere Seele ist gebeuget zur Erde,
O wehe, daß wir so gesündiget haben.

Jerusalem, voll Mordlust, ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und uns're Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
In Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem,
Und eine Vatermörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt; ein Strom quillt Stirn' und Wang' herab.
Seht, welch ein Mensch! des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch, und Juda hört sie nicht;
Und legt dem Blutenden mit noch nicht sattem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll;
Er trägt ihn willig fort, und sinkt ohnmächtig hin.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen;
Unaufgehalt'ne Thränen fließen,
Er aber sieht sich tröstend um und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht."

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluten heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Zu deiner Ehre will ich alle Plagen,
Schmach und Verfolgung ohne Murren tragen;
Nach deinem Beispiel will ich selbst mit Freuden
Den Tod erleiden.

Da steht der traurige, verhängnißvolle Pfahl.
Unschuldiger! Gerechter! hauche doch einmal
Die matt gequälte Seele von dir! Wehe! Wehe!
Nicht Banden, Ketten nicht, ich sehe
Gespitzte Keile. Jesus reicht die Hände dar,
Die theu'ren Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchschneidet
Die Spitze Nerv' und Ader und Gebein. Er leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter und hängt da,
Zur Schmach erhöh't, voll Blut in Todesschmerzen
Am Golgatha.
Ihr Männer Israels, o ruft in eu're Herzen
Erbarmung! Laßt die Rach' im Tode ruh'n!
Umsonst! die Väter höhnen ihn!
Ihr Hohn ist bitter, grausam fröhlich ihre Mienen,
Und Jesus ruft: „Mein Vater, ach! vergib es ihnen!
Sie thun unwissend, was sie thun.'

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeih'n ist meine Rache.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir.

Heilig ist Gott Zebaoth,
Und erträgt den Missethäter
Mit erbarmender Geduld.

Mächtig ist der Welten Gott,
Und erzeigt dem Hochverräther
Stündlich neue Gnad' und Huld.

Ihr nur eifert über Sünder
Grausam, Sünder, eifert ihr.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeih'n ist meine Rache.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir!

O, welch' ein neuer Greuel kränket
Den Heiligen in Israel? Wo find' ich ihn?
Hier, unter Missethätern aufgehenket;
Woran erkenn' ich ihn?
An seiner Tugend.

Schmach, Folter, Todesangst vergißt er und bedenket,
Maria, dein verlass'nes Alter, und ertheilt
Dem Freunde seines Busens diesen letzten, letzten Willen:
„O Jüngling! das ist deine Mutter." — Dieser eilt,
Ein Schüler Jesu, sein Vermächtniß zu erfüllen;
Und Jesus sieht es an
Und wird noch mehr entzückt, und fühlet keine Wunden,
Weil er jetzt einen Strahl von Trost den trüben Stunden
Noch eines reuerfüllten Sünders schenken kann.
Er kehrt sein Antlitz hin zu dem an seiner Seite
Gekreuzigten Verbrecher, ihm zu prophezei'n:
„Ich sage dir, du wirst noch heute
Mit mir im Paradiese sein."

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt.
Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschließt.

Singt dem großen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft,
Erdensöhne, singt ihm Dank!

Die du von dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest,
Nun genieße deiner Tugend!
Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph!
Steige weiter,
Seele, Gott sei dein Gesang!
Seele, Gott sei dein Gesang!

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt.
Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschließt!
Singt dem großen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft,
Erdensöhne, singt ihm Dank.

Freuet euch alle, ihr Frommen!
Das Wort des Herrn ist wahrhaftig;
Was er verheißet, das hält er gewiß.

Auf einmal fällt der aufgehalt'ne Schmerz
Des Helden Seele wüthend an; sein Herz
Hebt die gespannte Brust; in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; sein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; er fühlet
Des Todes siebenfache Greuel; auf ihm liegt
Die Hölle ganz; er kann ihn nicht mehr fassen
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt;
Er ruft: „Mein Gott! mein Gott! wie hast du mich verlassen!"
Auch diese finst're Stunde rückt
Vorbei. Nun seufzet er: „Mich dürstet." Ihn erfrischet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle mischet.
Nun steigt sein Leiden höher nicht;
Nun triumphirt er laut und spricht:
„Es ist vollbracht! Empfang', o Vater, meine Seele!"
Und neigt sein Haupt auf seine Brust, und stirbt.

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!

Erzitt're, Golgatha! er starb auf deinen Höhen.
O Sonne, flieh'! und leuchte diesem Tage nicht!
Zerreiße, Land, worauf die Mörder stehen!
Ihr Gräber, thut euch auf! ihr Väter, steigt an's Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Ist ganz mit Blut befleckt.

Er ist nicht mehr! so sage
Ein Tag dem andern Tage;
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Verläßt sein theu'res Leben.
Künftig wird sein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben.

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Sinkt unter tausend Plagen;
Konnte seine sanfte Brust
So viel Schmerz ertragen?

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund,
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verschmäht,
Stirbt den Tod der Knechte.

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank;
Nimm unser Opfer an!

Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung sei dein Dank;
Den opf're Jedermann.

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank;
Nimm unser Opfer an!

Anna Luise Karsch, geborne Dürbach, gewöhnlich die Karschin genannt, war geboren den 1. Dezember 1722 auf dem Hammer, einem Vorwerk in der Provinz Schlesien, im Kreise Schwiebus; ihr Vater, den sie schon in ihrem fünften Jahre verlor, war dort Pächter und Brauer. Nach dessen Tode nahm sie ein Oheim ihrer Mutter, der Amtmann Fetke, zu sich und ertheilte ihr den ersten Unterricht. Sie machte dort im Lernen schnelle Fortschritte, und verfertigte auch schon manch kleines Gedicht, besonders über religiöse Gegenstände, da sie die größte Freude am Lesen der Bibel fand. Aber weil der Onkel, über ihre Anlagen erfreut, ihr eine höhere Bildung geben wollte, nahm ihre Mutter, die sich wieder verheirathet hatte, die zehnjährige Tochter zu sich zurück. Ihr Loos war von nun an ein recht trübes, sie mußte ihre jüngern Geschwister warten und pflegen, das Vieh hüten und die niedrigsten Dienste versehn. Auf der Weide, wohin sie sich die verschiedensten Bücher mitnahm, um zu lesen, beschäftigte sich ihre Phantasie viel mit Gegenständen der Natur, worüber sie dann manches kleine Gedicht heimlich niederschrieb. Mit sechszehn Jahren wurde sie an einen geizigen Mann, den Tuchweber Hirsekorn, verheirathet, der sie auf das abscheulichste mißhandelte und nach elfjähriger Ehe, als er immer die gehoffte Mitgift seiner Frau nicht erhielt, sich von ihr scheiden ließ. Sie war nun mit ihrem jüngsten Sohn, den sie bei sich hatte (die übrigen Kinder blieben beim Vater), gänzlich mittellos, da auch ihre Mutter, die selbst arm war, nichts für sie thun konnte. In ihrer Verzweiflung nahm sie das Anerbieten eines reisenden Schneiders, Karsch, sie zu heirathen, an, und zog mit diesem nach Glogau, gerieth aber durch dessen Trunksucht in das größte Elend, trotzdem sie sich öfter durch Gelegenheits- und andere Gedichte Geld verdiente. Endlich, im Jahr 1761, brachte der Baron von Kottwitz, der sie durch ihre Gedichte auf den König hatte kennen lernen, sie nach Berlin, wo sie mit ihrer jüngsten Tochter in vielen angesehenen Häusern liebevolle Aufnahme fand, unter Andern mit Mendelssohn, Sulzer, Ramler und Gleim bekannt wurde, die Alle bemüht waren, für sie zu sorgen und ihr dichterisches Talent auszubilden. Sie in eine ganz sorgenfreie Lage zu bringen, vermochten zwar auch diese Männer nicht, besonders da sie mit Geld eben nicht gut umzugehn verstand, und die Hoffnung, daß der König Friedrich II., den sie, wie alle Mitglieder der preußischen Schule, in zahlreichen Oden und Liedern besang, sie unterstützen

würde, nicht in Erfüllung ging. Sie soll beim König angeschwärzt worden sein. Auf ein Gesuch um Unterstützung im Jahr 1773 erhielt sie durch die Post zwei Thaler. Sie hatte den Muth, das Geld mit den Zeilen zurückzusenden:

Zwei Thaler gibt kein großer König,
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig:
D'rum send' ich sie zurück.

Etwas Aehnliches geschah 1783, wo sie nach öfterem Bitten um ein Haus fünf Thaler ausgezahlt erhielt. Sie schrieb als Quittung folgende Zeilen:

Seine Majestät befahlen:
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch fünf Thaler auszuzahlen. —
Des Monarchs Befehl ward traun
Prompt und treulich ausgerichtet,
Und zu Dank bin ich verpflichtet.
Aber für fünf Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbau'n,
Sonst bestellt' ich ohne Grau'n
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Erst unter Friedrichs Nachfolger wurde ihr Schicksal erträglicher, da Friedrich Wilhelm II. für sie sorgte, und ihren lang gehegten Wunsch, ein eigenes Haus zu bekommen, erfüllte; allein kaum hatte sie es bezogen (sie hatte nicht erwarten können, bis es ausgetrocknet war), so wurde sie krank, und starb den 12. Oktober 1791.

Dichterische Anlagen kann man der Karsch nicht absprechen, und es ist anzunehmen, daß sie bei weniger widrigen Schicksalen und längerem Unterricht in der Jugend, mehr Gutes hervorgebracht hätte aber die Gelegenheitsdichterei und das Schmiegen vor hohen Personen, was sie thun mußte, ihren Unterhalt zu erwerben, verdarben ihr Talent. Sie verfaßte Oden, Lieder, Elegien und Epigramme, unter denen sich einige Elegien und Lieder durch Gefühlstiefe auszeichnen, während die Epigramme und Oden unbedeutend sind. Was den Inhalt betrifft, so sind die Gedichte ihrer Jugendzeit den späteren vorzuziehen, doch sind die ersteren meist rauh und ungelenk in der Form, während die späteren, aus der Zeit ihrer Bekanntschaft mit den preußischen Dichtern, in der Form gelungener, aber mehr gesucht, als wahr und tief empfunden sind. Sie war, wie die meisten Mitglieder der Schule, eine begeisterte Verehrerin Friedrichs II., zu dessen Verherrlichung sie zahlreiche Oden und Lieder dichtete.

Aus: Luise Karsch's Gedichten.

An ihren verstorbenen Oheim, den Unterweiser ihrer Kindheit.

I.

Kommt heraufgestiegen aus dem Sande,
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt!
Theurer Greis, belebe deine Glieder,
Und, ihr Lippen, redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt.

II.

Oder du, auf des Olympus Höhe,
Weiser Schatten, siehe! wo ich gehe;
Hinter den Rindern auf der Weide nicht.
Blick' auf diese feinern Menschen wieder,
Alle reden deiner Nichte Lieder;
Hör' auf ihr Gespräch: dein Lobgedicht.

III.

Ewig grünen mög' die breite Linde,
Wo ich gleich des besten Vaters Kinde
Zärtlich dir an deinem Halse hing,
Wenn dich, müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge,
Wenn dich, matt, die Rosenbank empfing.

IV.

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt' ich von dem Gott der Götter
Zwanzig unverstandene Stellen dir!
Aus der Christen hochgehaltenem Buche
Sagt' ich dir von manchem dunkeln Spruche,
Frommer Mann, und du erklärtest mir.

V.

Gleich den Männern, die in schwarzen
Röcken
Auf der hohen Kanzel uns entdecken,
Welcher Weg zum Leben richtig ist,
Wenn du von dem Fall und Gnadenbunde
Sagtest, o dann wurden deinem Munde
Alle Worte zärtlich aufgeküßt.

VI.

Du Bewohner einer Himmels=Sphäre;
Siehe, meiner Freuden stille Zähre
Fließet über meine Wange oft.
Kannst du reden, theu'rer Schatten? sage,
Ob dein Herz für meine Lebenstage
Glück und Ehre dazumal gehofft.

VII.

Wenn mein Auge liegend auf dem Blatte,
Täglich weisere Schriften vor sich hatte,
Wenn ich auf der Wiese Blümchen las,
Sie in meinen kleinen Händen brachte,
Sie zur Zierde deiner Haare machte,
Und auf Rasen lächelnd bei dir saß?

VIII.

Sei mir dreimal mehr mit Licht be=
kleidet,
Mit der Gottheit Blicken mehr geweidet,
Als die andern Seelen um mich her.
Für die Tropfen alle, die mir werden
Aus dem Freudenbecher hier auf Erden,
Tränke dich der Seligkeiten Meer.

Dorimön und Amarinthe in ihrer neuen Wohnung.

Dorimön.

Du Wonne meiner jungen Tage,
Du Leben meines Lebens, sage,
Wie diese Hütte dir gefällt?

Amarinthe.

Wie einer von den Erdgöttinnen
Der allerhöchste Thron der Welt.

Dorimön.

Mein Vater wohnete darinnen
Viel' schöne Sommer lang, und fand
Vergnügen d'ran, mit eig'ner Hand
Die zarten Bäume zu begießen,
Die dazumal von mir sich noch um=
spannen ließen,
Und nun so hoch empor gestrebt.
Hier hat mein Vater froh gelebt,
Wie in dem seligen Gefilde
Der erste Mensch mit seiner Braut.
O du, nach eines Engels Bilde,
Für mich so liebenswerth gebaut,
Hier will ich leben dir zur Seite,
So glücklich, wie der erste Mann.

Amarinthe.

Hier geb' ich dir durch Blumen das
Geleite
Vom kunstgepflanzten Garten an
Bis in die wilden Rosenhecken.

Dorimön.

Der Laube grünes Dach soll dich und
mich verstecken,
So oft der Mittag glüht; hier will ich
Rosenduft
In langen Zügen geizig trinken,
Und, wenn aus ungepaarten Finken
Die bange Liebe lockend ruft;
Und wenn die Nachtigallen klagen,
Daß Fels und Hügel Antwort gibt,
Dann will ich mit Entzücken sagen:
„Ich bin geliebt.“

Amarinthe.

Und ich will mich von deinem Busen
stehlen
Des Morgens, wenn aus Lerchenkehlen
Das erste Lied gen Himmel tönt;
Ich will die schönsten Blumen pflücken,
Den kleinen Altar auszuschmücken,
Den deine Mutter oft gekrönt
Mit Rosen und mit Rebenranken.
Dann wecket dich mein sanfter Kuß,
Dann folgst du meinem Wink, und kniest
mit mir am Fuß
Des Opferheerdes, dem zu danken,
Der alle Wesen kommen hieß;
Und über unsern Häuptern Sonnen

Und um uns her die Flur entstehen ließ;
Und dich erschuf, den ich so zärtlich liebgewonnen,
Dich, meines Herzens süßen Freund!
Dann beten wir, und loben miteinander
Den guten Gott, der uns vereint,
Und unser Lob steigt miteinander
Wie zwei Flammen hoch empor,
Und unser Lob erreicht sein Ohr.

Johann Georg Jakobi, geboren den 2. September 1740 zu Düsseldorf, der ältere Bruder des als Philosoph und Romandichter bekannten Friedrich Heinrich Jakobi. Nach vollendeter Schulbildung bezog Johann Georg 1758 die Universität Göttingen, und blieb dort, außer einer durch die Kriegsunruhen herbeigeführten Unterbrechung von einem Jahr, welches er in Helmstädt zubrachte, bis nach beendigten Studien. Er hatte sich zwar zunächst der Theologie gewidmet, betrieb aber auch zugleich mit solchem Eifer und Erfolg Philosophie, alte und neue Sprachen und die schönen Wissenschaften, daß ihm, bald nachdem er die Universität verlassen, die Professur der Philosophie und Beredtsamkeit an der Universität Halle übertragen wurde. Er lernte in Halle Gleim kennen, der großen Einfluß auf ihn übte. Zuerst durch Gleim ermuntert, wendete er sich wieder der Poesie zu, die er in den letzten Jahren ganz vernachlässigt hatte, ob er sich gleich früher gern und viel damit beschäftigte. Auch war es Gleim, der ihm 1760 ein Canonicat in Halberstadt verschaffte. Trotzdem er dort sehr glückliche Jahre verlebte, so folgte er doch gerne 1784 einem Ruf als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg im Breisgau, aus Sehnsucht nach einer umfangreichern und bestimmten Beschäftigung. Froh in seinem Berufe, und bald beglückt durch die herzliche Liebe einer jungen Schwarzwälderin, mit der er sich 1786 verheirathete, lebte er, geliebt und geachtet von seiner Umgebung, und auch als Lehrer segensreich wirkend, bis der Tod ihn den 4. Januar 1814 hinwegraffte.

Jakobi's Dichtertalent zeigte sich schon in frühester Jugend, trug aber seine schönsten Früchte erst später, ungefähr nachden achtziger Jahren, als ihn seine Anstellung in Freiburg, dem nähern Umgang Gleims entzog. Dieser, dessen Freundschaft und Anregung in anderer Beziehung so beglückend für Jakobi war, wirkte auf seine Entwickelung als Dichter nicht günstig, da er durch sein Beispiel Jakobi's Talent in eine Sphäre zog, die dessen innerster Natur nicht entsprach. Jakobi's erste Gedichtsammlung, die 1780 erschien, enthält daher meist werthlose Sachen. Es befinden sich in derselben 1) lyrische Gedichte, meist anakreontische Tändeleien, von denen nur einige wenige der Aufbewahrung werth sind; 2) Briefe und Episteln an seine Freunde, in Prosa mit untermischten Gedichten, welche die süßlich-sentimentale Richtung, die bei den Dichtern der damaligen Zeit im Schwange war, auf ihrer höchsten Höhe repräsentieren, und die besonders dazu beitrugen, Jakobi in den Ruf eines sehr mittelmäßigen Dichters und des Repräsentanten dieser überschwenglichen Sentimentalität zu bringen, als welchen noch jetzt Viele ihn anzusehen geneigt sind, trotzdem seine späteren Gedichte, die sich den besten Liedern getrost an die Seite stellen können, beweisen, daß die erst eingeschlagene Richtung nur eine Verkennung seines Talentes war; 3) ent-

hält seine erst erschienene Gedichtsammlung zwei Cantaten auf das Geburtsfest Friedrichs II. und einige Singspiele, und 4) endlich die prosaischen Erzählungen: „Die Winterreise", „Die Sommerreise", und: „Charmides und Theone", alle ohne poetischen Werth. Die prosaischen Erzählungen suchen die empfindsame Manier des Engländers Sterne, der damals zahlreiche Verehrer hatte, nachzuahmen, ohne aber auch nur annähernd dessen humoristisches Talent zu besitzen, wodurch Sterne's Sentimentalität gemildert und ansprechend wird.

Später wandte sich Jakobi ganz von dieser spielenden sentimentalen Richtung der Poesie ab. Seine lyrischen Dichtungen aus der spätern Zeit, sowie auch das kleine Lustspiel: „Die Wallfahrt nach Compostella", und die Aufsätze, die er zu der, von Christian Adolph Klotz herausgegebenen Zeitschrift: „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften", lieferte, sind alle gehaltvoll und nicht ohne Werth. Die lyrischen Gedichte zeichnen sich besonders aus durch Gefühlstiefe und Innigkeit, daher ihm auch die am besten gelingen, in denen er sanfte Gefühle, wie das Familienglück, frommes Vertrauen zu Gott und dergleichen besingt. Von der früheren Sentimentalität ist in seinen späteren Gedichten nur noch der Hang zu Ernst und Schwermuth zu bemerken.

Aus: Jakobi's Gedichten.

Zweifel.

Wenn mir Anakreon, von Grazien umringt,
Das Lächeln der Natur, des Lebens Freuden singt,
So glüht Begeisterung in mir: Auch ich bin Dichter!
Wenn aber Klopstocks Harfe klingt;
Wenn ihm Gedanken, groß und schön,
Hervor aus heil'gem Dunkel geh'n,
Stillglänzend wie des Himmels Lichter:
Dann überwältigt mich des Sängers hoher Sinn,
Dann blick' ich schüchtern nur auf meine Lieder hin,
Seh' um mich her die Weisesten als Richter,
Und frage: bin auch ich ein Dichter?

Lied.

I.

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um sie die junge Freude
Sich in süßem Taumel dreht,
Unter Rosen, zwischen Reben,
In dem Hain und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit stillem Beben
Meine ganze Seele nach.

II.

Wär' ich auf der Frühlingsaue,
Nur das Lüftchen, das sie fühlt,
Nur ein Tropfen von dem Thaue,
Der um sie die Blumen kühlt;
Nur das Bäumchen an der Quelle,
Das sie schützet und ergötzt,
Nur die kleine Silberwelle,
Die den schönsten Fuß benetzt.

III.

Wären meine Klagetöne
Der Gesang der Nachtigall;
Hörte mich die sanfte Schöne
Zärtlich in dem Wiederhall;
Lispelt' ich an Rosenwänden
Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen
Der beblumte Hirtenstab.

IV.

Könnt' ich ihr als Veilchen dienen,
Wenn sie neue Kränze flicht;
Könnt' ich in der Laube grünen,
Wo mit ihr ein Engel spricht;
Böt' ich im vertrauten Schatten
Ihrem Schlummer sanftes Moos,
Oder, wo sich Täubchen gatten,
Meinen blumenreichen Schooß.

V.

Mach', o Liebe! dort im Stillen,
Unter jenem Myrthenbaum,
Wo sie ruht, um ihretwillen
Mich zum leichten Morgentraum!
Mit verschämtem, holdem Lachen
Sehe sie mein Schattenbild,
Und, o Liebe! beim Erwachen
Werd' ihr Morgentraum erfüllt.

Der Sommertag.

I.

Wie Feld und Au'
So blinkend im Thau;
Wie Perlen schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vög'lein allzumal!

II.

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt. —
Wo blieb' die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

An die Nachtigall.

I.

Süß, du im Hain Verborgene,
Steigt dein Gesang empor;
O Nachtigall, du Klagende,
Sing' mir dein Leiden vor.

II.

Gern ist der Hoffnungslose
Dem Trauerliede nah',
Wenn er die letzte Rose
Des Lebens welken sah.

Unschuld.

I.

Unschuld ist den Kindern hold.
Bei der Unschuld Kosen
Malt das Wölkchen sich mit Gold,
Oeffnen sich die Rosen.

II.

Wohl versorgt in ihrer Hut
Seid ihr, lieben Kleinen;
Aber, wenn ihr Böses thut,
Zwingt ihr sie, zu weinen.

III.

Laßt den Engel nicht entflieh'n!
Geht ihm voller Reue
Zärtlich nach, und bittet ihn:
Daß er euch verzeihe.

Die Mutter.

I.

Mutterliebe, Muttertreue
Gibt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe,
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher und dann zum blauen,
Hochgewölbten Himmel schauen.

II.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust:
Sei der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust,
Hören unter Donnerschlägen
Nur der Mutterstimme Segen.

III.

Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelsglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

IV.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß.
Klagen darf er, bitten, hoffen:
Mutterhand ist immer offen.

V.

Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab,
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bei dem letzten Abschiedsworte.

VI.

Und das letzte Wort verhallet
Lang' in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht,
Starrt hinaus in dunkle Ferne,
Fragt nach ihm die gold'nen Sterne.

VII.

Mag der jugendlich indessen
Neuer Lust entgegengeh'n,
Und sein Kinderglück vergessen.
Nur des Lieblings Wiederseh'n
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosenbilde.

VIII.

Eitles Bild! es wird verschwinden,
Wie der Rose Widerschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreu'n.
Todesschatten sinken nieder:
Eile Jüngling, kehre wieder.

IX.

Daß dich sterbend ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse,
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an deinem Herzen schlage.

X.

Ach, zu spät! Die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sind's auf immer; Jüngling, komm',
Daß, von dir besucht, die Erde
Der Entschlaf'nen leichter werde.

XI.

Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth!
Halte lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Herd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fodert.

XII.

Und will ja dein Glaube wanken,
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid in Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht:
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue.

XIII.

Singt sie doch an jeder Wiege,
Lacht dem Säugling, den sie trägt;
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen
Und die Bruderhand uns reichen.

XIV.

Freue dich! Der alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig sein!
Hätt' er sonst dies Wonneleben
In das Mutterherz gegeben?

An meinen Vater. (Im Januar.)

I.

Ich sah im öden Garten,
Umkränzt von Eis,
Die Vög'lein dich erwarten,
Auf dürrem Reis;
Die Zeugen deiner Milde,
Von dir genährt,
So lang' im Schneegefilde
Der Mangel währt.

II.

Da schlug mein Herz gelinder;
Ich wurde froh,
Und sah der Armuth Kinder,
Die ebenso,
Vergessend ihre Klagen,
Nach dir geblickt,
Weil du in bösen Tagen
Sie gern erquickt.

III.

O glaube! wenn vergebens
Der Himmel nicht
Sein Wort voll Kraft und Lebens
Zur Erde spricht;
Wenn jedes leise Flehen
Empor sich schwingt;
Kein Vög'lein ungesehen
Vom Zweige sinkt;

IV.

Wenn göttliches Erbarmen
Den Frommen trägt,
Der neben sich des armen
Verlass'nen pflegt:
So bleibet Gottes Segen
Dir sicherlich,
So führt auf Dornenwegen
Sein Engel dich.

V.

Auf nackten Winterauen
Hast du geschont,
Den Vög'lein ihr Vertrauen
So reich belohnt;
Wie sollte der nicht schonen,
Der ewig liebt,
Nicht er dem Herzen lohnen,
Der alles gibt?

Die Heimath.

I.

Der Sonnen schönste wärmt das Land,
Und heilig ist die Erde,
Wo vormals uns're Wiege stand
Am väterlichen Herde.

II.

Vor allen Bäumen grünt der Baum,
In dessen kühlem Schatten
Wir unsern süßen Kindertraum
Am Frühlingsmorgen hatten.

III.

Vor allen Thälern blüht das Thal,
Vom reinen Bach umschlungen,
An welchem uns zum ersten Mal
Die Vögel wach gesungen.

IV.

Doch, wenn ein zweites Vaterland
Sich unser Herz erfindet;
Wenn Liebe dort mit eig'ner Hand
Uns an ein Mädchen bindet:

V.

Auf einmal sehen wir, geweckt
Aus unsern Kinderträumen,
Den Baum, der Liebchens Hütte deckt,
Vor allen andern Bäumen.

VI.

Du kleines, väterliches Land,
Wo mir der Tag geschienen,
Als mich die erste Muse fand
Am Weidenbach, im Grünen!

VII.

Du gutes Land, wo Flur und Hain
In sich'rer Einfalt blühen,
Wo rings sich um den deutschen Rhein
Die Traubenhügel ziehen!

VIII.

Wie liebt' ich, o wie liebt' ich dich,
Und weinte dir entgegen!
Wie sehnt' ich, o wie sehnt' ich mich,
Mit lauten Herzensschlägen!

IX.

Nun aber Lieb' im Busen wallt,
Nun geb' ich deine Freuden
Um einen öden Tannenwald
Auf ungeschmückten Haiden;

X.

Weil auf der Haide Liebchen wohnt,
Umweht von Tannenhainen,
Und freudenvoller Sonn' und Mond
Die Wipfel da bescheinen.

XI.

Den Traubenhügel, Flur und Bach,
Und alles will ich missen:
O Liebe! nur ein Hüttendach,
Mein Mädchen da zu küssen.

An meine Wanduhr.

I.

Noch hat das Glück mit jedem Jahr
Was neues mir bescheert,
Und jede seiner Gaben war
Mir eines Liedes werth;

II.

Denn meine kleine Wirthschaft lacht
Mich gar vertraulich an:
Da sing' ich, was mir Freude macht,
So gut ich singen kann.

In hundert Ländern weiß man zwar
Noch nichts vom ersten Januar,
Weil's an Kalendermachern fehlt,
Und jeder die Tage nach Knoten zählt;
Allein genug, wenn sie der neuen
Gezog'nen Knoten sich erfreuen!
Indeß verargt es sicherlich
Doch keiner mir, daß ich
Mit denen, die mich kennen und lesen,
Vertrauter, als mit Irokesen
Und Kaffern mich besprechen kann;
Daß näher mir der deutsche Mann
Am Herzen liegt, als selbst der Britte
Und Gallier, trotz ihrer Kunst und Sitte.

Wer anders denket — immerhin
Behalt' er seinen Weltbürgersinn,
Und gleiche, wenn es ihn gelüstet,
Dem Vogel, der aller Orten nistet,
Wo Baum oder Busch eine Wohnung beut;
Der, ohne sicheres Geleit,
So lange von Wipfel zu Wipfel irrt,
Bis er des Zufalls Beute wird.

Dagegen loben wir und preisen
Den Storch, der von den weitesten Reisen
Zurück zur gewohnten Stätte kehrt,
Den Jubelruf der Knaben hört,
Und auch willkommen ist den Alten.
Schon oft, das theu're Nest zu erhalten,
Hat er von ihm den beginnenden Brand
Mit rasch benetzter Schwinge gewandt,
Und so der Nachbarn Giebel gerettet.

Wen Liebe nicht an's Vaterland kettet,
Wem jeder fremde Boden gefällt,
Der kann, als Bürger einer Welt,
In ihr, mit innigem Verlangen,
Fest in der Treue, nichts umfangen.
Sie aber, die, so arm und klein
Es ist, sich ihrem Städtchen weih'n,
Es mit dem Wenigen, was es hat,
Nicht tauschen um eine Königsstadt;
Die für Gewinn es achten, ihr Leben
Der süßen Heimath als Opfer zu geben —
Nur sie, wenn des Schicksals Unbestand
Vom eig'nen Herd die Liebenden bannt,
Sind nirgend fremd, wo Menschen wohnen,
Sind Bürger unter allen Zonen.

D'rum meinen besten Segensgruß
Dem Deutschen, der mit stolzem Fuß
Auch jetzt auf deutschem Boden kühn
Daher geht; dem die Wangen glüh'n
Beim heiligen Namen: Vaterland!
Noch hofft er: was so mächtig stand,
Das werde ferner stehen; erzieht
Bei'm väterlichen Becher und Lied
Uns keine Zwitterart von Söhnen,
Die sich an knechtisches Joch gewöhnen,
Daß, wenn Germania je dem Drang
Der Zeit erliegt und deutscher Gesang
Verstummt, ihr Genius fort und fort
Noch rede zum Enkel ein männliches Wort,
Und, wer sie erblickt in ihrem Falle,
Mit Ehrfurcht um die Trümmer walle.

Liebe.

I.

O weh', und aber weh' dem Mann,
Der Schönes nicht auf Erden liebt,
Sich keines Ding's erfreuen kann,
Sein volles Herz an keins ergibt!
O wehe, wer sich nie vereint
Mit Wies' und Quell' und Blüthenast,
Die Gattin auch und seinen Freund
Mit halber Seele nur umfaßt.

II.

Und wieder wehe, weh' dem Mann,
Den Liebe zieht, den Liebe drängt!
Der Schönes sucht und fest daran
Sein ganzes Herz auf immer hängt!
Wenn Erd' es trägt, verschwindet's bald.
Der Blüthenast am Quell verdirbt;
Im Freundesbusen wird es kalt;
Und ach! die treue Gattin stirbt.

III.

So, mag ich lieben oder nicht,
O weh' und aber wehe mir!
In Liebe strahlt das Sonnenlicht
Und fällt auf lauter Gräber hier.
Was einst ich an mein Herz gedrückt,
Ist Asche nun und Todtenbein;
Es sank, wo ich die Gruft geschmückt;
Ihm sinket nach der Leichenstein.

IV.

Wohin, wohin? — denn Lieb' ist noth,
Und alles wankt und alles weicht;
Geboren wird's und geht in Tod. —
Wohin, so weit der Himmel reicht? —
Zu dir hinauf, du Gotteskraft,
Die Baum und Wiesenquell erneu't.
Ohn' Ende wirkt, ohn' Ende schafft,
Und noch das Grab voll Blumen streu't.

gehören vor allen Michaeli's Schriften. Er hatte unstreitbar große poetische Anlagen, die auszubilden ihn sein trauriges Geschick verhinderte. Durch Noth und Armuth gezwungen, sein Talent zum Broderwerb zu verwenden, verdarb er damit seinen Geschmack, statt ihn zu veredeln; doch zeigen trotzdem die von ihm vorhandenen zahlreichen Poesien kein unbedeutendes Talent. Am gelungensten sind seine Episteln, Epigramme und Satyren, da Laune und Humor seine hervorragendsten Eigenschaften waren. Doch auch unter seinen Fabeln und Erzählungen, und den Opern und Singspielen sind einige recht gut, reich an witzigen Gedanken. Die gelungendsten derselben sind: „Amor's Guckkasten", und: „Der Einspruch". Den wenigsten Werth haben seine Lieder und Romanzen; letztere sind, wie die meisten Romanzen jener Zeit, in gemein-bänkelsängerischer Art abgefaßt. Unter ersteren befinden sich viele unbedeutende, im Geiste der preußischen Schule gedichtete anakreontische Spielereien, doch auch manche gefühlsinnige schöne Lieder. Schließlich muß noch sein unvollendet gebliebenes komisches Heldengedicht erwähnt werden: „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas, erstes Mährlein, eine witzige und mit ächtem Humor geschriebene Travestie von Virgils Aeneide, die später von Blumauer zu der seinigen benutzt wurde.

Aus: Michaelis Poesien.

Fabeln.

Die Biene und die Taube. (Eine Fabel für Kinder.)

Ein Bienchen trank und fiel in Bach;
Dies sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube,
Und warf's ihr zu. Das Bienchen schwamm danach,
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.
In kurzer Zeit saß uns're Taube
In Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon die Flinte d'rauf gespannt.
Mein Bienchen kam. Pick! stach's ihm in die Hand;
Puff! ging der ganze Schuß daneben;
Die Taube flog davon. Wem dankt sie nun ihr Leben?

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du gibst dem Armen heut' dein Brod;
Der Arme kann dir's morgen geben.

Das Turteltäubchen und der Stößer. (Eine Fabel für Kinder.)

Räuber Stößer, satt vom Raube,
Ließ sich auf ein Nest herab,
Wo der alten Turteltaube
Ihre Junge Futter gab.

Dieser Erbfeind ihrer Brüder
Hatte kaum sie noch erschreckt,
Als ihr kindliches Gefieder
Schon die Mutter überdeckt.

„Närrchen, soll ich vor dir zittern!"
Fing der alte Spötter an.
„Deine Mutter laß dich füttern
Und beschützen, wenn sie kann."

„Beides," sprach sie, „lieber Stößer,
Beides that sie sonst. — Und nun,
Nun sie siech wird und ich größer,
Soll ich minder an ihr thun?"

Die Hunde und die Katze.

Kätzchen Winz sah, wie zwei Hunde
Sich schon über eine Stunde
Um ein Bein herum gejagt,
Jetzt die Beute sich entrissen,
Jetzt sich bis auf's Blut gebissen.

Endlich mautzet sie und sagt:
„Welche derbe, grobe Speise!
Und ihr zankt euch noch um sie?
Wären es noch etwa Mäuse,
So verlohnt es doch der Müh'."

Epigramme.

An einen Freund.

Du bist vergnügt und arm; um alles in der Welt!
Daß dich das Glück nicht sieht und schon zu glücklich hält.

Auf ein todtes Bienchen, das Gleim in einer Wiesenblume fand.

Sterbend flog die kleine Honigträgerin
Auf ein Wiesenblümchen hin,
Starb in ihm, und liegt in ihm begraben.
Keine Königin
Kann ein balsamirter Grabmal haben!

An die Parzen.

Der Tag, der meinen Gleim mir gab,
Und dieser gestrige, den mir mein Gleim gegeben,
Gehörten schon für mein unsterblich Leben;
Von meinem irdischen, ihr Parzen, zieht sie ab.

Lied.

Minnehold an Teuthard.

Es war kein Schwur, es war ein Blick,
Und d'rauf ein Druck der Hand,
Der, Freund, im ersten Augenblick
Mein Herz an deines band.

Der Deutsche kennt den Deutschen bald
Am offenen Gesicht,
Am Feuer, das vom Auge wallt,
Am Ton, worin er spricht.

So kannt' ich dich! Es sprach dein Ton
In wenig Worten viel;
Dem leeren Franzen sprach er Hohn,
Und in mein Herz Gefühl.

Da ward der Bund gemacht; da schlug
Mein Herz dem deinen zu!
Kühn sagt' ich es; denn ohne Trug
Und frei bin ich, wie du.

Nun wandl' ich ruhig meinen Gang
Mit dir durch's Leben hin,
Und horch' auf deines Liedes Klang,
Wenn Wolken mich umzieh'n.

Fünfte Gruppe.

Unabhängige Schriftsteller dieser Zeit.

Einleitung.

Außer den bis jetzt besprochenen Dichtern, die sich durch gemeinschaftliches Streben zusammenfanden und, ohne es immer zu beabsichtigen, Gruppen oder Schulen bildeten, gab es auch eine bedeutende Zahl solcher, die sich an

keine der genannten Schulen anschlossen und ihren Weg in der Poesie selbstständig verfolgten. Zwar erinnern manche Schriften einiger dieser Dichter an ähnliche Werke, die aus der einen oder andern Schule hervorgegangen sind, doch ist dies meist nur die Aehnlichkeit, die in den Zeitverhältnissen liegt. Auch sind unter den Dichtern, die sich unabhängig von den Schulen hielten, manche befreundet mit den Dichtern der Gruppen; doch ist das für die Gruppirung der Dichter nicht maßgebend, wenn die Freundschaft nicht von Einfluß auf deren Schriften war.

Die bedeutendsten dieser unabhängigen Schriftsteller, deren Werke entweder von besonderem poetischen Werthe, oder einflußreich auf die Literatur, oder aber Beides waren, sind:

Johann Joachim Winkelmann, Magnus Gottfried Lichtwer, Johann Gottlieb Willamov, Gottfried Konrad Pfeffel, Johann Joachim Eschenburg.

Die weniger einflußreichen, die sich nur in der einen oder andern Gattung der Poesie oder Prosa versuchten, sind:

Karl Heinrich von Bogatzky, Johann Ludwig Konrad Allendorf, Philipp Friedrich Hiller, Sibylla Rieger, Christoph Karl Ludwig von Pfeil, Johann Gottlob Krüger, Johann Samuel Dietrich, Johann Bernhard Basedow, Joachim Heinrich Campe, Christian Gotthilf Salzmann, Johann Heinrich Pestalozzi, Johann Jacob Dusch, Gottlieb Woltersdorf, Johann Philipp Withof, Friedrich, Freiherr von Gemmingen, Johann Samuel Patzke, Isak Iselin, Joseph Sonnenfels, Balthasar Münter, Mathias Schröckh, Cornelius Hermann von Ayrenhoff, Gottlieb Wilhelm Burmann, Johann Timotheus Hermes, Christoph Christian Sturm.

Karl Heinrich von Bogatzky, geboren 1690 zu Jankowa in Schlesien, studierte in Halle und Jena zuerst die Rechte, später Theologie, und lebte dann in Halle, wo er 1774 starb, nachdem er seine Güter zum Besten des dortigen Waisenhauses verkauft hatte. Er verfaßte eine Menge Erbauungsschriften, unter welchen sein „Tägliches Schatzkästlein der Kinder Gottes" die weiteste Verbreitung fand, und 411 geistliche Lieder, die sich, wenn auch als poetische Erzeugnisse unbedeutend, durch ächte Frömmigkeit auszeichnen. Er gehörte der Richtung der Pietisten an, was sich auch deutlich in vielen seiner Lieder zeigt, die oft in dunkler, schwer verständlicher Sprache abgefaßt sind.

Johann Ludwig Konrad Allendorf, geboren 1693 zu Josbach bei Marburg, starb 1773 als Pastor zu Halle. Verfasser von 130 bis 140 geistlichen Liedern, die unter dem Titel erschienen: „Liebeslieder auf Christus, das Lamm Gottes, und den Bräutigam der gläubigen Seelen", und die, wie schon aus dem Titel hervorgeht, in dem süßlich-spielenden Ton der Herrnhuter geschrieben sind.

Philipp Friedrich Hiller, geboren 1799 zu Mühlhausen an der Ens in Württemberg, starb als Pfarrer zu Steinheim an der Brenz bei Heidenheim 1769, nachdem er mancherlei Noth und Mißgeschick erduldet hatte. Er war ein sehr fruchtbarer und begabter Liederdichter. Seine ver-

Obgleich ihre Wirksamkeit den Jahren nach erst in die nächste Periode fällt, so erscheint es doch geeigneter, sie hier am Platze zu erwähnen, da ihre Wirksamkeit sich an diejenige Basedows anschließt.

Joachim Heinrich Campe, geboren 1746 zu Dedensen im Braunschweig'schen, starb 1818 als Schulrath in Braunschweig. Einer der genialsten Jugendschriftsteller, der, wie kein Anderer, den Ton traf, zu Kindern zu sprechen, wenn auch zuweilen die in seinen Erzählungen eingeflochtenen Gespräche, um sie dem kindlichen Tone anzupassen, in's Spielende verfallen. Unter seinen sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften, die 37 Bände umfassen, sind „Robinson der Jüngere" und „Die Entdeckung von Amerika" die bedeutendsten. Ersteres, die Bearbeitung des „Robinson Crusoe des Engländers Defoe", wurde in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt.

Außer als Jugendschriftsteller machte sich Campe auch als Lexikograph durch sein „Wörterbuch der deutschen Sprache" bekannt.

Christian Gotthilf Salzmann war 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren, gründete, nachdem er erst Pfarrer in Erfurt, dann Lehrer am Philanthropin in Dessau gewesen, sich aber von Basedow trennte, eine Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal bei Gotha, die bald in Blüthe kam und noch heute besteht. Er starb dort 1811. Als Jugendschriftsteller hat Salzmann Bedeutendes geleistet. Die besten seiner Schriften sind: „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde", „Moralisches Elementarbuch", „Krebsbüchlein oder Anleitung zur unvernünftigen Kinderzucht", u. s. w. Auch als Verfasser eines, zu seiner Zeit Aufsehen erregenden Romans: „Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend", und als Herausgeber einer Zeitung für das Volk: „Der thüringer Bote", verdient er Erwähnung.

Der wichtigste dieser Jugendschriftsteller ist Johann Heinrich Pestalozzi. Für die Literaturgeschichte hat er auch dadurch die größte Bedeutung, daß er die Gattung des Romans einführte, die, namentlich in neuerer Zeit, den größten Umfang gewonnen hat, nämlich der Dorfgeschichten. Zwar schildert Pestalozzi in seinen Romanen dieser Art, die wirklich Volksbücher sind und sein sollen, das Landvolk in seiner ursprünglichen Reinheit des Gemüthes, und zeigt die durch Einflüsse des Stadtlebens, Mangel an richtiger Leitung entstandene Verderbniß Einzelner, nur um diese Schäden zu bessern, während die neueren Bearbeiter dieser Gattung des Romans für den überreizten Geschmack der Gebildeten, dem nichts Anderes mehr genügt, entweder mit Vorliebe die rohe Ausartung des Landvolkes zeichnen, oder beliebige Phantasiegebilde über Volk und Volksleben entwerfen. Man kann mit Recht diese letztere Art der Dorfgeschichten der höfischen Dorfpoesie des 13. Jahrhunderts vergleichen, die gleichfalls zur Ergötzung der Ritter geschrieben wurden, als diese an der ächten Poesie keinen Gefallen mehr fanden.

Schon Pestalozzi's Leben, ganz dem Wohle des Volkes und der Erziehung der Jugend gewidmet, ist von mannichfachem Interesse. Er war den 12. Januar 1746 zu Zürich geboren, studierte daselbst erst Theologie, dann die Rechte, widmete sich aber darauf ganz dem Erziehungs-

fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht, und findest du mich dir entgegen, so arbeite du gegen mich, wie ich gegen dich."

Johann Jacob Dusch, geboren 1725 in Celle, starb 1787 in Altona als Rektor des Gymnasiums; er war nicht ohne poetische Anlagen, wie man aus einigen seiner zahlreichen Gedichte ersieht, doch verdarb er sein Talent durch Vielschreiberei. Es ist beinahe keine Gattung der Poesie, in der er sich nicht versuchte, und auch als prosaischer Schriftsteller und Kritiker machte er sich bekannt. Seine poetischen Werke bestehen: 1) aus Lehrgedichten, die unter seinen Dichtungen die bedeutendsten sind; 2) aus einem didaktischen Epos: „Der Tempel der Liebe in zwölf Gesängen", welches später in einer verbesserten Auflage, unter dem Titel: „Aedon und Themire", erschien und von geringem Werthe ist; 3) aus einem beschreibenden Epos: „Tolk-Schuby", ebenfalls sehr unbedeutend, eine platte Nachahmung des Windsor-Parkes von Pope; 4) aus Trauer- und Schäferspielen, die recht gelungen sind; endlich: 5) aus komischen Epopöen: „Das Toppée", „Der Schooßhund", und andere mehr, wie die meisten komischen Epopöen, nach Zacharias' Vorgang, ohne poetischen Werth, obgleich Dusch, wie er durch seine scharfe und in manchen Theilen auch richtige Kritik von Uzens komischem Epos: „Der Sieg des Liebesgottes", bewiesen hat, recht gut wußte, was zu dem Wesen eines komischen Epos erforderlich war.

Was seine prosaischen Schriften betrifft, so blieb er als ästhetischer Schriftsteller durch seine „Briefe zur Bildung des Geschmacks" und durch die „Moralischen Briefe zur Bildung des Herzens", die manches Gelungene enthalten, nicht ohne Einfluß auf die Geschmacksrichtung des Publikums. Seine Romane, z. B. die Geschichte Karl Ferdiners, völlig umgearbeitet unter dem Titel: „Der Verlobte zweier Bräute", und „Die Pupille" zeichnen sich für ihre Zeit durch bestimmter gezeichnete Charaktere vortheilhaft aus; doch herrscht auch in ihnen die sentimentale Schwärmerei, die man in allen Romanen der damaligen Zeit antrifft.

Ernst Gottlieb Woltersdorf, geboren 1725 in Friedrichsfelde bei Berlin, starb 1761 in Bunzlau als Prediger; Verfasser einer großen Zahl geistlicher Lieder, die voll Gefühl und Innigkeit sind, und nichts von der süßlichen Schwärmerei der Pietisten an sich tragen; nur sind die meisten derselben zu lang, als daß sie beim Gottesdienst gesungen werden könnten.

Johann Philipp Lorenz Withof, geboren zu Duisburg 1725, gestorben daselbst 1789 als Professor der Beredtsamkeit und der griechischen Sprache, und Leibarzt des Grafen Bentheim. Er erwarb sich als didaktischer Dichter mit Recht einen Ruf, denn unter allen Lehrdichtern der Zeit hat keiner mit solchem Glück dem Vorgang Hallers nachgestrebt und so Bedeutendes geleistet, wenn auch zuweilen seine Sprache hart und rauh ist.

Die hervorragendsten seiner Lehrgedichte sind: „Die moralischen Ketzer", „Der Sieg des Heilandes", „Sokrates", „Herkules am Scheidewege", „Entschlüsse und sinnliche Ergötzungen". Außerdem gab er heraus: „akademische

biographischen Werke am meisten Interesse, da sie über manche Begebenheiten im Leben berühmter Männer Aufschluß geben. Es sind dies: „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten" (3 Bände), und: „Allgemeine Biographie" (8 Bände).

Cornelius Hermann von Ayrenhoff, geboren 1733 in Wien starb daselbst 1803 als Feldmarschalllieutenant. Er schrieb sechs Trauerspiele und neun Lustspiele, in welchen er ganz, nach Gottscheds Ansicht, dem französischen Geschmacke huldigte, den von der Bühne zu verdrängen alle bedeutenden Männer der Zeit bemüht waren, und deßhalb mit besonderem Nachdruck auf die Engländer und vor Allem auf Shakspeare als Vorbild hinwiesen. Trotzdem sind Ayrenhoffs Dramen, von der etwas rauhen Sprache abgesehen, nach Anlage und Ausführung bedeutend besser, als die Gottschedischen. Er zeigt darin poetisches Talent, und einige der Lustspiele, wie:, „Der Postzug oder die noblen Passionen", und: „Die große Batterie", sind nicht ohne poetischen Werth.

Seine sämmtlichen Werke, unter denen sich auch lyrische Gedichte und Briefe über Italien befinden, erschienen erst nach seinem Tode.

Balthasar Münter, geboren 1735 in Lübeck, starb 1793 als Prediger an der Petrikirche in Kopenhagen. Einer der fruchtbarsten Kirchenliederdichter der Zeit, der sich nach Cramer und Klopstock, mit denen er befreundet war, bildete. Seine Lieder sind nicht ohne poetischen Werth, und suchen besonders auf das Gemüth zu wirken.

Gottlieb Wilhelm Burmann, geboren 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, starb 1805 in Berlin, wo er in den dürftigsten Umständen, sich durch Privatunterricht (besonders Musik), Schriftstellerei und Gelegenheitsgedichte seinen Unterhalt erwarb. Er war ein begabter, mit vielen Anlagen ausgestatteter Mensch und sowohl als Musiker, wie als Poet und Improvisator nicht ohne Bedeutung; doch verhinderten ihn seine vielfachen Schrullen und Sonderbarkeiten und seine dürftigen Umstände, seine Talente gehörig auszubilden. Er gab heraus: „Gedichte ohne den Buchstaben R.", „Fabeln und Erzählungen", „Lieder in drei Büchern", „Kleinere Schriften", und eine Wochenschrift: „Für Literatur und Herz", unter denen die Fabeln und Erzählungen die besten sind.

Um nur eine seiner Sonderbarkeiten zu erwähnen, so nahm er z. B. von der Karschin, deren erklärter Gegner er war, eine Summe Geldes an, die diese unter ihren Freunden für ihn gesammelt hatte, blos um sie zu ärgern, da sie seiner Meinung nach die feste Ueberzeugung gehabt, er werde ein solches Geschenk von ihr nicht annehmen.

Johann Timotheus Hermes, geboren 1738 zu Petznick bei Stargard, starb 1821 in Breslau als Oberpfarrer und Superintendent. Er ist in Deutschland der Hauptvertreter des moralisch-empfindsamen Familienromans, welche Gattung zu seiner Zeit durch die Romane des Engländers Samuel Richardson eingeführt und außerordentlich beliebt war. Richardson, dessen Romane „Pamela", „Clarissa" und „Grandison" Hermes zum Vor-

bilde dienten, zeigte bei Weitem mehr Schriftstellertalent als Hermes, trotzdem erregten des Letztern Romane: „Geschichte der Miß Fanny Wilkes", „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", „Für Töchter edler Herkunft", „Manch Hermäon", „Für Eltern und Eheluftige", bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen, und blieben noch lange die Lieblingsunterhaltung des lesenden Publikums. Für unsere jetzige Zeit haben sie nur insofern Werth, als sie uns mit dem Entwickelungsgange der Romanliteratur bekannt machen. Außer den Romanen verfaßte Hermes 112 geistliche Lieder, von denen einige recht gelungen sind; ebenso sind die Lieder, die er in seine verschiedenen Romane einflocht, nicht ohne poetische Gedanken. Sie wurden in damaliger Zeit allgemein gesungen.

Christoph Christian Sturm, geboren 1740 zu Augsburg, starb 1786 in Hamburg als Hauptpastor an der Petrikirche. Er machte sich in den weitesten Kreisen durch Erbauungsschriften und geistliche Lieder bekannt, die beide von Begabung und besonders von tiefer Frömmigkeit zeugen.

Unter den noch näher zu besprechenden Schriftstellern und Dichtern, (Winkelmann, Lichtwer, Willamov, Pfeffel, Eschenburg) ragt Winkelmann vor allen durch seine geistige Größe bedeutend hervor. Zwar ward er, da er die Kunstgeschichte zu seinem Hauptstudium machte, nur indirekt einflußreich auf die Literatur, dadurch, daß er in seinen Schriften Sinn und Geschmack für das Schöne auf jedem Gebiete weckte und förderte. Eben so einflußreich wurde er durch die in seinen Werken herrschende kraftvolle, gediegene, erhabene und doch so einfache und natürliche Sprache, so daß schon Winkelmanns Werke als kunstvolle Sprachdenkmale, vom Inhalt ganz abgesehen, in einer Geschichte der Literatur einen Platz finden müssen.

Johann Joachim Winkelmann, geboren den 9. Dezember 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines armen Schuhmachers und konnte nur durch fremde Mildthätigkeit unterstützt, die lateinische Schule seiner Vaterstadt besuchen. Dort zeichnete er sich durch Fleiß und glänzende Fortschritte bald so aus, daß ihn der Rektor der Schule, der erblindet war, zu seinem Vorleser nahm, und ihm zugleich die Aufsicht über die Schulbibliothek übertrug, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich in manchen Fächern, besonders in den alten Sprachen, weiter auszubilden. Von 1735 bis 1738 besuchte er in Berlin das kölnische Gymnasium, kümmerlich lebend von einzelnen milden Gaben und von den Unterrichtsstunden, die er jüngeren Schülern gab. Während dieser Zeit wurde in Hamburg die Bibliothek des berühmten Fabricius versteigert, und Winkelmann, der nicht genug hatte, sein Leben kümmerlich zu fristen, faßte den kühnen Endschluß, zu Fuß nach Hamburg zu gehen, um sich einige der besten Ausgaben alter Classiker anzukaufen. Das Geld zur Reise und zum Ankauf der Bücher erbat er sich unterwegs bei Predigern, Adeligen und Amtleuten, und er brachte wirklich so viel zusammen, daß er eine Anzahl Bücher mit zurück nach Berlin nehmen konnte. Von Berlin ging er 1738 nach Halle, um Theologie zu studieren; allein dieses Studium sprach ihn nicht an, und er versenkte sich ganz in das

Studium der alten Literatur und schönen Wissenschaften. Indeß konnte er sich hierdurch keine sichere Existenz versprechen, und er nahm daher 1741 eine Hofmeisterstelle bei einer adeligen Familie in Osterburg an, nachdem er 1740, seine Reisesehnsucht zu befriedigen, von Halle aufgebrochen war, nach Paris und Rom zu wandern, aber schon bei Frankfurt wieder umkehren mußte, weil der ausgebrochene Krieg die Straßen unsicher machte. Ein Jahr lang, bis 1742, blieb er in Osterburg, ging dann nach Jena, um Medizin und Mathematik zu studieren, weil er hoffte, sich als Mediziner eher sein Brod verdienen zu können. Da er, um sein Leben zu fristen, seine meiste Zeit auf Privatunterricht verwenden mußte, konnte er seinen Zweck nicht erreichen. Er verließ deßhalb im selben Jahre Jena wieder, wo er in der kurzen Zeit doch wenigstens Englisch und Italienisch gelernt hatte, und nahm nochmals eine Hauslehrerstelle in Heimersleben bei Halberstadt an. Im folgenden Jahre (1743) wurde er zum Conrector der Stadtschule zu Seehausen in der Altmark ernannt, aber mit einem so unbedeutenden Gehalte, (80 Thlr. jährlich), daß er genöthigt war, die wohlhabenderen Einwohner um Freitische zu bitten.

Die Gegenstände seines Unterrichts waren die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens; doch blieb er trotz dieser kümmerlichen Lage frohen Muthes, und setzte seine Studien fort, zwar nur des Nachts, da er den ganzen Tag unterrichten mußte. Er legte sich daher nie zu Bette, sondern schlief, in seinen Pelz gehüllt, einige Stunden im Lehnstuhl, und arbeitete dann wieder weiter. Bis 1748 bekleidete er das Amt als Conrector, dann bot er seine Dienste dem sächsischen Minister von Bünau an, der ihn als Sekretär bei seiner Bibliothek in Nöthnitz bei Dresden mit sehr geringem Gehalte anstellte. Hier hatte er oft Gelegenheit, die reichen Kunstschätze Dresdens zu bewundern. Dies und sein Umgang mit Kunstkennern und Künstlern, dem berühmten Archäologen Lippert (demselben, mit dem Lessing den Federkrieg wegen geschnittener Steine hatte), dem Maler Oeser, Christian Ludwig von Hagedorn, (Bruder des Dichters, der sich als Schriftsteller über Malerei bekannt machte), weckte seine Liebe zur Kunst, die sich schon in allen seinen Studien gezeigt hatte, in erhöhtem Maße. Er versuchte sogar, sich praktisch darin zu üben, doch war er zu alt, um darin noch Bedeutendes zu leisten, und er begann daher mit dem feurigsten Eifer das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst zu betreiben, fühlend, daß dies sein eigentlicher Beruf sei. Zugleich ergriff ihn aber auch beim Anblick der herrlichen Kunstschätze eine unüberwindliche Sehnsucht, Italien zu sehen, um an der Wiege dieser Herrlichkeiten selbst zu schauen, was von Kunstwerken noch aus der alten Zeit gerettet sei. Er nahm deßhalb das Anerbieten des päpstlichen Nuntius in Dresden, Archinto, freudig an, ihm in Rom eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, so schwer es ihm auch wurde, die daran geknüpfte Bedingung des Religionswechsels zu erfüllen. Nach vielen innerlichen Kämpfen und langem Zaudern trat er 1754 förmlich zur katholischen Kirche über; aber nun erhob man allerlei Schwierigkeiten wegen des Gehaltes, und vielleicht hätte er seinen Zweck, nach Rom zu kommen, dennoch nicht erreicht, hätte sich ihm nicht auf

andere Art Hülfe geboten. Er hatte 1754 die Dienste des Grafen Bünau verlassen und war nach Dresden gezogen, um dort den Ausgang der Verhandlungen abzuwarten und zugleich sich eingehender mit dem Studium der Kunst befassen zu können. Während dieser Zeit gab er sein erstes Werk: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke", heraus, welches das größte Aufsehen erregte, und den Kurfürsten von Sachsen, dem es gewidmet war, auf Winkelmann aufmerksam machte, und ihn veranlaßte, demselben auf zwei Jahre eine jährliche Pension von 200 Thalern zur Reise nach Rom auszusetzen. Im Herbst 1755 reiste Winkelmann nach Rom ab, und fand dort bald in den Cardinälen Passionei und Albanie Gönner und Freunde; auch der Papst nahm ihn sehr gnädig auf, so daß seine Existenz in Rom sich bald erfreulicher gestaltete. Am einflußreichsten für seine innere Ausbildung war aber der Umgang mit dem Maler Raphael Mengs (der sich gleichfalls als Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst durch sein Werk: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei", bekannt machte) und dem Baron von Stosch, der eine reiche Sammlung geschnittener Steine besaß. Im Frühjahr 1758 besuchte Winkelmann Neapel, Herculanum und Pompeji, um seine Kenntnisse zu erweitern, und im Herbst desselben Jahres reiste er nach Florenz, um das Cabinet des unterdessen verstorbenen Baron Stosch zu ordnen. Als er bald darauf, im Sommer 1759, eine Anstellung als Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümer des Cardinals Albanie angenommen, lehnte er verschiedene andere Anträge, nach Berlin, nach Dresden u. s. w., ab und beschloß, in Rom für immer zu bleiben. 1763 wurde er zum Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom ernannt. Mit Ausnahme verschiedener Reisen nach Neapel, die er unternahm, um einige Mißverständnisse, die seine „Mittheilungen über die herculanischen Entdeckungen" hervorgerufen, wieder auszugleichen, blieb er bis 1768 in Rom, und vollendete dort sein Hauptwerk: „Die Geschichte der Kunst des Alterthums". Schon lange wollte er, bevor er sich für immer in Rom niederließ, noch einmal Deutschland besuchen, seine Freunde wiedersehen, und zugleich in Berlin eine französische Ausgabe seiner Kunstgeschichte besorgen. Den 10. April 1768 reiste er daher in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi über Venedig, Verona und durch Tyrol. Doch schon in Tyrol überfiel ihn eine trübe Schwermuth und finstere Ahnung, so daß er sogleich wieder nach Italien zurückkehren wollte. Sein Freund Cavaceppi beredete ihn, seine Rückreise wenigstens über Wien zu nehmen, was er nach vielem Zureden auch that. In Regensburg, München und Wien wurde er mit Ehrenbezeigungen und Geschenken förmlich überschüttet. Sowohl die Kaiserin, wie der Fürst Kaunitz suchten ihn an Wien zu fesseln; doch vergeblich. Er reiste Ende Mai nach Triest, und mußte dort auf ein Schiff warten, was ihm nach Ancona bringen sollte. Noch am Tage seiner Ankunft in Triest machte er bei Tische die Bekanntschaft eines Italieners, Namens Arcangoli, eines Bösewichts, der wegen eines Gelddiebstahls früher mit Kerker und Landesverweisung bestraft worden war. Dieser wußte durch Gefälligkeit und Freund-

lichkeit Winkelmanns Vertrauen zu gewinnen, so daß er ihm sogar seine werthvollen Sammlungen und Geschenke zeigte. Wahrscheinlich durch die reichen Kunstschätze verlockt, beschloß der Bösewicht, Winkelmann zu ermorden, um sie in seinen Besitz zu bringen. Den 8. Juni 1768 überfiel er Winkelmann, der schreibend in seiner Stube saß, und brachte ihm fünf tödtliche Wunden bei, an denen er schon nach sieben Stunden starb, nachdem er noch vorher in seinem Testamente den Cardinal Albanie zum Erben seiner Schätze eingesetzt hatte. Der entflohene Mörder wurde bald darauf ergriffen und hingerichtet.

Winkelmann ist der eigentliche Schöpfer der Kunstgeschichte, denn vor ihm gab es keine solche in Deutschland, und daher für die bildenden Künste von noch größerer Bedeutung als für die Literatur. Denn der Inhalt seiner Werke hat nur insofern Interesse für die Literaturgeschichte, als er dadurch die ästhetische Bildung förderte, da durch die richtigere Einsicht in die Kunst überhaupt auch auf geschmackvollere Behandlung der Poesie eingewirkt wurde. Er schlug in dieser Beziehung die gleiche Richtung ein wie Lessing in seinen kritischen Schriften, ohne denselben zu kennen. Ebenso war er durch seine schöne Sprache und Darstellung von ähnlichem Einfluß für deutsche Prosa, wie es Lessing war. Außer der „Geschichte der Kunst des Alterthums“, mit den „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst“, die, wie noch mehrere seiner Schriften, in's Französische und Italienische übersetzt wurden, schrieb er noch eine Menge Abhandlungen über Malerei und Bildhauerkunst, über aufgefundene Alterthümer und so weiter, die für die Literaturgeschichte weniger Bedeutung haben. In seiner Kunstgeschichte, in der Abhandlung über die Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterrichte in derselben, in seinen Briefen und kleineren Aufsätzen, mit welchen letzteren er sich an der von Nicolai in Berlin herausgegebenen Zeitschrift: „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, betheiligte, findet sich jedoch mancherlei auf die Literatur Bezügliches und von hoher Bedeutung für die Entwickelung derselben.

Aus: Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums.

1. Capitel, 4. Buch, §§. 1—20.

Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern.

§. 1. Mit Betrachtung der Kunst der Griechen verhält es sich wie mit der griechischen Literatur; man kann nicht richtig urtheilen, ohne in dieser Alles und mehrmals gelesen zu haben, so wie man in jener Alles, was übrig ist, wenn es möglich wäre, sehen und untersuchen muß. Wie nun die griechische Gelehrsamkeit wegen der großen Menge der Scribenten und derer, die über diese geschrieben haben, schwerer ist, als das Studium aller alten Sprachen zusammengenommen, eben so macht die unendliche Anzahl der Ueberbleibsel griechischer Kunst die Kenntniß derselben weit mühsamer, als es die Kunst anderer Völker des Alterthums ist, so daß ein einziger Mensch unmöglich Alles selbst beobachten kann.

§. 2. Die Kunst der Griechen ist die vornehmste Absicht dieser Geschichte, und es erfordert dieselbe, als der würdigste Vorwurf zur Betrachtung und Nachahmung, da sie sich in unzählig schönen Denkmalen erhalten hat, eine umständliche Untersuchung, die nicht in Anzeichen unvollkommener Eigenschaften und in Erklärungen des Eingebildeten bestände, und in welcher nicht blos Kenntnisse zum Wissen, sondern auch Lehren zum Ausüben vorgetragen würden. Die Abhandlung von der Kunst der Aegypter, der Hetrurier und anderer Völker kann unsere Begriffe erweitern und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber soll suchen, dieselben auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urtheilen wie im Wirken.

§. 3. Diese Abhandlung über die Kunst der Griechen besteht aus vier Stücken: das erste und vorläufige handelt von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern; das zweite von dem Wesentlichen der Kunst; das dritte von dem Wachsthume und von dem Falle derselben, und das vierte von dem mechanischen Theile der Kunst. Den Beschluß dieses Kapitels macht eine Betrachtung über die Malereien aus dem Alterthume.

§. 4. Die Ursache und der Grund von dem Vorzuge, welchen die Kunst unter den Griechen erlangt hat, ist theils dem Einfluß des Himmels, theils der Verfassung und Regierung und der dadurch gebildeten Denkungsart, wie nicht weniger der Achtung der Künstler, und dem Gebrauche und der Anwendung der Kunst unter den Griechen zuzuschreiben.

§. 5. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen beleben, aus welchem die Kunst soll getrieben werden, und zu diesem Saamen war Griechenland der auserwählte Boden; und das Talent zur Philosophie, welches Epicurus den Griechen allein hat beilegen wollen, könnte mit mehrerem Rechte von der Kunst gelten. Die Griechen erkannten und priesen den glücklichen Himmel, unter welchem sie lebten, welcher sie zwar nicht einen immerwährenden Frühling genießen ließ (denn in Theben schneite es die Nacht, da der Aufstand wider die Spartanische Regierung ausbrach, so stark, daß Niemand aus dem Hause ging), sondern der vorzügliche Himmel bestand in einer gemäßen Witterung, welche als eine von den entfernten Ursachen des Vorzugs der Kunst unter den Griechen anzusehen ist. Dieser Himmel war der Quell der Fröhlichkeit in diesem Lande, und diese erfand Feste und Spiele, und beide gaben der Kunst Nahrung, die den höchsten Gipfel bereits erreicht hatte, da das, was wir Gelehrsamkeit nennen, den Griechen noch nicht bekannt war, als welche noch zu diesen Zeiten einen besondern Begriff von dem Ehrenworte Scribent hatten. Es wurde derselbe einigermaßen für verächtlich gehalten, und Plato läßt den Sokrates sagen, daß angesehene Männer in griechischen Städten keine Schriften entworfen, noch hinterlassen hätten, damit sie nicht zu den Sophisten gezählt werden möchten.

§. 6. Vieles, was wir uns als idealisch vorstellen möchten, war die Natur bei ihnen. Die Natur, nachdem sie stufenweise durch Kälte und Hitze gegangen, hat sich in Griechenland, wo eine zwischen Winter und Sommer

abgewogene Witterung ist, wie in ihrem Mittelpunkt gesetzt, und je mehr sie sich demselben nähert, desto heiterer und fröhlicher wird sie, und desto allgemeiner ist ihr Wirken in geistreichen, witzigen Bildungen und in entschiedenen und widersprechenden Zügen. Wo die Natur weniger in Nebeln und schweren Dünsten eingehüllt ist, sondern in einer heiteren und fröhlichen Luft wirkt, wie Euripides die athenienſische beschreibt, gibt sie dem Körper zeitiger eine reifere Form; sie erhebet sich in mächtigen, sonderlich weiblichen Gewächsen, und in Griechenland wird sie ihre Menschen auf das feinste vollendet haben; denn was die Scholiasten vorgeben von den langen Köpfen oder langen Gesichtern der Einwohner der Halbinsel Euboea, sind ungereimte Träume, und erdacht, um eine Herleitung des Namens einer Nation daselbst zu finden.

§. 7. Die Griechen waren sich dieses und überhaupt, wie Polyphius sagt, ihres Vorzugs vor andern Völkern bewußt, und unter keinem Volke ist die Schönheit so hoch wie bei ihnen geachtet worden; es war in einem bekannten uralten Liede, welches ein ungedruckter Scholiast dem Simonides, oder dem Epicharmus zuschreibt, unter den vier Wünschen, von welchen Plato nur drei anführt, der erste gesund sein, der andere schön von Gestalt sein, der dritte Wunsch war rechtmäßig reich sein, und der vierte, welchen Plato nicht anführt, war mit seinen Freunden lustig und fröhlich sein.

§. 8. Da also die Schönheit dergestalt von den Griechen gewünscht und geachtet wurde, und nichts verborgen blieb, was dieselbe erheben konnte, so suchte eine jede schöne Person durch diesen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und sich insbesondere den Künstlern gefällig zu erzeigen, weil diese den Preis der Schönheit bestimmten, und eben dadurch hatten sie Gelegenheit die Schönheit täglich vor Augen zu sehen. Ja, es war dieselbe gleichsam ein Verdienst zum Ruhme, und wir finden in den griechischen Geschichten* die schönsten Leute angemerkt: gewisse Personen wurden von einem einzigen schönen Theile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von seinen schönen Augenlidern, mit einem besondern Namen bezeichnet; denn er wurde genannt, auf dessen Augenlidern die Grazien wohnen. Ja, es scheint, man habe geglaubt die Zeugung schöner Kinder durch verordnete Preise befördern zu können, welches die Wettspiele der Schönheit zu glauben veranlassen, die bereits in den allerältesten Zeiten, von Cypselus, König in Arkadien, zur Zeit der Herakliden, bei dem Flusse Alpheus, in der Landschaft Elis, angeordnet waren: und an dem Feste des Philesischen Apollo war auf den gelehrtesten Kuß unter jungen Leuten ein Preis gesetzt. Eben dieses geschah unter Entscheidung eines Richters, wie vermuthlich auch dort zu Megara bei dem Grabe des Diokles. Zu Sparta und zu Lesbus, in dem Tempel der Juno, und bei den Parrhasiern waren Wettstreite der Schönheit unter dem weiblichen Geschlechte. Die allgemeine Achtung der Schönheit ging so weit, daß die spartanischen Weiber einen Apollo oder Bachus, oder einen Nireus, Narcissus, Hyacinthus oder einen Castor und Pollux in ihren Zimmern aufstellten, um schöne Kinder zu haben, wie Oppianus bezeugt.

Hat es Grund, was Dio Chrysostomus von seinen und des Trajanus Zeiten sagt, daß man nicht mehr auf männliche Schönheit achtsam sei, oder selbige zu schätzen wisse, so liegt auch in dieser Unachtsamkeit eine Ursache von dem damaligen Abnehmen der Kunst.

§. 9. So wie nun der Himmel und das Klima selbst in der Bildung wirkt, die noch unter den heutigen Griechen, nach aller Reisenden Zeugniß, vorzüglich ist und ihre alten Künstler begeistern konnte; eben so, und nicht weniger, ist diese Wirkung dem gütigen Wesen, dem weichen Herz und dem fröhlichen Sinn der Griechen zuzuschreiben, als Eigenschaften, die zur Entwerfung schöner und lieblicher Bilder eben so viel, als die Natur zur Zeugung der Gestalt beitragen. Von dieser Gemüthsart der Griechen überzeuget uns die Geschichte, und die Gütigkeit der Athenienser ist, wie ihre Verdienste um die Kunst, bekannt. Daher sagt ein Dichter, daß die Stadt Athen allein Mitleiden zu tragen wisse; so wie sich, um von den Zeiten der ältesten Kriege, der Argiver und Thebaner anzufangen, zeiget, daß allezeit bedrängte und verfolgte Personen in Athen Zuflucht gefunden und Hülfe erhalten. Eben diese Heiterkeit des Gemüthes gab bereits in den ältesten Zeiten Anlaß zu theatralischen und andern Spielen, um, wie Pericles sagt, die Traurigkeit aus dem Leben zu verdrängen.

§. 10. Begreiflicher wird dies aus Vergleichung der Griechen mit den Römern, bei welchen die unmenschlichen, blutigen Spiele und mit dem Tod ringende und sterbende Fechter auch in ihren gesittetsten Zeiten dem ganzen Volke die angenehmste Augenweide in ihren Schauplätzen waren; die Griechen hingegen verabscheuten diese Grausamkeit; und da ein solches schreckliches Spiel zu der Kaiserzeit in Corinth sollte angestellt werden, sagte Jemand, man müsse den Altar der Barmherzigkeit und des Mitleidens umwerfen, bevor man sich entschließe, die Grausamkeit anzuschauen; endlich aber führten die Römer diese Spiele selbst zu Athen ein.

§. 11. Auch aus beider Völker Art zu kriegen ist die Menschlichkeit der Griechen und das wilde Herz der Römer offenbar; denn bei diesen war es gleichsam ein Gesetz, in den eroberten Städten bei dem ersten Einfall nicht allein, was menschlichen Odem hatte, niederzuhauen, sondern auch den Hunden den Bauch aufzuschneiden, und alle andern Thiere zu zerhacken; und dieses ließ sogar Scipio Afrikanus der Aeltere geschehen, da Chartagena in Spanien erstiegen und eingenommen wurde. Das Gegentheil sehen wir an den Atheniensern, die im öffentlichen Rathe beschlossen hatten, durch den Befehlshaber ihrer Flotte alle erwachsene Mannschaft zu Mitylene in der Insel Lesbus umbringen zu lassen, weil diese Stadt sich ihrer Unterthänigkeit entzogen, und die Anführer der Empörung der ganzen Insel wider sie gewesen waren. Kaum aber war dieser Befehl abgegangen, da es sie gereuete, und sie erklärten selbst diesen Entschluß für grausam.

§. 12. Sonderlich wird die den Römern entgegengesetzte Gemüthsart der Griechen offenbar aus diesen ihren Kriegen; denn die Achäer führten dieselben so menschlich, daß sie unter sich ausmachten, keine verborgenen

Pfeile zu führen, noch mit denselben zu schießen, sondern in der Nähe und mit dem Degen in der Hand gegen einander zu fechten. Ja, in der größten Erbitterung der Gemüther wurden alle Feindseligkeiten aufgehoben und auf einige Tage vergessen, wenn die olympischen Spiele einfielen, wo alle Griechen einmüthig zu der allgemeinen Freude zusammenkamen. Sogar in den ältesten und wenig gesitteten Zeiten, in den hartnäckigen, messenischen Kriegen, machten die Spartaner mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage, weil bei ihnen das Fest, welches dem Hyacinthus gefeiert wurde, einfiel: dieses geschah in dem zweiten messenischen Kriege, dessen Ende in der achtundzwanzigsten Olympias war.

§. 13. In Absicht der Verfassung und Regierung von Griechenland ist die Freiheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der Kunst. Die Freiheit hat in Griechenland allezeit ihren Sitz gehabt, auch neben dem Throne der Könige, welche väterlich regierten, ehe die Aufklärung der Vernunft ihnen die Süßigkeit einer völligen Freiheit schmecken ließ; und Homerus nennt den Agamemnon einen Hirten der Völker, dessen Liebe für dieselben und Sorge für ihr Bestes anzudeuten. Ob sich gleich nachher Tyrannen aufwarfen, so waren sie es nur in ihrem Vaterlande, und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Insel Naxus von den Atheniensern erobert wurde, hatte kein freier Staat in Griechenland sich den andern unterwürfig gemacht. Daher ruhte nicht auf einer Person allein das Recht, groß in seinem Volk zu sein und sich, mit Ausschließung anderer, verewigen zu können.

§. 14. Die Kunst wurde schon sehr zeitig gebraucht, das Andenken einer Person auch durch seine Figur zu erhalten, und hierzu stand einem jeden Griechen der Weg offen; man konnte sogar die Statuen seiner Kinder auch in den Tempeln aufstellen, wie wir von der Mutter des berühmten Agathokles wissen, welche die Figur desselben in seiner Kindheit einem Tempel weihte. Die Ehre einer Statue war zu Athen, was ein nackter, unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Brust, die allerwohlfeilste Belohnung der Könige unserer Zeiten ist. Also erkannten die Athenienser das Lob, welches ihnen Pindarus nur wie im Vorbeigehen, in einer seiner Oden, die sich erhalten hat, nicht mit einer freundlichen Danksagung, sondern sie errichteten ihm eine Statue an einem öffentlichen Orte vor einem Tempel des Mars. Da nun die ältesten Griechen das Gelernte dem, wo sich die Natur vornehmlich äußerte, weit nachsetzten, so wurden auch die ersten Belohnungen auf Leibesübungen gesetzt, und wir finden von einer Statue Nachricht, welche zu Elis einem spartanischen Ringer, Eutelides, schon in der achtunddreißigsten Olympias aufgerichtet worden, und vermuthlich ist dieselbe nicht die erste gewesen. In kleineren Spielen, wie zu Megara, wurde ein Stein mit dem Namen des Siegers aufgerichtet. Daher suchten sich die größten Männer unter den Griechen in der Jugend in den Spielen hervorzuthun; Chrysippus und Cleanthes wurden hier eher als durch ihre Weltweisheit bekannt, ja Plato selbst erschien unter den Ringern in den Isthmischen Spie-

len zu Corinth und in den Pythischen zu Sicyon. Pythagoras trug zu Elis den Preis davon, und unterrichtete den Eurymenes, daß er an eben dem Orte den Sieg erhielt. Auch unter den Römern waren die Leibesübungen der Weg, einen Namen zu erhalten, und Papirius, welcher die Schande der Römer an den Samnitern rächte, ist uns weniger durch diesen Sieg, als durch seinen Beinamen, der Läufer, bekannt, welchen auch Achilles beim Homerus führt. Es wurden nicht allein die Statuen in der Aehnlichkeit der Sieger, die sie vorstellten, gebildet, sondern auch die Pferde, die in den Wettläufen den Sieg erhielten, wurden nach dem Leben gemacht, wie dieses besonders von des athieniensischen Cimons Pferden berichtet wird.

§. 15. Nächst diesen Ursachen kann die Verehrung der Statuen als eine der vornehmsten angesehen werden; denn man behauptete, daß die ältesten Bilder der Gottheiten, deren Künstler nicht bekannt waren, vom Himmel gefallen wären, und daß nicht allein diese Figuren, sondern auch jede Statue bekannter Künstler von der Gottheit selbst, die sie vorstellte, erfüllt sei.

§. 16. Nicht allein dieser Aberglaube, sondern auch die Fröhlichkeit der Griechen wirkte zum allgemeinen Aufnehmen der Kunst, und die Künstler waren bereits in den ältesten Zeiten beschäftigt, Statuen der Sieger in so vielen Spielen zu arbeiten, welche in der Aehnlichkeit der Personen und nicht über Lebensgröße sein mußten, worüber die Richter in den Spielen genau hielten.

§. 17. Eine Statue des Siegers, in dessen Gleichheit und Aehnlichkeit, an dem heiligsten Ort in Griechenland gesetzt und von dem ganzen Volk gesehen und verehrt, war ein mächtiger Antrieb, nicht weniger dieselbe zu machen, als zu erlangen, und niemals ist für Künstler unter irgend einem Volke von je an eine so häufige Gelegenheit gewesen, sich zu zeigen, der Statuen in den Tempeln, sowohl der Götter, als ihrer Priester und Priesterinnen, nicht zu gedenken. Die höchste Ehre in dem Volke war, ein olympischer Sieger zu sein, und es wurde dieselbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielt sich Heil widerfahren, daher diese Personen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden, und sie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begräbniß; ja die Ehrenbezeugungen erstreckten sich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele und vielen nach der Anzahl der Siege Statuen gesetzt, sondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil, eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht diese gekrönt wurden. Es nahmen folglich alle Mitbürger Theil an der Ehre ihrer Statuen, zu welcher sie die Kosten aufbrachten, und der Künstler derselben hatte es mit dem ganzen Volke zu thun; ja dem Euthymus aus Locri in Italien, welcher allezeit zu Elis gesieget und nur einmal gefehlet hatte, wurde, nach dem Ausspruch des Orakels, noch bei dessen Leben, so wie nach dem Tode geopfert. Die Ehre einer Statue erlangten auch verdiente Bürger, und Dionysius redet von den Statuen der Bürger zu Cuma in Italien, welche Aristodemus, der Tyrann dieser Stadt und Freund des Tarquinius Superbus, in der zweiundsieben=

zigsten Olympias aus dem Tempel, wo sie standen, wegnehmen und an unsaubere Orte werfen ließ. Einigen Siegern der Olympischen Spiele aus den ersten Zeiten, da die Künste noch nicht blühten, wurden lange nach ihrem Tode, ihr Andenken zu erhalten, Statuen aufgerichtet, wie einem Oibatas aus der sechsten Olympias diese Ehre allererst in der achtzigsten widerfuhr. Es ist besonders, daß sich Jemand seine Statue machen lassen, ehe er den Sieg erhielt, so gewiß war derselbe. Ja zu Aegium in Achaja, war einem Sieger eine besondere Halle oder verdeckter Gang von seiner Stadt gebauet, um sich daselbst im Ringen zu üben.

Es scheint mir hier nicht überflüssig, anzumerken eine schöne, aber verstümmelte, unbekleidete Statue eines Schleuderers, wie die an dem rechten Schenkel liegende Schleuder mit dem Steine anzeigt. Es ist nicht leicht zu sagen, wie und auf was Weise einer solchen Person eine Statue errichtet worden; denn von den Dichtern ist keinem Helden eine Schleuder gegeben, und unter den griechischen Kriegsvölkern waren die Schleuderer selten, und wo sie sich befanden, waren es die Geringsten im Heere, und unbewaffnet wie die Bogenschützen; und ebenso bei den Römern, so daß man Jemand, um ihn empfindlich zu züchtigen, von der Reiterei, oder von andern Fußvölkern unter die Schleuderer heruntersetzte. Da aber die Statue, von welcher wir reden, eine bestimmte Person des Alterthums, und nicht blos einen Schleuderer, vorstellen muß, könnte man sagen, es sei in derselben Pyrächmas der Aetolier abgebildet, welcher bei der Rückkunft der Herakliden in Peloponnesus den Zweikampf übernahm über die Entscheidung des Besitzes der Landschaft Elis: denn dessen Geschicklichkeit bestand in der Schleuder.

§. 18. Durch die Freiheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme, das Denken des ganzen Volkes; denn so wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Felde, oder auf einem offenen Gang, und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer und in jedem eingeschränkten Orte, eben so muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen sein. Herodotus zeiget, daß die Freiheit allein der Grund gewesen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelangt ist, da die Stadt vorher, wenn sie einen Herrn über sich erkennen müssen, ihren Nachbarn nicht gewachsen war. Die Redekunst fing an, aus eben dem Grunde, allererst in dem Genusse der völligen Freiheit unter den Griechen zu blühen; und daher legten die Sicilianer dem Gorgias die Erfindung der Redekunst bei. Aus Münzen der Städte in Sicilien und Groß-Griechenland könnte behauptet werden, daß die Künste in dieser Insel und in dem unteren Theile von Italien eher, als selbst in Griechenland, zu blühen angefangen, wie denn überhaupt andere Wissenschaften zeitiger in Sicilien als in Griechenland emporgekommen. Dies wissen wir von der Redekunst, in welcher sich zuerst Gorgias von Leontium in Sicilien hervorthat, und da er als Abgeordneter dieser Stadt nach Athen geschickt wurde, zog er daselbst Augen und Ohren auf sich. Die Weltweisheit selbst bekam

in der Eleatischen oder Italischen Schule und in derjenigen, welche Pythagoras stiftete, eher als unter andern Griechen eine methodische Form.

§. 19. Eben die Freiheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzte gleichsam in der Geburt selbst den Saamen edler und erhabener Gesinnungen; und so wie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick ausdehnt und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzt, so konnte im Angesicht so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer besten Zeit waren denkende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein an uns selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem größten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterstützt, beschäftigten, welcher bei uns, bis er abnimmt, unedel genährt wird.

§. 20. Der unmündige Verstand, welcher, wie eine zarte Rinde, den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn, gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Bilder oder Worte fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllt, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt sein, das ist, zu wissen, was Andere gewußt haben, wurde spät gesucht; gelehrt im heutigen Verstande zu sein, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein Jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nämlich viel Bücher zu kennen, da allererst nach der einundsechzigsten Olympias die zerstreuten Glieder des größten Dichters gesammelt wurden. Diesen lernte das Kind; der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas Würdiges hervorgebracht hatte, so war er unter die Ersten seines Volkes gerechnet.

Magnus Gottfried Lichtwer, geboren den 30. Januar 1719 zu Wurzen bei Leipzig, studierte in Wittenberg und Leipzig die Rechte und trat dann, nachdem er sich von 1741 bis 1743 in Dresden aufgehalten hatte, ohne eine Anstellung zu erhalten, in Wittenberg als Privatdocent auf, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, diese ihm liebgewordene Beschäftigung wieder aufzugeben. Im Jahre 1749 zog er, um eine ihm zugefallene Erbschaft besser verwalten zu können, nach Halberstadt, und trat dort bald als Referendar in den Staatsdienst, wurde 1752 zum Regierungsrath und zum Mitglied der Landesdeputation, 1763 zum Criminal- und Consistorialrath ernannt. Er starb als solcher in Halberstadt den 7. Juli 1783.

Lichtwer, einer der besten Fabeldichter der Zeit, gehört unter Diejenigen, die sich niemals an irgend eine bestimmte Richtung anschlossen und im Leben, wie im Dichten, einsam ihren eigenen Weg verfolgten. So vermied er, als er in Leipzig studierte, jede Betheiligung an den poetischen Genossenschaften, und besuchte nicht einmal Gottscheds Vorlesungen über Poesie, obgleich er sich schon seit seiner frühesten Jugend mit poetischen Arbeiten beschäftigt hatte. Ebenso einsam lebte er in Halberstadt, wo er sogar mit Gleim, der von Allen gesucht und geliebt war, nicht umging. Trotzdem erinnern Lichtwers Fabeln an die Gellert'schen (wie wohl alle Fabeln eine gewisse Familien-

ähnlichkeit haben, da der Umfang ihres Gesichtskreises beschränkter ist, wie bei anderen Gattungen der Poesie), obgleich sie die letzteren an Lebendigkeit und wahrer Schilderung des Thierlebens übertreffen. Auch ist Lichtwers Sprache und Darstellung kräftiger und natürlicher, wie die Gellert'sche, besonders aber haben sie vor Letzteren den Vorzug, daß sie durch ihren ungesuchten Humor mehr unterhaltend als belehrend sind, während bei den Gellert'schen Fabeln aus Allem der belehrende Zweck hervorsieht. Die erste Ausgabe der Lichtwer'schen Fabeln, die unter dem Titel: „Vier Bücher äsopischer Fabeln", 1748 erschien, wurde von Gottsched empfohlen. Vielleicht eben deßhalb ließ sich Ramler verleiten, seinen Verbesserungseifer auch daran zu üben. Als 1758 die zweite unveränderte Auflage erschien, arbeitete er ohne Wissen und Willen des Verfassers fünfundsechzig von den hundert Fabeln um, und gab sie unter Lichtwers Namen 1761 als verbesserte Ausgabe heraus, was natürlich den heftigsten Unwillen Lichtwers erregte, und einen literarischen Streit zur Folge hatte, an dem sich auch Lessing auf Ramlers Seite betheiligte. Doch aber hatte dieses tadelnswerthe Benehmen Ramlers den günstigen Erfolg, daß 1762 Lichtwer eine verbesserte Auflage seiner Fabeln veranstaltete, worin er Ramlers Kritik benutzend, sehr wesentliche Verbesserungen anbrachte. Seine sämmtlichen Schriften nebst seiner Biographie wurden 1828 von seinem Enkel, Magnus von Pott, herausgegeben. Es befinden sich darunter auch einige recht gelungene lyrische Poesien, die es bedauern lassen, daß der Herausgeber nicht mehrere auffinden konnte, und ein unbedeutendes gereimtes Lehrgedicht in fünf Büchern: „Das Recht der Vernunft".

Aus: Lichtwers Fabeln.

Eingang zum ersten Buch der Fabeln.

O Muse! die du weißt, was Thier und Bäume sagen,
Wovon der Vogel singt, was Fisch und Wurm beklagen,
Ich bitte, sage mir, wie reden Löw' und Maus?
Wie drückt sich eine Gans, und wie ein Adler aus?

Wovon schwatzt Schneck' und Frosch? wie sprechen muntere Pferde?
Was denkt der volle Mond? worüber seufzt die Erde?
Wie redet die Natur? Es läßt ja ungereimt,
Wenn hoher Sänger Witz von Wuth der Lämmer träumt,

Die Löwen weinen läßt, die Hasen drohen lehret,
Gewächsen Flügel dreht, und die Natur verkehret;
Aesopus dichtete natürlich, ohne Zwang,
Aesop, der von der Maus bis an den Löwen sang.

Und ohne der Natur was Falsches aufzubürden,
Die Thiere reden ließ, wie Thiere reden würden:
Die Wölfe dürsteten nach feiger Lämmer Blut,
Der Hirsch pries sein Geweih', der Uhu seine Brut;

Der Panther drohete, der Stier sprach von dem Stalle,
Der Sperling plauderte, der Fuchs belog sie alle.
So sang der Phrygier; nichts, so sich widersprach,
Floß jemals in sein Lied. Ihm sang ein Phädrus nach.

Und alle, die nach ihm das Fabelreich durchstrichen,
Erhoben ihren Ruhm, soweit sie jenen glichen.
Mein Mund versucht ihr Lied. Wie, wenn es nicht gelingt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sei gewagt, er singt.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an;
So ein Lied, daß Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tact erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizusteh'n.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstört den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Tassen um.

Stolpert über einige Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hob an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb: denn eig'ner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war;
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin;
Und baut' in niedriges Gesträuche,
So scheu macht ihn der Fall der Eiche;
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal' davon zu zieh'n.

Da baut' er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe:
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Daferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eig'ner Herr und Knecht:
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Erzählungen.

Das schlechte Tuch.

„Wer kauft ein neues Modetuch?
Ihr Herren, sagt, wer kauft drei Ellen zum Versuch?
Verlangen sie mein Tuch, Ihr' Gnaden?"
So rief vom Morgen bis zur Nacht
Ein Kaufmann, der das Tuch vom Jahrmarkt mitgebracht,
Und rief sich heisch in seinem Laden.
Was ruft ihr? sagte man, das Tuch mög't ihr vergraben,
Und der ist auf sein Geld ergrimmt,

Der es euch einst vom Halse nimmt;
Ich möcht' es nicht geschenket haben.
Der Kaufmann fitzte das Gesicht;
Geht, sprach er bei sich selbst, ich lass' euch diesmal laufen,
Allein ihr müßt die Tücher kaufen,
Ihr mög't sie wollen, oder nicht.
In einer Zeit von vierzehn Tagen
Bringt es der Kaufmann selbst so weit,
Daß von des Ortes Obrigkeit
Dem Volk verboten wird, dergleichen Tuch zu tragen.
Ja, die Verordnung ist so scharf,
Daß man es nicht einmal im Hause haben darf.
Kaum ward es kund, so kamen alle,
Und alle forderten etwas.
Dem Kaufmann nützte dieser Spaß,
Er sprach, er dürfe nicht, das war die rechte Falle;
Man bot zwei Thaler baares Geld
Für einen kleinen Rest. Als er sich furchtsam stellt,
Kommt es in einem Athemholen
Erst zu Dukaten, dann Pistolen.
So ward dies schlechte Tuch ein Heiligthum der Stadt;
Man wies es Reisenden, hört, sprach man im Vertrauen,
Hier könnt ihr von dem Tuch ein ächtes Stücklein schauen,
Was unser Rath verboten hat.

Der Vater und die drei Söhne.

An Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworb'nen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreu'n;
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
D'rauf sprach der älteste der Brüder:
Hört, es vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.

Sagt, war die That nicht lobenswerth?
Du thatest, Sohn, wie sich's gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
Wer anders thut, der muß sich schämen:
Denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht.
Die That war recht, doch edel nicht.

Der and're sprach: auf meiner Reise,
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh'
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben.
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind.

Der jüngste sprach: bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke.
O, rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein, welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe frei'te wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr',
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirmeszeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn kleiner Töffel hieß, hatt' er die Dreistigkeit
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihn zwar ein neues Schock zu steh'n,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede geh'n:
„Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen."
O, das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?" sprach er, „kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Inmittelst ändert sich's, und man verkennet mich."
Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr,
Die Sachsen dringen ein, geh'n bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin; man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauernkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
„Je, kleiner Töffel, lebt ihr noch?"
Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit, noch Glück;
Reis't, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben:
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgeseh'n,
Kam endlich heim von seiner Reise;
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt' es zu gescheh'n.

Da hieß es allemal: „Uns freu't von ganzer Seele,
Dich hier zu seh'n," und nun: „erzähle!"
Was ward da nicht erzählt? „Hört," sprach er einst, „ihr wißt,
Wie weit von uns'rer Stadt zu den Huronen ist,
Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen,
Sie sitzen oft bis in die Nacht:
Beisammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott, noch Hölle;
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe steh'n; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall droh'n,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebroch'ner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen,
Denn, wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfter hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich."
„„Allein, was ist ihr Zweck?"" so fragten hier die Freunde,
„„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?""
„Ach nein!" „„So suchen sie den Stein der Weisen?"" „Ihr irrt."
„„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?""
„Nein." „„So bereu'n sie alte Sünden?""
„Das ist es alles nicht." „„So sind sie gar verwirrt?""
„„Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch seh'n, was thun sie denn?"" „Sie spielen."

Johann Gottlieb Willamov, geboren den 15. Januar 1736 zu Mohrungen in Preußen, wurde von seinem Vater, der Prediger war, selbst unterrichtet, bis er 1752 die Universität Königsberg bezog, um Theologie zu studieren. Doch beschränkte er sein Studium nicht allein auf die Theologie, sondern betrieb dabei noch mit großem Eifer und dem besten Erfolge, Philosophie, Mathematik, Sprachen und die schönen Wissenschaften, so daß er 1758 als Professor am Gymnasium zu Thorn angestellt wurde, wo er glücklich und geliebt von seinen Schülern, aber in gar zu ärmlichen Verhältnissen lebte. Und nur, um aus dieser Armuth befreit zu werden, nahm er 1767 die ihm angetragene Stelle als Aufseher des Instituts der schönen Wissenschaften in Petersburg an, verwickelte sich aber bald, unkundig der

ökonomischen Aufsicht, die er gleichfalls zu verwalten hatte, in Schulden, und da er diese bei Niederlegung seines Amtes, 1776, aus Scham nicht alle angezeigt, und man daher Unterschleife vermuthete, wurde er nach einiger Zeit plötzlich von der Straße in's Gefängniß geschleppt. Ob man ihn gleich, da seine Unschuld erwiesen wurde, bald frei ließ, zog er sich diese Schmach doch so zu Herzen, daß ihn ein heftiges Fieber befiel, dem er den 21. Mai 1777 erlag.

Willamov war ein talentvoller, für Poesie und Malerei besonders begabter Mensch. In allen den Wissenschaften, die er betrieb, brachte er es zu einer ungewöhnlichen Vollkommenheit, und auch seine dichterischen Erzeugnisse in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit liefern den Beweis für seine poetischen Anlagen.

Eigenthümlich in ihrer Art sind sowohl seine Dithyramben, wie auch seine Fabeln. Dithyrambus war nämlich bei den Griechen ein Beiname des Bachus. Später ward eine besonders ausgebildete Gattung der lyrischen Poesie so genannt, die von Chören Anfangs zu Ehren des Bachus, später auch anderer Götter gesungen wurden; und diese mit dem griechischen Götterdienst eng verbundene Dichtungsart suchte Willamov auch bei uns einzuführen, doch da er selbst wohl einsah, daß Lieder zur Verherrlichung des Bachus und anderer griechischer Götter wenig Anklang bei den Deutschen finden konnten, so besang er in seinen Dithyramben, statt des Bachus, Friedrich den Großen, Peter den Großen und andere geschichtlich hervorragende Persönlichkeiten. Sie fanden, obwohl einige derselben an sich recht gelungen sind, doch wenig Anklang, da sie trotz den deutschen Stoffen immer etwas Fremdartiges haben und man sie stets nur als Nachahmungen griechischer Gesänge betrachten kann. Mehr Beifall fanden seine Fabeln, die er auch in ganz eigenthümlicher Weise behandelte. Er gab denselben durchweg eine dialogische Form, das heißt er ließ die vorkommenden Thiere ohne weitere Einkleidung und Erklärung redend auftreten. Zwar bereitete er sich durch diese Behandlungsart selbst neue Schwierigkeiten, besonders die, daß das Verständniß erschwert wird, doch überwand er diese Schwierigkeiten meist mit großem Geschick, und seine Fabeln sind anziehend durch ihre dramatische Lebendigkeit in knapper, kurzer Form. Seine poetischen Schriften erschienen gesammelt erst nach seinem Tode, 1793. Es befinden sich darunter auch lyrische Gedichte anderer Art, von denen manche recht gelungen sind. Herder, der ihn näher kannte, und ein Gedicht auf seinen Tod verfaßte, behauptet sogar, Willamovs Talent befähige ihn mehr zu sanften, wie heroischen Gefühlen, und hält deßhalb die andern Gedichte für besser als die Dithyramben.

Aus: Willamovs Fabeln.

Die Gans und der Fuchs.

Komm, Fuchs, wir wollen Friede schließen,
Was nützt die Feindschaft mir und dir?
Ich muß mein Gras in steter Furcht genießen,

Und du wirst auch die Raubbegier
Gewiß einst mit dem Tode büßen;
D'rum laß uns lieber Freunde sein.
Vortrefflich, kluge Gans, ich geh' den Antrag ein;
Die Feindschaft bringt uns freilich nicht Gewinn,
Wohlan der Friede sei geschlossen!
Er sei, ich schwör's, auf ewig fest geschlossen!
Ja! — bis ich wieder hungrig bin.

Die Eule und der Rabe.

„Daß man mich als Minervens Vogel ehre."
„„Und mich, weil ich dem Phöbus angehöre.""
„Mich wundert ungemein,
Daß Phöbus einen Dieb zu seinem Liebling wählet."
„„Und meinst du, heiliger zu sein?
Weiß nicht die Welt, wie auch ihr Eulen raubt und stehlet?""
„Still, still, wir wollen nur gesteh'n,
Daß nicht Verdienste stets zu Lieblingen erhöh'n."

Zwei Affen.

„Was machst du da? wie? auf dem Kopf zu steh'n?
Bist du gescheidt?" Herr Bruder, nur gemach!
Wir müssen endlich doch dem alten Schimpf entgeh'n,
Als ahmten wir nur immer nach.
So wollen wir in's künftige geh'n!
Und dann, dann sage einer noch einmal,
Ein Affe sei nicht auch Original.

Der Esel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus, die Sonne

„O Sonne, scheine nicht so heiß!
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß
Bei meiner Arbeit unterliegen."
„Dank sei dem Zeus für seinen Sonnenschein!
Es liegt darin sich mit Vergnügen."
„Du mußt wohl ausgelassen sein
Mit deinem mir verhaßten Lichte;
O Sonne, schone mein Gesichte!
Ich sitze hier mit allem Fleiß umhüllt
In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt,
Ich werde noch erblinden."
„O, sei mir lange so geneigt,
Wohlthät'ger Sonnenschein! es reifen meine Aehren."
„Schweigt, Unverständige, schweigt,
Ich werde mich an euch nicht kehren!"

Der Mensch, das Vergnügen, der Schmerz.

Wer bist du freundlich Kind?
Ich heiße das Vergnügen.
Und du, tiefäugiger, aus dessen finstern Zügen
Verdruß und Gram und Trübsinn spricht?
Ich bin der Schmerz.

Dich mag ich nicht!
Doch du, o schönes Kind, bist mein.
Nicht also, Freund, das kann nicht sein,
Wer mich verlangt, der muß sich auch bequemen,
Hier diesen mitzunehmen.
O pfui! das ist dein Scherz,
Wie schickst denn du dich zu dem Schmerz?
Ihr Feinde wär't so nah' verbunden?
Ja! dies ist einmal so der großen Götter Schluß.
Sieh' nur, das feste Band, das uns verknüpfen muß;
Sie haben's selbst um uns gewunden,
Wir bleiben unzertrennt verbunden
Und folgen stets einander auf dem Fuß.

Gottlieb Konrad Pfeffel, geboren den 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß, bezog 1750 die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Da er aber schon seit seiner frühesten Jugend an den Augen litt und das Uebel, trotz aller ärztlichen Hülfe, immer mehr überhand nahm, mußte er nicht allein seine Studien bald aufgeben, sondern er erblindete auch gänzlich im Jahre 1757. Doch verlor er durch dies harte Mißgeschick weder Lebensmuth, noch Heiterkeit, und als er das Glück hatte, 1759 eine treue und sorgsame Lebensgefährtin zu finden, entwickelte er eine rastlose und fruchtbare Thätigkeit; namentlich beschäftigte er sich mit Poesie, in der er früher schon einzelne gelungene Versuche gemacht hatte. Im Jahre 1773 gründete er in seiner Vaterstadt ein akademisches Erziehungshaus, Kriegsschule genannt, die bald einen hohen Ruf gewann, so daß von allen Seiten ihm die Schüler zuströmten; besonders besuchten viele Schweizer seine Anstalt. Durch den Einfluß dieser Schweizer in ihrem Vaterlande wurde er später in die helvetische Gesellschaft aufgenommen, an deren Verhandlungen er von nun an lebhaften Antheil nahm. (Diese Gesellschaft war von Iselin und Hirzel gegründet worden hauptsächlich zur Verbesserung der Gesetzgebung und um den eidgenössischen Staatenverein durch geistige Annäherung fester zu knüpfen.) In den Jahren 1782 und 1783 ernannte die Stadt und Republik Biel, Pfeffel zum Bürger und Mitglied des Großen Rathes. Aber nicht allein die Schweiz, auch andere Länder und Fürsten bezeigten ihm ihre Anerkennung; so wurde er 1788 zum Ehrenmitglied der Akademie der Künste in Berlin ernannt, und der Consul Bonaparte machte ihn 1803 zum Präsidenten des neu errichteten Consistoriums. Als er seine Anstalt in Folge der Revolution 1790 schließen mußte, beschäftigte er sich wieder ausschließlich mit poetischen Arbeiten. Er starb in Kolmar den 1. Mai 1809.

Pfeffel, der als Fabeldichter am meisten bekannt und berühmt wurde, beschränkte seine schriftstellerische Thätigkeit aber nicht allein auf diesen Zweig der Poesie, sondern versuchte sich nicht ohne Glück auch beinahe in allen übrigen Gattungen. In seinen Episteln, in denen, wie es dieser Gattung überhaupt zukommt, das didaktische Element vorherrscht, zeigt sich überall neben männlichem Geist auch reines, edles und tiefes Gefühl. Ebenso sind seine

geistlichen Lieder der Ausdruck seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seines liebenswürdigen Charakters. Seine Trauer-, Lust- und Schäferspiele waren für jene Zeit, wo sie häufig aufgeführt wurden, nicht unbedeutend; unter ersteren verdient „Der Einsiedler“ hervorgehoben zu werden. Das Schäferspiel: „Der Schatz“, ist insofern als nicht gelungen zu bezeichnen, da gar keine Frauen darin vorkommen, was schon Lessing in seiner Dramaturgie für eine unglückliche Neuerung hielt. Pfeffels Lustspiele sind theils Bearbeitungen, theils Uebersetzungen aus dem Französischen; sie erschienen unter dem Titel: „Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern“. Was nun schließlich seine Fabeln und Erzählungen betrifft, so kann er, obgleich einige derselben zu den bessern Erzeugnissen der Gattung gehören, und manche, wie: „Die Tabackspfeife“, „Ibrahim“, und andere wahres Volkseigenthum geworden sind, doch nicht als Muster in der Fabel angesehen werden, da überall die belehrende Absicht zu deutlich hervorscheint, und dadurch die poetische Anschaulichkeit und das reine Vergnügen an der Poesie selbst gestört wird. Auch schon im „Ibrahim“ ist dies der Fall durch die angehängte Moral, die sehr gut wegbleiben konnte. Ebenso sind manche seiner Fabeln deßhalb als mißlungen zu bezeichnen, weil sie sich gegen die Grundsätze der Gattung, die Thiere ihrem Charakter gemäß reden und handeln zu lassen, verfehlen. Doch fanden Pfeffels Fabeln, trotz der genannten Fehler, nächst den Gellert'schen die weiteste Verbreitung.

Aus: Pfeffels Fabeln und Erzählungen.

Der junge Hase.

I.

Mit ernstem Schritte, wie der Held
Von Mancha, kam ein junger Hase
Nach Haus, und seine wunde Nase
Schien laut zu rufen: Staun', o Welt!

II.

Du blutest, Neffe? sagt' ein Greis;
So sprich, was hat sich zugetragen?
Je nun, ich habe mich geschlagen,
Versetzt' er, und der Kampf war heiß!

III.

Was! rief die ganze Sippschaft aus,
Geschlagen? du? mit welchem Feinde?
Mit einem Hund? — o lieben Freunde,
Mit einer ungeheu'ren Maus.

Das Einhorn.

I.

Wer bist du, Fremdling? Also fragte
Ein Doctor jüngst ein selt'nes Thier
In Afrika. Du irrst dich, sagte
Der Fremdling; ich bin Bürger hier.

II.

So sprich, wer bist du? Nun, ich dächte
Ein Einhorn, sieh' mir in's Gesicht!
Du lügst, in Büffons Thiergeschichte
Befindet sich das Einhorn nicht.

III.

Mag sein! doch ob ich bin, das werde
Ich selbst wohl wissen! Dummes Thier!
Ich weiß es besser; auf der Erde
Gibt es kein Einhorn, sag' ich dir! —

IV.

So gibt es Narren, rief im Zorne
Das Thier, und floh. Der Doctor schrie
Ihm nach: „Ein Thier mit einem Horne
Gibt es; ein Einhorn gab es nie.

Der Tod und seine Candidaten.

Der Erde mächtigster Despot, —
Nicht Hindostans, nicht Stambuls Kaiser,
Der Fürst der Mitternacht, der Tod,
Versammelte die beiden Häuser
Vor seinem schwarzen Parlament.
Nach einem kurzen Compliment
Sprach er: „Es fehlet unsern Staaten
Jetzt ein Vezier; wer unser Reich
Am meisten mehrt, dem will ich gleich
Das Amt verleihen. Ihr Candidaten,
Wer ihr auch seid, herbei! Er schwieg.
Die Gicht, das Fieber und der Krieg
Verrannten sich den Weg, und traten
Mit des Verdienstes edlem Stolz
Vor seinen Thron von Ebenholz.
Ich bin, sprach jeder, unter allen
Der treu'ste deiner Kronvasallen.
Der Erdball und das Schattenland
Bezeugen es. Der Sultan blickte
Sie huldreich an. Der Reichstag fand
Die Auswahl schwer. Nach ihnen rückte
Die bleiche Pest aus ihrem Sitz.
Monarch! rief sie mit bitter'm Witz,
Ich will mir selbst nicht Weihrauch streuen,
Mein Lob steht in den Litaneien.
Der König sprach: dies hebt den Streit,
Und wollte voll Zufriedenheit
Das Ehrenamt der Pest verleihen,
Als sich ein fremder Postulant,
Ein Doctor in der Heilkunst nah'te.
Sir, sprach er, dir und deinem Rathe
Ist mein Verdienst schon längst bekannt.
Von meinem glücklichen Talente
Enthält der Kirchhof und dein Staat
Schon manches Hundert Monumente.
Indem der Fürst mit dem Senat
Den Antrag reiflich überdachte,
Erschien ein neuer Candidat,
Der allem Zwist ein Ende machte;
Er sah bisher nur an der Thür
Den selt'nen Rangstreit an, und lachte.
Nun trat er vor, und sagte: Sir,
Bist du gerecht, so wirst du mir
Gewiß das Erzamt zuerkennen;
Denn alle diese Prahler hier
Sind Pfuscher gegen mich zu nennen.
Dir lodert stets mein Brandaltar,
Dir weih' ich jeden Tag zum Feste;
Du bist es, dem ich jedes Jahr
Ein Dutzend Hekatomben mäste.
Ei, rief der Schach, so sage doch,
Wer bist du, Fremdling? Sir, ein Koch.

Die Kirchenvereinigung.

In einer griechischen Abtei
Am Fuß des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagei,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschickt,
Daß ihn das fromme Volk entzückt
Mehr als Sanct Rochus verehrte.
Der Prior starb. Die Reis'lust wacht
Im Virtuosen auf; er kehrte
Mit leisem Flug bei dunkler Nacht
In's alte Vaterland zurücke,
Er stellte sich dem Hofe dar.

Der Adler, der zu seinem Glücke
Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sich hören ließ, ihn auf der Stelle
An des Verstorb'nen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Metz
Sich auch im Traume nicht versprochen,
Doch Ehre bläh't, Gewalt macht kühn;
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebar gleich in den ersten Wochen
Die Grille, seine Psalmodie
Bei allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie;
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens konnt' ihn nicht mehr rühren,
War für sein Ohr Kakophonie;
Und zudem ist ja reformiren
Der Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Canon publizieren.
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestieren.
Der Mufti drohte mit dem Bann;
Der Sultan sprach vom Strangulieren,
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel
Und orgelten mit Angst und Pein
Das tollste Wirrwarr durch den Hain,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unser'm Erdenrund erscholl.
Den Vorsang führten andachtsvoll
Der Storch, der welsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Guckguck und der Pfau;
Sie kollerten sich braun und blau,
Und füllten durch ihr Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.
Ein weiser Rabe, lahm und grau
Vor Alter, saß bei dem Monarchen
Und schwieg. Mit zornigem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
Rebelle, warum singst du nicht?
Weil dein Gebot mein Herz empöret,
Versetzt der Alte, glaube mir.
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehret;
Befiehl nun meinen Tod. Er schwieg.
Der Sultan auch; wie Meereswogen
So schäumt sein Blut. Noch wankt der Sieg;
Doch schnell rief er: ich ward betrogen;
Heil dir, o Freund, du zogst ihn ab
Den Schleier, der mein Aug' umgab.
Und ihr, empfangt die Freiheit wieder,
Ihr Vögel, singet eu're Lieder
In eu'rem angebornen Ton.
Jetzt drangen sie in dichten Kreisen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der magestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären;
Der Sultan staunt. Zum erstenmal'
Hört er, was keine Mufti's hören:
In der verschied'nen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

Ibrahim.

I.

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß,
Floß Omars junges Heldenblut
Durch Gusmanns Ritterspieß.

II.

Aus Furcht der Rache, reich und groß
War dieser Sarazen,
Floh Gusmann, und blieb athemlos
Vor einem Garten steh'n.

III.

Hoch war die Mauer; doch er schwang
Sich wie ein Pfeil hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

IV.

Er fleht um Schutz. Mit seinem Stab
Schlägt Emir Ibrahim
Voll Ernst jetzt eine Pfirsich ab
Und theilet sie mit ihm.

V.

Nimm hin, sprach er, du bist mein Gast,
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen hast,
Und reicht ihm seine Hand.

VI.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edlen Greis hinaus,
Er schloß, um unentdeckt zu sein,
Den Gast in's Gartenhaus.

VII.

Es wurde Mitternacht; es kam
Der neue Gastfreund nicht.
Nun kommt er; aber bleicher Gram
Entstellet sein Gesicht.

VIII.

Den du erschlugst, grausamer Christ,
Sprach er, das war mein Sohn!
Süß ist die Rache, schöner ist
Gehalt'ner Treue Lohn.

IX.

Flieh'! vor der Gartenthüre steht
Mein bestes Pferd. Man sucht
Dich an der See. Flieh' nach Toled!
Gott schütze deine Flucht.

X.

Siehst du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut seinem Feind,
Mein Sohn, wär' er ein Hottentot,
So ist er Gottes Freund.

Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nah'te sich in stiller Feier
Eloah, Fürst der Seraphim,
Berührt sein Aug', und spricht zu ihm:
Sieh', jenes Weib im Nonnenschleier
Und schwarzen, här'nen Bußtalar;

Sie knie't am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Isaiden
Strömt über ihre Lippen hin.
Und hier, wie sehr von ihr verschieden,
Ist diese junge Städterin:
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhitzter Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feierkleid.
Sprich, welche betet unter ihnen?
Die am Altar, erwiedert er,
Und fällt auf's Antlitz und erröthet.
Du irrst, sie sagt Gebete her,
Versetzt der Geist, und diese betet.
Sie? rief der Klausner, ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
Ein Kleid. Für eine arme Waise,
Sprach Gottes Herold, und verschwand.

Die Tabakspfeife.

I.

Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit gold'nem Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf?

II.

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einen Bassen
Bei Belgrad abgewann.

III.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n. —

IV.

Ein andermal von eu'ren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf;
Nehmt diesen doppelten Ducaten
Für eu'ren Pfeifenkopf.

V.

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

VI.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

VII.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel,
Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

VIII.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all' sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

IX.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

X.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen
Im Stiefel mit herum.

XI.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.

XII.

Schön, Vater, ihr entlockt mir Zähren,
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.

XIII.

Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort liegt sein Gut am Rhein.
Das war meine Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

XIV.

Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset eu're Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eß't von Walters Brod.

XV.

Nun topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.

Johann Joachim Eschenburg, geboren den 1. Dezember 1743 in Hamburg, studierte in Leipzig die Rechte und wurde dann Professor am Carolinum zu Braunschweig. Später ward er zum Geheimen Justizrath und Senior des Cyriacusstiftes daselbst ernannt. Er starb als solcher in Braunschweig den 29. Februar 1820.

Eschenburg ist nicht sowohl als Dichter (er verfaßte nur 13 geistliche Lieder, die nicht von besonderer Bedeutung sind), sondern vielmehr als einer der größten Beförderer der schönen Literatur und durch Einführung der englischen Literatur in Deutschland für unsere Literaturgeschichte von der größten Wichtigkeit. Seine ästhetischen Werke, die ihrer Zeit vielen Einfluß geübt und noch jetzt zur gründlichen Kenntniß der Literärgeschichte unentbehrlich, sind: 1) Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften; 2) Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften; 3) Lehrbuch der Wissenschaftskunde; 4) Handbuch der classischen Literatur und 5) Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Außerdem gab er die Werke Boners, Burkard Waldis und anderer älterer Dichter heraus. Durch Berichte über die bemerkenswerthesten Erscheinungen in der englischen Literatur und durch Uebersetzungen einiger englischen Schriftsteller der Aesthetik suchte er die ästhetischen Grundsätze der Engländer auch in Deutschland bekannt zu machen und zur Nachahmung zu empfehlen. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich aber durch seine Uebersetzung von Shakspeare's theatralischen Werken und Schauspielen. Wenn schon nicht der Erste, da Wieland vor ihm auch die Uebersetzung Shakspear'scher Werke begonnen hatte, so ist doch die Eschenburgs vollständiger und genauer, und jetzt noch von hohem Interesse, obgleich wir mehrere ausgezeichnete Shakspeare-Uebersetzungen besitzen.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.